Indianermärc... aus Südamerika

Theodor Koch-Grünberg





Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Buchausstattung von Hanns Anker



Taulipang-Indianerin mit zahmem Reh
(Roroima)

Indianermärchen aus Südamerika

Herausgegeben von Theodor Koch-Grünberg

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1920

Dorothea, Ernst und Elisabeth
gewidmet

Vorwort

Die Märchenwelt der südamerikanischen Indianer ist noch sehr wenig bekannt, sodaß es schwer gehalten hat, genügendes Material für dieses Bändchen zusammenzubringen. Gewaltige Strecken des Kontinents sind noch ganz unerforscht, und die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sprachen setzt einem tieferen Eindringen in die geistigen Schätze der Eingeborenen die größten Schwierigkeiten entgegen. Der Forscher ist in erster Linie auf solche Leute angewiesen, die neben ihrer eigenen Sprache auch das Spanische oder Portugiesische soweit beherrschen, daß sie sich darin verständlich machen können, d. h. solche, die mehr oder weniger lange im Dienste der Weißen gestanden haben. Dabei besteht die Gefahr, daß sie bei diesem Verkehr fremde Elemente in sich aufgenommen und mit ihren eigenen Überlieferungen so innig verquickt haben, daß es oft schwer fällt, altes und neues Gut voneinander zu scheiden, denn nicht immer liegen diese fremden Bestandteile so offen zutage, wie bei den „Grimmschen Märchen" der chilenischen Indianer. Zudem weiß nicht jeder Eingeborene Märchen oder kann sie erzählen. Unter hundert Leuten trifft man vielleicht nur einen einzigen, der diese Gabe besitzt, die in einzelnen Familien durch mündliche Überlieferung weitergepflegt wird.

Die Mission, deren jahrhundertelanger Tätigkeit ausgezeichnetes Material über die Kultur und die Sprachen der südamerikanischen Indianer zu verdanken ist, hat auf diesem Gebiet bis auf wenige Ausnahmen versagt. Der englische Missionar Brett ist so ziemlich der einzige, der uns eine größere Sammlung indianischer Sagen hinterlassen hat, aber wegen seines oft hervortretenden orthodoxen Standpunktes und seiner „verbessernden" Hand bei der poetischen Umarbeitung der indianischen Erzählungen ist sein an sich wertvolles Material nur mit einer gewissen Kritik zu benutzen. Einige seiner Sagen sind im folgenden in Prosa übertragen.

Auch der Missionar, der doch durch seinen oft langjährigen

Aufenthalt bei einem Stamm, in einem Dorf und durch seine Kenntnis der einheimischen Sprache weit mehr als der Forschungsreisende dazu befähigt ist, die Tradition der Eingeborenen festzuhalten, sieht sich Gefahren gegenüber, denen er nur zu leicht erliegt. Wenn er wirklich vorurteilslos ist und die Märchen so niederschreibt, wie sie ihm erzählt werden, so sind doch seine Gewährsleute meistens auch seine Zöglinge, die ihm aus leicht verständlicher Scheu nicht alles erzählen, ihm nicht selten nach dem Munde reden und ihre „heidnischen" Geschichten mit frisch gelernten biblisch-christlichen Zügen zu verschönern suchen oder allzu kräftige Kost ihrem Lehrer zuliebe verdünnen.

Lange hat die Mythenforschung in Südamerika brach gelegen. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts setzte sie kräftig ein. Außer Bretts Buch über die Indianermythen Britisch Guayanas sind von größeren Arbeiten hervorzuheben die Sammlung des Brasilianers Barboza Rodrigues von Mythen, Legenden und Fabeln der Indianer des Amazonasgebietes, ferner Karl von den Steinens Stammessagen der Bakairi, die einen sehr ursprünglichen Charakter tragen, und Ehrenreichs Karaja-Sagen, die wichtige Parallelen zu süd- und nordamerikanischen Mythen ergeben. Diesen schließen sich in neuester Zeit an die zahlreichen Märchen, die Nordenskiöld bei den Stämmen Ostboliviens gesammelt hat, das ausgezeichnete, umfangreiche Werk des Brasilianers Capistrano de Abreu über die Märchenwelt der Kaschinaua, eines Indianerstammes im westlichen Brasilien, die große Sammlung des hervorragenden englischen Ethnographen Walter E. Roth von Sagen und Märchen der Küstenindianer Guayanas und endlich meine eigenen Arbeiten über die Mythen und Legender zweier Karaibenstämme Südguayanas. Rechnet man hierzu die Mythen, die der holländische Missionar van Coll neuerdings aus Surinam mitgeteilt hat, so ist Guayana das mythologisch am besten erschlossene Gebiet Südamerikas Es ist ein buntes Material, das in diesem Bändchen zu-

sammengestellt ist. Schöpfungs- und Heroensagen, die zum Teil wohl aus Naturmythen entstanden sind, wechseln mit einfachen Märchen, Tierfabeln und humoristischen Erzählungen. Zauberei und Verwandlungen mannigfacher Art spielen darin eine Rolle. Einzelne Motive kehren häufig wieder, so das Motiv vom „Besuch im Himmel", das von der Küste Guayanas bis Chile vorkommt, wie es auch in Nordamerika weit verbreitet ist und bis nach Ostasien hinüberreicht, von wo es wahrscheinlich seinen Ausgang genommen hat; ebenso das „Zwillingsmotiv", das sich mit auffallend übereinstimmenden Zügen in der Heroensage der verschiedensten amerikanischen Stämme findet.

Neben dem Humor, der die Freude des Indianers an drastisch-komischen Situationen zum Ausdruck bringt, geht eine blühende Phantasie, die sich vielfach ins Groteske, bisweilen ins Unheimliche steigert, besonders bei den Märchen, die offenbar aus Fieberträumen entstanden sind. Indessen geben die folgenden Erzählungen beim Lesen nur einen matten Abglanz ihrer urwüchsigen Schönheit. Man muß die Leute hören, wie sie am Lagerfeuer ihre Stammesgeschichten erzählen, auf die sie so stolz sind, wie sich ihre Darstellung häufig zu dramatischem Schwung erhebt; man muß sie sehen, wie sie bei spannenden Stellen plötzlich, lebhaft gestikulierend, aufspringen und, vor Aufregung zitternd, dastehen, während der Schein des Feuers über ihre schönen, rötlich strahlenden Körper spielt.

Stuttgart, im Juni 1919

Theodor Koch-Grünberg



1. Wie die Warrau auf die Erde kamen

Im Anfang wohnten die Warrau in einer schönen Gegend über dem Himmel. Außer ihnen gab es dort nur Vögel, die ihren jungen Jägern zur Beute wurden.

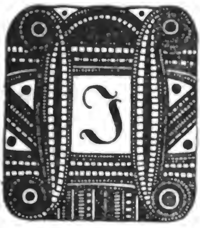
Einer von ihnen, mit Namen Okonorote, verfolgte eines Tages einen Vogel. Er schoß nach ihm, aber der Pfeil verfehlte sein Ziel und verschwand. Als er den Pfeil suchte, kam er an ein Loch, durch das er gefallen war. Er sah hinab und erblickte dort unten ausgebreitet unsere Welt mit Herden von Wildschweinen, zahlreichen Rehen und anderen Tieren, die ungestört weideten und umherzogen durch die grünen Wälder und Savannen. Da die Öffnung groß genug war, um hindurchzuschlüpfen, beschloß er, ein Tau oder eine Leiter aus Baumwolle zu verfertigen und hinabzusteigen. Mit Hilfe seiner Freunde wurde die Leiter fertiggestellt. Es dauerte viele Monate. Sie machten sie oben länger, wenn sie sahen, daß sie noch zu kurz war, bis sie hier unten in die Bäume einhakte. Dann wurde sie oben mit starken Streben festgebunden. Der mutige Okonorote kletterte daran hinab. Es war ein gefährliches Unternehmen, von oben zu kommen auf einer so gebrechlichen Leiter, die jeder Wind bewegen konnte.

Als er unten war, sah er sich verwundert um und betrachtete erstaunt das reiche Leben, die sonderbaren Vierfüßler und ihre Größe. Alles erschien seinen Augen wunderbar.

Er sah, wie die wilden Tiere ihre Beute verschlangen, und dachte, er könnte es auch wagen, eines der großen Tiere zu erlegen und zu verspeisen. So schoß er ein junges Reh. Er machte Feuer an mit zwei Stücken Holz und fand das Wildpret, eine ausgezeichnete Nahrung. Dann stieg er wieder hinauf, und das war eine furchtbare Anstrengung. Es war schwer, hinabzusteigen, aber hinaufzusteigen war noch schlimmer. Er brachte Wildpret mit von unten, nicht viel, aber

genug, um es seinen Stammesgenossen zu zeigen. Seine Worte und der Geschmack des Wildprets versetzten alle in Begeisterung.
„Wir wollen nicht hier bleiben. Die kleinen Vögel um uns her sind wenig nütze. Dort unten in dem Land, das Okonorote für die Warrau gefunden hat, werden wir Tiere zur Nahrung im Überfluß haben! Laßt uns gehen!"
So stiegen sie die Leiter hinab auf diese Welt hier unten. Alle waren damals jung — alte Leute gab es noch nicht. Die kleinen Kinder trugen sie, und alle kamen sicher hinunter, bis auf die letzte, eine dicke Frau, die eingekeilt in dem Loch stecken blieb, durch das die andern hinabgestiegen waren. Ihr Gatte unter ihr sah ihre Not und kletterte zurück, um ihr zu helfen. Aber er konnte sie nicht durchbekommen. Da wurde er schwindlig und stieg wieder hinunter, wo seine Stammesgenossen aufgeregt das Mißgeschick besprachen. Sie fragten alle, wie es sich zugetragen habe. Er konnte es auch nicht sagen. So blieb die Sache den Warrau rätselhaft.
Darauf fragten die Frauen tadelnd: „Ist es recht von dem Manne, herunterzukommen und nicht die ganze Nacht oben zu bleiben? Und der tapfere Okonorote, der schon einmal hinaufgeklettert ist, warum steigt er jetzt nicht hinauf mit ein oder zwei Männern, wenn der Gatte es ganz aufgegeben hat?"
Sie schraken alle zurück vor der Aufgabe, denn ein weiser Mann sagte:
„Gesetzt den Fall, ihr erreicht sie und könnt sie hindurchziehen, wird sie euch nicht allen den Tod bringen? Sie wird mit solcher Wucht herauskommen, daß ihr euch nicht halten könnt. Ihr werdet herabgeschleudert werden, und wir hätten unsere besten Männer verloren!"
So blieb die Frau oben, und die Leiter riß. So wird sie immer dort oben bleiben. Sie füllt das Loch aus, daher können wir niemals mehr in den Himmel hineinschauen.

2. Korobona



Im Lande der Warrau gab es einen klaren, ruhigen See, in dessen Wasser man nicht baden durfte. Eines Tages kamen zwei junge Warraumädchen singend von den Hügeln herunter und wagten sich in die Nähe des verbotenen Wassers, obgleich ihre Brüder ihnen gesagt hatten: „Nehmt euch in acht, der See ist gefährlich, badet dort nicht!"

Die ältere der beiden Schwestern, die schöne Korobona, sagte: „Warum sollen wir uns durch eine leere Drohung von diesem klaren Wasser zurückhalten lassen? Komm, meine Schwester, bade mit mir. Was soll uns geschehen? Wir Mädchen sind allein. Die Männer, alte wie junge, gehorchen abergläubisch dem Verbot. Es wird uns keiner stören."

Schnell sprangen sie hinein und begannen in dem reinen, klaren Wasser fröhlich zu tauchen und zu schwimmen. Die ältere schwamm furchtlos voran, die andere folgte ihr.

Plötzlich sah Korobona einen Holzpfahl aus dem Wasser ragen. Übermütig schüttelte sie ihn. Da erhob sich eine Männergestalt, ergriff Korobona und hielt sie mit starkem Arm.

Es war ein Wassergeist, der dort unten verzaubert gelegen hatte, bis jemand, der in den See hinausschwamm, es wagen würde, an dem Holzpfahl zu rütteln. „Warraumädchen," sagte er, „deine Schwester mag gehen! Aber dich halte ich, du schönes Weib. Du mußt mit mir hinunter in mein Heim!"

Die arme Korobona weinte zu Hause an ihrer Schwester Brust. Ihr einziger Trost war, daß ihre vier Brüder nicht wußten, warum sie so betrübt war.

Die Zeit verging. Sie wurde Mutter. Und ihre Brüder schwuren, das Kind zu töten.

„Tötet nicht meine Tochter!" schrie Korobona. „Erschlagt mich, weil ich leichtsinnig war! Meine Tochter wird ein

sanftes Mädchen werden und wird euch liebreich dienen. Verschont das hilflose Kind!"
Die Brüder wurden gerührt durch ihre Bitte und überließen das Kind ihrer Sorgfalt, denn sie liebten sie, wenn sie ihnen auch Kummer gemacht hatte.
Inzwischen suchte der Wassergeist seinen Zeitvertreib am Ufer des Sees. Als riesige Schlange sah man ihn von Baum zu Baum gleiten. Oder er stand in menschlicher Gestalt unter den grünen Zweigen, dort, wo sanftes Wellengeriesel den Sand kräuselte. Manchmal war er oben ein Mann und unten eine Schlange. Und die Leute sagten: „Wessen Hand kann dieses schrecklichen Unholds Macht widerstehen? Wer kann seine Natur erkennen?"
Korobona hörte die Erzählungen von ihm, der ihren Sinn erfüllte. Sie hörte nicht auf die Bitten ihrer Schwester. Sie stahl sich zum See, entschlossen, die Wahrheit herauszufinden.
Lange wartete sie unter den Bäumen voll Furcht und seltsamer Hoffnung, während er, der ihre Gegenwart erspähte, sich ihren Blicken in Schlangengestalt entzog und sich ihr dennoch nahte. Sein Kopf sah aus wie ein schwimmender Samen, den der Wind auf das Wasser geblasen hat. Der Schwanz glich häutigem Schaum. Nichts anderes war von ihm zu sehen.
Korobona beugte sich herab, diesen schwimmenden Samen zu betrachten. Da schrie er triumphierend: „Du gehörst mir! Ergib dich in dein Schicksal!" und ergriff sie aufs neue.
Die unglückliche Korobona lebte nun einsam im Walde und verbarg dort ihr zweites Kind. Sie wußte, es mußte Blut fließen, wenn ihre Brüder ihre Schuld erfahren würden. Sie weinte viel, denn sie sah Unheil voraus, und ihr größter Kummer war der schöne Knabe, der zum Teil seines Vaters Gestalt hatte. Am Tage seiner Geburt versuchte sie zuerst zu fliehen. Aber sie kehrte bald wieder zurück zu der versteckten Lichtung, wo das hilflose Kind lag, das sie durch sein schwaches Schreien zurückrief. Ihre Schwester, die treu mit ihr weinte, bewahrte ihr Geheimnis.

Eines Tages hörte jemand, der vorüberging, das Kind schreien und entdeckte sie. Er sagte es ihren Brüdern, die in der Nähe jagten. Bald sah sie die vier erscheinen, wild vor Scham und Rache.
Zwei von ihnen zerrten ihre Schwester nach Hause, zwei wandten sich, um das Kind zu erschlagen, das hilflos vor ihnen lag. Sie durchschossen es mit einem Pfeil und ließen es liegen, wo es lag.
„Das Kind ist tot," sagten sie, „kümmert euch nicht um die wahnsinnige Mutter!" Sie ließen sie gehen, sein Grab zu bereiten. Sie ahnten nicht, daß die Sorgfalt, die sie anwandte, den unglücklichen Knaben wieder zum Leben erweckte.
Er wuchs geistig und körperlich viel schneller als andere Kinder. In einem hohlen Baum verbarg er sich vor allen Blicken, bis er die Gestalt seiner Mutter kommen sah. Sie ging täglich in den Wald und brachte ihm Nahrung und plauderte mit ihrem Kind und vergaß darüber ihre Sorgen.
Aber sie bedachte nicht, daß ihre Fußspuren ihren Weg verraten könnten. So erfuhren die Brüder ihr Geheimnis und machten Pfeile und Bogen bereit.
„Wozu macht ihr diese Pfeile?" fragte sie. „Was wollt ihr mit diesen Waffen?" Die Brüder gaben ihr kurze Antwort. Da floh sie in den Wald, und die Brüder eilten, sie zu verfolgen.
„Verberge mich, Mutter, vor ihren Augen!" schrie das unglückliche Opfer. „Warum gabst du mir das Leben? Ich habe keinen Platz auf Erden und soll nun bald sterben!"
Die Mutter klammerte sich an ihren Sohn und schirmte ihn mit ihrem Leib vor seinen Feinden. Sie hatten nur wenig Platz zum Zielen, aber von den unfehlbaren Bogen traf jeder Pfeil. Sie schnitten ihn in kleine Stücke. Korobona verfluchte ihre Grausamkeit: „Ihr gemeinen Mörder dieses unschuldigen Kindes! Das Unglück, das ihr fürchtet, wird jetzt über euch kommen, aber durch euch, nicht durch mich! Seht hier Korobona liegen! Dieser Fleck soll ihr Grab wer-

den, dieser Fleck, der bedeckt ist von dem armen Blut! Denkt daran, wenn Unglück über euch kommt und die Warrau ihrem Schicksal verfallen!"

Korobona blieb im Walde zurück und bewachte ihren Toten. Sie häufte breite grüne Blätter und rote Blüten über den zerstückelten Leichnam. Und lieblich und duftend blieb der blutgetränkte Erdenfleck. Aasgeier und wilde Tiere blieben ihm fern. Das Schlangenkind verweste nicht.

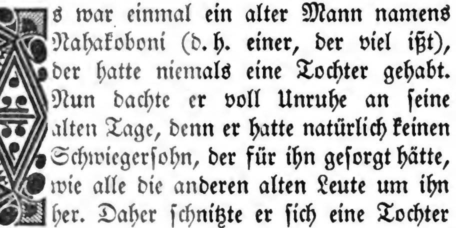
Nach einiger Zeit begann der mit Blumen bedeckte Hügel sich zu heben. Sie vernahm die Worte: „Dein Sohn wird jetzt den Mord rächen, der an ihm geschehen ist. Meine Mutter, höre auf zu klagen!"

Erst erhoben sich ein Haupt und Schultern, langsam aus dem Hügel hervorwachsend, dann sah sie die ganze mächtige Gestalt erscheinen mit vollständigen und gesunden Gliedern, wohl bewaffnet, um alle Feinde mit Schrecken zu erfüllen. Mit schwerer Keule stand der Krieger da, mit Bogen und Pfeilen. Weiße Daunenfedern schmückten sein kurzes, schwarzes Haar. Seine Haut leuchtete wie Kupfer, heller als die der Warrau. Seine Wangen und Brauen waren rot bemalt wie mit Blut. So erhob sich finster der erste Karaibe, ein starker Krieger, seine Feinde zu schlagen, ein Schrecken für jeden Warrau. Die vier Brüder erbleichten, als sie ihn sahen, und riefen ihre Krieger zusammen. Aber wenige wagten, es mit seiner Keule aufzunehmen, und die es wagten, erschlug er. Die übrigen flohen. Kein Warrau konnte ihm widerstehen; ihre Pfeile trafen ihn nicht. Die Krieger flohen, um ihr Leben zu retten. Ihre Weiber nahm er zu Frauen, und all ihr Gut wurde seine Beute.

Seine Kinder vermehrten sich und nahmen den Platz der Warrau ein.

Sie sind unbesiegbar, da sie übernatürlichen Ursprungs sind, obgleich sie durch ihre Mutter zu dem von ihnen verachteten Stamme der Warrau gehören.

3. Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer



Es war einmal ein alter Mann namens Nahakoboni (d. h. einer, der viel ißt), der hatte niemals eine Tochter gehabt. Nun dachte er voll Unruhe an seine alten Tage, denn er hatte natürlich keinen Schwiegersohn, der für ihn gesorgt hätte, wie alle die anderen alten Leute um ihn her. Daher schnitzte er sich eine Tochter aus einem Pflaumenbaum. Er war ein Zauberarzt, und er schnitt und schnitzte so geschickt an dem Holz herum, daß wirklich eine liebliche Frau entstanden war, als er seine Arbeit beendigt hatte. Ihr Name war Usi-diu, und ihre körperlichen Reize waren fast, aber nicht ganz vollkommen. Sie war so anziehend, daß alle Tiere, Vögel und Vierfüßler, von weit her kamen, um ihr den Hof zu machen, aber dem Alten gefiel keiner von ihnen, und als sie die Tochter von ihm zur Frau erbaten, wies er sie kurz ab. Er hatte eine sehr geringe Meinung von den Fähigkeiten dieser zukünftigen Schwiegersöhne. Da hielt Yar, die Sonne, selbst in seiner Reise inne, um den alten Mann zu besuchen. Es war klar, zu welchem Zweck Yar kam, und es dauerte nicht lange, da hatte er den Beweis, daß seine Werbung gern gesehen würde.

Nahakoboni wollte Yar auf die Probe stellen, um zu sehen, was er konnte. Er befahl ihm, ihn zu füttern, und ließ ihn all das gedörrte Fleisch herbeibringen, das er auf seiner Reise mitgebracht und am Rande des Waldes niedergelegt hatte. Er aß sehr herzhaft, wie es zu erwarten war bei seinem Namen, und ließ nur ein Viertel des Fleisches für seinen Besucher. Danach ließ er sich zu trinken bringen, und Yar leerte einen großen Krug in seine Kehle.

Sein nächster Befehl war, Yar solle ihm Wasser zum Baden bringen, und dazu gab er ihm ein Sieb. Aber als der arme Bursche das Sieb in das Wasserloch tauchte und es wieder

herauszog, lief das Wasser natürlich heraus. Er versuchte es viele Male, aber immer lief es heraus. Da hörte er ein raschelndes Geräusch vom Walde her und sah einen Hebu (Waldgeist) kommen. Als dieser hörte, um was es sich handelte, bot er seine Hilfe an und machte, daß das Wasser im Sieb blieb. Yar brachte es nun seinem zukünftigen Schwiegervater und badete ihn.

Der Alte befahl ihm darauf, für ihn Fische zu schießen. Ein Boot würde er im Fluß finden, die Bank dazu unter den Wurzeln eines bestimmten Baumes und einen Pfeil im Schatten eines anderen Baumes. Wirklich fand er das Boot. Es lag unter Wasser und war sehr schwer, aber es gelang dem jungen Manne endlich, es heraufzuziehen und auszuschöpfen. Als er sich dem bezeichneten Baume näherte und zwischen den Wurzeln suchte, war er überrascht und erschreckt, dort einen Alligator zu finden. Er ergriff ihn im Nacken, und der Alligator verwandelte sich in eine Bank, die in das Boot paßte. Im Schatten des anderen Baumes sah er zu seinem Schrecken eine große Schlange. Er packte sie jedoch im Nacken, und sie verwandelte sich in einen Fischpfeil.

Der Alte gesellte sich nun zu ihm. Sie stiegen in das Boot und ruderten den Strom hinab. „Ich möchte Kwabaihi-Fische haben," sagte der alte Mann, „aber du mußt nicht in das Wasser sehen. Schieße in die Luft!" Sein Gefährte tat, wie er sagte, und so geschickt war er mit dem Bogen, daß der Pfeil den Fisch durchbohrte und tötete. Der Fisch war so groß, daß das Boot beinahe sank, als sie ihn heraufzogen. Sie brachten es jedoch fertig, damit nach Hause zu kommen.

Der Alte war nun hinreichend überzeugt von Yars Tüchtigkeit und gab ihm seine Tochter Usi-diu zur Frau. Am nächsten Morgen ging das junge Paar zum Jagen in den Wald. Als sie spät am Nachmittag zurückkamen, hatten Vater und Tochter eine lange und ernste Unterredung, in deren Verlauf der Alte erfuhr, daß das Meisterstück, das er mit so viel

Geduld, Geschick und Verständnis ausgeführt hatte, nicht ganz vollkommen war. Ihr Gatte hatte an ihr zu tadeln. Am folgenden Tage wurde die Jagd wiederholt. Wieder fand am späten Nachmittag eine Unterredung statt, aus der klar hervorging, daß der gerügte Fehler noch immer bestand. Der verwirrte Vater konnte seiner Tochter nur versichern, daß er nichts weiter tun könne, um sie ihrem Gatten angenehm zu machen. Als der letztere dies hörte, fragte er einen Bunia-Vogel um Rat und brachte ihn am nächsten Tage mit nach Hause. Während die junge Frau ihn auf ihrem Schoß streichelte und fütterte, machte der böse Vogel einen schlimmen Angriff auf ihre Unschuld und flog davon. Als diese Gewalttat dem Vater bekannt wurde, beschloß er, seine Tochter noch einer Prüfung zu unterziehen, und es gelang ihm, eine Schlange aus ihr herauszuziehen. Die Schwierigkeit war nun behoben, und die junge Frau ging noch einmal zu ihrem Gatten. Am folgenden Nachmittag trafen sich Vater und Tochter wieder zu heimlicher Zwiesprache. Nun war sie glücklich! Ihr Gatte war zufrieden gewesen und hatte nichts mehr an ihr auszusetzen.

Obgleich der Alte absichtlich keinen bösen Willen zeigte, war er doch sehr ungehalten über seinen Schwiegersohn, nicht nur, weil dieser unzufrieden gewesen war mit dem Schnitzwerk, als es zuerst in seinen Besitz kam, sondern auch, weil er dem Buniavogel erlaubt hatte, daran herumzupfuschen. Er wartete seine Zeit ab und schob seine Rache auf, bis der junge Mann die üblichen Heiratsaufgaben vollendet hätte, das Schlagen einer Pflanzung und das Bauen eines Hauses für ihn. Es dauerte nicht lange, da fing Yar an, die Pflanzung zu schlagen. Er arbeitete früh und spät daran und sagte endlich seiner Frau, sie solle ihrem Vater mitteilen, daß er das Feld besichtigen könne. Der Alte ging hin, um es anzusehen, und sagte nach seiner Rückkehr der Tochter, daß er es tadeln müsse. Darauf ging das junge Paar selbst zur Pflanzung und war sehr erstaunt, alle Bäume und Sträucher wieder üppig wachsen zu sehen. Sie ahnten nicht,

daß Nahakoboni am vorhergehenden Abend durch seine Zaubermittel dieses rasche Wachstum hervorgebracht hatte.
Yar mußte darauf ein anderes größeres Feld schlagen, und wieder ereignete sich dieselbe Sache. Der Alte drückte sein tiefstes Mißfallen aus. „Wie geht das zu?" sagte Yar zu seiner Frau. „Nun habe ich zweimal ein Feld geschlagen, und doch ist der Alte noch nicht zufrieden." Sie riet ihm darauf, ein drittes Feld zu schlagen und diesmal alle Baumstümpfe mit den Wurzeln auszureißen. Nachdem er das dritte Feld geschlagen hatte, fing er an, die Baumstümpfe herauszuziehen. Er versuchte es bei vielen, aber es gelang ihm nicht einen herauszureißen. Erschöpft fiel er nieder. Da erschien sein alter Freund, der Waldgeist, und bot sich an, die Arbeit für ihn zu tun. Er wies ihn an, sogleich nach Hause zu gehen und seiner Frau zu sagen, daß das Feld nun gründlich gereinigt sei. Nahakoboni ging am nächsten Morgen hin und bepflanzte das Feld mit Kassawa, Bananen und all den anderen nützlichen Pflanzen. Er kehrte am Abend zurück, aber er sprach kein Wort. Das machte Yar mißtrauisch. Er stand am anderen Morgen früh auf und war sehr überrascht, an Stelle eines leeren Feldes eine reiche Ernte an reifer Kassawa zu finden, ebenso Bananen und all die anderen guten Sachen, nach denen sich sein Magen sehnte.
Aber noch immer nagte der Ärger am Herzen des alten Mannes, und als sein Schwiegersohn seine andere Aufgabe, den Hausbau, in Angriff nahm und vollendete, fand er auch daran zu tadeln, riß das Haus zusammen und sagte, er wolle es stärker gebaut haben. Daraufhin baute Yar das Haus aus dem härtesten Holz, das er finden konnte. Endlich war Nahakoboni zufrieden, bezog das Haus und lebte dort.
Yar, die Sonne, war nun frei und konnte sich um seine eigenen häuslichen Angelegenheiten kümmern, und da er mit seiner Frau zufrieden war, lebten sie sehr glücklich miteinander. Eines Tages sagte er ihr, daß er eine Reise nach

Westen unternehmen wolle. Da sie jetzt schwanger sei, würde sie wohl nicht imstande sein, mit ihm Schritt zu halten; daher möge sie langsam nachreisen. Er wolle zuerst aufbrechen, und sie solle seinen Spuren folgen. Sie solle immer die rechte Spur verfolgen; er wolle Federn streuen auf die linke, damit sie sich nicht irren könne. Daher hatte sie am nächsten Morgen, als sie ihre Reise begann, keine Schwierigkeit, den Weg zu finden. Sie vermied die Federn, bis sie an eine Stelle kam, wo der Wind sie fortgeweht hatte. Da begann ihre Not. Was sollte sie nun tun, da sie den Weg verloren hatte? Ihre Mutterschaft wurde ihre Rettung, denn ihr ungeborenes Kind begann zu sprechen und sagte ihr, welchen Weg sie verfolgen müsse. Als sie weiter und weiter wanderte, bat ihr Kind sie, die hübschen Blumen zu pflücken, die hier und da am Wegrande blühten. Sie hatte einige rote und gelbe gepflückt, als eine Wespe sie auf den Leib stach. Sie wollte die Wespe töten, verfehlte sie und schlug sich selbst. Das ungeborene Kind verstand die Sache falsch und dachte, es wäre geschlagen worden. Es wurde böse und weigerte sich, seiner Mutter noch länger den Weg anzugeben. Die Folge davon war, daß die arme Frau sich hoffnungslos verirrte.

Mehr tot als lebendig kam sie endlich an ein sehr großes Haus, in dem Nanyobo (ein großer Frosch) wohnte, eine sehr alte, dicke Frau. Sie sagten einander „Guten Tag", und die Besucherin wurde gefragt, woher sie käme. Sie suche ihren Gatten, die Sonne, antwortete sie, aber sie habe den Weg verloren und sei nun sehr müde. Nanyobo hieß darauf die Frau willkommen. Sie gab ihr zu essen und zu trinken, hieß sie sich setzen, hockte sich vor ihr auf die Erde und bat ihren Gast, sie zu lausen. „Aber sieh dich vor," sagte die alte Frau, „stecke die Läuse nicht in den Mund, sonst werden sie dich vergiften!" Die Frau aber, überwältigt von Müdigkeit und Angst, vergaß die Warnung, faßte eine Laus und steckte sie zwischen die Zähne. Kaum hatte sie das getan, als sie tot hinfiel.

Die alte Nanyobo schlitzte ihr den Leib auf und zog nicht nur ein Kind, sondern zwei hervor, ein Paar wunderschöner Knaben, Makunaima und Pia. Nanyobo erwies sich als gute, treue Pflegemutter und versorgte sie wohl. Als die Kinder größer wurden, fingen sie an, Vögel zu schießen. Als sie noch größer wurden, gingen sie an den Fluß hinunter und schossen Fische und Wild. Jedesmal, wenn sie Fische schossen, sagte die Alte: „Ihr müßt eure Fische an der Sonne trocknen und niemals über einem Feuer!“ Aber es war sonderbar, daß die Alte sie jedesmal ausschickte, um Feuerholz zu holen, und wenn sie damit zurückkamen, waren die Fische schon schön gekocht und hergerichtet für sie. In der Tat spie die Alte Feuer aus ihrem Mund, kochte ihr Essen und leckte das Feuer wieder auf, bevor die Knaben zurückkamen. Sie ließ sie niemals ein Feuer brennen sehen. Da sich dies Tag für Tag wiederholte, wurden die Knaben mißtrauisch. Sie konnten sich nicht denken, wie die Alte ihr Feuer anzündete, und beschlossen daher, es herauszufinden. Bei der nächsten Gelegenheit, als sie wieder ausgeschickt wurden, um Feuerholz zu holen, verwandelte sich einer von ihnen in sicherer Entfernung vom Hause in eine Eidechse, lief zurück und schlüpfte in das Dach hinauf, von wo er alles sehen konnte, was vor sich ging. Was sah er nun? Er sah nicht nur, wie die alte Frau Feuer erbrach, es benutzte und wieder aufleckte, er beobachtete auch, wie sie sich im Nacken kratzte, worauf dort etwas wie Balata-Milch herausfloß, wovon sie Stärkemehl bereitete. Befriedigt von dem, was er gesehen hatte, kam er herunter und lief zu seinem Bruder. Sie besprachen die Sache gründlich und sagten: „Was die alte Frau tut, ist nicht gut. Töten wir die Alte!“ Dies taten sie. Sie rodeten ein großes Feld und ließen gerade in der Mitte einen schönen Baum stehen, an den sie die alte Frau banden. Dann umgaben die Knaben sie von allen Seiten mit Holzspänen und zündeten diese an. Als die alte Frau allmählich vom Feuer verzehrt wurde, ging das Feuer, das in ihr war, in die sie umgebenden Reiser

über. Diese Reiser waren zufällig Hima-heru-Holz, und noch heute können wir Feuer bekommen, wenn wir zwei dieser Hölzer aneinander reiben.

4. Warum der schwarze Jaguar die Leute tötet

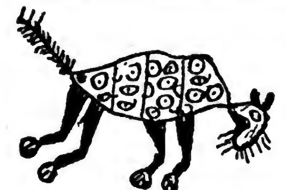


Eines Tages fing Tobe-horoanna, der schwarze Jaguar, draußen im Walde einen jungen Mann. Er schleppte ihn in sein Heim, steckte ihn in einen Topf und sagte: „Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich habe nicht vor, dich zu töten, zu kochen und zu essen. Du wirst am Leben bleiben."

Als des schwarzen Jaguars Bruder und Schwester heimkamen, sagten sie: „Wir haben gehört, daß du einen jungen Mann gefangen hast. Wo ist er?" „Im Topf," antwortete Tobe-horoanna. „Hast du ihn gefüttert?" war ihre nächste Frage, und als er dies verneinte, sagten sie: „Nun, so gib ihm ein Wildschwein, und wenn er es nicht ganz vertilgt, so werden wir ihn vertilgen."

Der Mann war recht erschrocken, als er sie so sprechen hörte, und als sie ihm das Wildschwein gaben, tat er sein Bestes, es zu verzehren. Nachdem er aber die beiden Hinterbeine bewältigt hatte, konnte sein Bauch nicht mehr aufnehmen. Darauf reichte Tobe-horoanna ihm eine Kalabasse mit Kaschiri und gebot ihm, sie auszutrinken. Der arme Bursche sagte, daß sein Bauch voll sei, und daß er es unmöglich trinken könne. Da sie jedoch alle drei darauf bestanden, schluckte er das Kaschiri hinunter, aber fast augenblicklich war er genötigt, alles wieder herauszubrechen. „Ach, was machst du da?" sagte der schwarze Jaguar. Er dachte, es müßte irgend etwas nicht richtig sein im Munde des Mannes. Da ließ er durch seinen Bruder dem Manne den Mund aufreißen, während er ihm noch mehr Kaschiri

eingoß. Aber die Schwester hatte an ihm Gefallen gefunden und wollte gern mit ihm leben. Daher sagte sie, die Brüder möchten den Mann in Ruhe lassen. Da ließen sie ihn los



und schickten ihn in den Wald zum Jagen, damit er zeige, ob er imstande sei, eine Frau zu ernähren. Als er aus dem Walde zurückkehrte, brachte er zehn geräucherte Wildschweine mit. Da sagte Tobe-horoanna: „Das ist recht! Ich bin zufrieden. Du kannst meine Schwester haben."

Also lebte der Mann lange Zeit dort bei seiner Jaguarfrau, die ihm schließlich Zwillingssöhne gebar. Als die Kinder älter wurden und schon kriechen und krabbeln konnten, hütete der Vater sie, während seine Frau auf das Feld ging. Plötzlich knurrten sie und machten ein Geräusch wie Naharani, der Donner. Dies erschreckte den Mann, aber als die Mutter zurückkam, sagte sie ihm, daß solch ein Geräusch nichts zu bedeuten habe; es sei nur derselbe Ton, den die Leute vom Stamme der schwarzen Jaguare immer hören ließen, wenn sie durch den Wald reisten.

Bald danach bekam der Mann Heimweh. Er sagte zu seiner Frau, daß er beabsichtige, seine Mutter und Schwester zu besuchen, und er machte sich auf. Wie freudig wurde er zu Hause bewillkommnet! Sie hatten ihn schon längst verloren gegeben. Seine Mutter fragte ihn, ob er eine Frau habe, und als sie erfuhr, daß er nicht nur eine Frau, sondern auch zwei Knaben habe, die merkwürdig knurren könnten, bat sie ihn, doch bei seinem nächsten Besuch seine Familie mitzubringen.

Das tat er sehr bald, aber als sie zum Hause seiner Mutter kamen, war dort ein Trinkfest, und die alte Frau hatte ihre Zunge nicht mehr in der Gewalt. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er ihr eine solche Schwiegertochter ins Haus bringe; ob er nicht sehen könne, daß sie nicht ein richtiger

Mensch, sondern eine Jaguarin sei, die eines Tages über ihn herfallen und ihn umbringen würde? Schäme er sich denn nicht, so eine zu ihr zu bringen, und so weiter. Und in ihrer betrunkenen Wut töteten sie und ihre Tochter ihn. Seine Frau tat ihr Bestes, ihn zu verteidigen, aber sie erschlugen auch sie. Seine beiden Knaben würde das gleiche Schicksal ereilt haben, wenn sie dort geblieben wären, aber es gelang ihnen zu fliehen, und sie kamen unbeschädigt nach Hause.

Der Onkel Tobe-horoanna fragte: „Wo ist euer Vater?" „Tot!" antworteten sie. „Wo ist eure Mutter?" „Auch tot!" erwiderten sie. Als er alles von ihnen erfahren hatte, wurde er sehr böse, verwandelte sich wieder in einen schwarzen Jaguar, trabte davon zu dem Ort, wo sie tranken, und tötete alle, die Mutter, die Tochter und alle Gäste.

5. Der schwarze Jaguar, Wau-uta und der zerbrochene Pfeil

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Schwäger. Während er ein rechter Pechvogel war, kehrten sie regelmäßig des Nachmittags mit reicher Jagdbeute heim. Da sagten sie: „Er hat doch kein Glück. Wir wollen ihn unterwegs verlieren!" Sie wollten ihn loswerden.

Eines Tages nahmen sie ihn mit in den Wald. Sie gingen alle drei zusammen, aber bald sagten sie ihm, er solle nach der einen Richtung gehen, während sie nach der anderen gingen. Sie verabredeten, sich an einem bestimmten Platz zu treffen.

Der Weg, den ihm die zwei schlechten Brüder gewiesen hatten, führte zum Lager von Tobe-horoanna, einem riesigen schwarzen Jaguar, aber das wußte der Mann nicht. Er ging fort und fort und kam zu einem breiten Pfad. Da rief er aus: „Wohin gehe ich jetzt?" Während er so mit sich

selbst sprach, hörte er etwas heranstürmen und wunderte sich, was das wohl sei. Er sollte sich nicht lange wundern, denn er sah Tobe-horoanna kommen. Da lief er, so schnell er konnte, auf einen riesigen Baum zu, der schwarze Jaguar hinter ihm her. So liefen sie immer rund um den Stamm herum, einer hinter dem andern her, bis es dem Manne gelang, die Hinterbeine des Tieres zu erreichen und ihm beide Fersen abzuschneiden. Da setzte sich der Jaguar nieder, denn er konnte nun gar nicht mehr laufen. Darauf schoß ihm der Mann seinen Pfeil durch den Nacken, brachte mit dem Messer die Arbeit zu Ende und ging nach Hause.

Die zwei Schwäger zweifelten inzwischen keinen Augenblick daran, daß sie ihn nie wiedersehen würden. Sie wußten ja, was für ein armseliger Jäger er war, und wohin sie ihn geschickt hatten. Daher waren sie bei seiner Heimkehr sehr überrascht und entschuldigten sich, um ihre schlechten Absichten zu verbergen, indem sie sagten: „Wir gingen an den verabredeten Platz, aber du warst nicht da. Wir riefen nach dir, aber wir erhielten keine Antwort. Da dachten wir, du wärest tot und gingen fort. Aber wir wollten gerade noch einmal nach dir sehen.“ Natürlich war dies alles gelogen.

Als der Mann erzählte, daß er tatsächlich den Tobe-horoanna getötet habe, wollten es ihm die beiden Schwäger, sowie auch ihr alter Vater kaum glauben. Sie bestanden darauf, das er sie zu dem Platz führte. Sie gingen alle zusammen hin, und als sie aus einiger Entfernung den schwarzen Jaguar auf dem Boden liegen sahen, fürchteten sich alle näher zu gehen, außer dem einen, der ihn getötet hatte. Er sagte ihnen wieder, daß er „ganz ganz tot“ sei, aber sie fürchteten sich noch immer. Da ging er dreist heran und trat auf den Kadaver, um ihnen zu zeigen, daß er die Wahrheit gesagt habe. Nun erst wagte der alte Mann sich zu nähern, seine beiden Söhne aber blieben ängstlich, und dann kehrten sie alle nach Hause zurück.

Nach ihrer Ankunft gab ihm der alte Schwiegervater noch eine Tochter zur Frau, so daß er nun zwei Weiber hatte.

Die Schwäger bauten ihm ein größeres Haus, und er wurde fortan als Ai-jamo, als Häuptling der Niederlassung, anerkannt.

Nun genügte aber unserem Freunde der Ruhm nicht, den er sich erworben hatte, indem er das Land von Tobe-horoanna befreite, er wollte auch gern einen guten Ruf haben als geschickter Jäger auf alle anderen Tiere. Wen konnte er da besser um Rat fragen als Wau-uta, den Laubfrosch? Also wanderte er umher, bis er den Baum fand, in dem Wau-uta wohnte. Er stellte sich unter den Baum und rief ihr zu, ihm zu helfen. Er rief und rief, bis der Abend heraufdämmerte, aber er bekam keine Antwort. Dennoch rief er immer weiter und bat sie, ihn alle die Dinge zu lehren, die er so gern lernen wollte, und als die Nacht hereinbrach, begann er zu weinen. Er wußte ganz gut, daß sie herunterkommen würde, wenn er lange genug weinte, gerade wie eine Frau, die einen Mann einmal abgewiesen hat, doch endlich Mitleid bekommt, wenn sie ihn weinen hört.

Als er so wehklagend unter dem Baum stand, was kam da einhergezogen? Ein ganzer Zug Vögel, wohlgeordnet nach der Größe vom kleinsten bis zum größten. Der kleine Doroquara kam zuerst. Er pickte mit dem Schnabel auf die Füße des Mannes, um ihn erfolgreich zu machen, ihn zu jagen. Und so kamen der Reihe nach alle anderen Vögel bis zu den allergrößten. Wau-uta begann nämlich Mitleid mit ihm zu haben, aber das wußte er natürlich nicht. Als alle Vögel fertig waren, kamen alle Ratten der Reihe nach, je nach ihrer Größe. Ihnen folgten die Aguti, Paka, Rehe, Wildschweine usw. bis zum Tapir. Im Vorbeigehen streckte jedes Tier die Zunge heraus, leckte seine Füße und ging weiter. Dadurch brachten sie ihm Glück auf der Jagd nach ihresgleichen. In gleicher Weise kamen dann die Tiger, vom kleinsten bis zum größten. Alle nahmen die gleiche Handlung vor und gingen weiter. Zuletzt erschienen die Schlangen, taten wie die anderen und krochen weiter.

Natürlich beanspruchte dieser Vorbeimarsch Zeit. Erst bei Tagesanbruch war er beendet. Da hörte der Mann endlich auf zu weinen. Im Tageslicht sah er jemand auf sich zukommen. Es war Wau-uta, die einen sonderbar aussehenden Pfeil trug. „Du warst es also, der die ganze Nacht lärmte und mich nicht schlafen ließ?“ „Ja,“ erwiderte der Mann, „ich war es.“ „Nun,“ sagte Wau-uta, „sieh einmal an deinem Arm herunter von der Schulter bis zur Hand!“ Er blickte daran herunter und sah, daß sein ganzer Arm mit Schwamm bedeckt war. Er blickte auf seinen anderen Arm. Dort war es ebenso. Dieser Schwamm war es, der ihm immer Unglück gebracht hatte. Nun kratzte er ihn schleunigst ab.

Wau-utas Pfeil sah sehr merkwürdig aus. Er war in drei oder vier Stücke gebrochen, die nachträglich wieder zusammengefügt waren. Wau-uta gab ihn dem Manne und nahm seinen Pfeil dafür zum Tausch. Sie hieß ihn, den Pfeil auf den Bogen legen und nach einer dünnen Liane schießen, die weit entfernt hing. Der Pfeil traf sein Ziel.

Wau-uta legte den Pfeil wieder auf den Bogen und gebot ihm, in die Luft zu schießen. In welcher Richtung er immer seinen Pfeil abschoß, sobald er zur Erde kam, traf er irgend etwas, zuerst einen Doroquara und dann weiter, in derselben Reihenfolge, wie die Vögel seine Füße gepickt hatten, alle Vögel bis zum Hokko, jedesmal einen anderen Vogel. Dabei konnte er selbst nichts sehen, wenn er den Pfeil abschoß. Als er fortfuhr, nach allen Richtungen in die Luft zu schießen, fand er, daß er eine Ratte, ein Aguti getroffen hatte, usw., bis ein prächtiger Tapir seinem Pfeil erlag. Danach schoß er Tiger und Schlangen. Als all dies beendet war, sagte Wau-uta zu ihm, er dürfe den zerbrochenen Pfeil behalten, aber unter der Bedingung, daß er niemals zu irgend jemand ausplauderte, daß sie es gewesen sei, die ihn gelehrt hätte, ein so guter Schütze zu sein. Darauf trennten sie sich. Unser Freund kehrte nach Hause zurück zu seinen beiden Frauen. Sein Bratrost war immer gefüllt, und bald war

sein Ruf als glücklicher Jäger ebenso groß, wie sein Ruhm als Töter des Tobe-horoanna. Alle taten ihr Möglichstes, um das Geheimnis seines Erfolges herauszubekommen. Sie fragten ihn wiederholt, aber er weigerte sich, es zu sagen. So warteten sie ihre Zeit ab und überredeten ihn, ein großes Paiwari-Fest mitzumachen. Das alte Lied: Der Trunk brachte das Unheil; er löste seine Zunge. Da plauderte er aus, was geschehen war.
Am nächsten Morgen, nachdem er zum Bewußtsein erwacht war, wollte er seinen Pfeil holen, den Pfeil, den Wau-uta ihm geschenkt hatte, aber er fand ihn ersetzt durch seinen eigenen Pfeil, den er Wau-uta zum Tausch gegeben hatte. Von der Zeit an hatte er alles Glück verloren.

6. Die Geschichte von Haburi

Vor langer Zeit lebten einmal zwei Schwestern allein zusammen. Sie hatten keinen Mann, der für sie sorgte.
Eines Tages fällten sie eine Mauritiapalme, um aus ihrem Mark Mehl herzustellen. Es war über dem Fällen spät geworden, deshalb ließen sie die weitere Arbeit und gingen nach Hause. Als sie am anderen Morgen an den Platz kamen, fanden sie das Mehl schon fertig zubereitet. Sie konnten sich nicht erklären, wie das zugegangen war. Am nächsten Tage war es ebenso — wieder fanden sie das Palmmark fertig bereitet. Und so geschah es ihnen wieder und wieder. Da beschlossen sie, eines Nachts zu wachen.
Neben der Mauritiapalme stand eine Assaïpalme, und um Mitternacht sahen sie, wie sich einer der langen Palmwedel allmählich weiter und weiter herabneigte, bis er die Schnittfläche der abgehauenen Mauritiapalme erreichte. Da liefen beide Schwestern herzu, hielten den Palmwedel fest und baten ihn inständig, sich doch in einen Mann zu verwandeln.

Er weigerte sich zuerst, aber als sie gar so sehr baten, tat er ihnen den Willen. Sein Name war Mayara-koto. Die ältere der Schwestern war nun glücklich, und im Laufe der Zeit bekam sie ein schönes Knäblein, das sie Haburi nannten.

Die beiden Frauen wohnten in der Nähe von zwei Teichen. Der eine Teich gehörte einem Jaguar, der andere gehörte ihnen, und aus ihm holten sie sich ihre Fische. Sie warnten Mayara-koto, niemals an den Teich des Jaguars zu gehen. Der Mann sagte jedoch: „In unserem Teich sind wenig Fische, in dem des Jaguars dagegen viele. Ich werde fischen gehen in seinem Teich!“ Er tat, wie er gesagt hatte, aber der Jaguar kam des Weges, packte ihn und tötete ihn, weil er ihm seine Fische gestohlen hatte.

Danach nahm der Jaguar Mayara-kotos Gestalt an und kehrte zu den beiden Frauen zurück. Es war sehr spät, als er kam und sehr dunkel. Er brachte Mayara-kotos Tragkorb mit und auch die Fische, die der letztere ihm gestohlen hatte, bevor er ihn tötete. Der Jaguar stellte den Tragkorb vor dem Hause nieder, wie es Sitte ist, ging hinein und sagte den Frauen, er habe Fische mitgebracht. Beide Frauen waren erstaunt über seine rauhe, heisere Stimme. Er sagte dann, daß er sehr müde sei und sich in seine Hängematte legen wolle, sie sollten ihm Haburi bringen, er wolle auf ihn acht geben. Daraufhin brachten sie ihm das Kind. Er sagte ihnen auch, daß er schlafen wolle, sie sollten die Fische hereinbringen und kochen, aber sich nicht weiter um ihn kümmern.

Die Frauen kochten die Fische. Als sie gekocht waren, und die Frauen sie aßen, war der Mann eingeschlafen. Da fing er an sehr sonderbar und laut zu schnarchen, so laut, daß man ihn auf der anderen Seite des Flusses hätte hören können. Während er schnarchte, rief er den Namen des Mannes: „Mayara-koto!“ Die beiden Frauen sahen einander an und lauschten. Sie sagten: „Unser Gatte hat niemals so geschnarcht, er hat nie zuvor seinen eigenen Namen gerufen!“

Sie hörten sofort auf zu essen und sagten eine zur anderen, daß dieser Mann unmöglich ihr Gatte sein könne. Da überlegten sie, wie sie den kleinen Haburi aus den Armen des Mannes bekommen sollten, in denen er ruhte.
Sie machten ein Bündel aus Baumbast, schoben es vorsichtig unter das Kind und zogen es heraus. Dann machten sie sich eiligst mit ihm davon, während der Mann noch schnarchte mit dem Bastbündel im Arm. Sie nahmen auch ein Wachslicht mit und ein Bündel Feuerholz.
Auf ihrer Flucht hörten sie Wau-uta singen. Wau-uta war in jener Zeit eine Frau. Sie war eine Zauberin, und sie sang gerade zu ihrer Zauberrassel. Die beiden Frauen eilten vorwärts, denn sie wußten, daß sie bei Wau-uta in Sicherheit sein würden.
Inzwischen war der Jaguar-Mann aufgewacht, hatte das Bastbündel in seinem Arm gefunden anstatt des kleinen Haburi und sah, daß beide Schwestern fort waren. Da wurde er zornig. Er verwandelte sich zurück in Tiergestalt und sprang ihnen nach. Die Frauen hörten ihn kommen und eilten noch mehr. Sie schrien: „Wau-uta! Öffne die Tür!" „Wer ist da?" fragte Wau-uta. „Wir sind es, die zwei Schwestern." Aber Wau-uta machte die Türe nicht auf. Da kniff die Mutter den kleinen Haburi ins Ohr, damit er schrie. Sowie Wau-uta das hörte, rief sie hinaus: „Was ist das für ein Kind? Ist es ein Mädchen oder ein Knabe?" „Es ist mein Haburi, ein Knabe," antwortete die Mutter. Darauf öfffnete Wau-uta sofort die Türe und sagte: „Kommt herein, kommt herein!"
Kaum waren alle im Hause, da kam der Jaguar. Er rief nach Wau-uta und fragte sie, wohin die zwei Frauen und das Kind gegangen seien. Aber Wau-uta log und sagte, sie hätte sie nicht gesehen, sie hätte niemand gesehen. Der Jaguar wußte aber durch seinen Geruchsinn, daß sie dort waren, und darum wartete er draußen und weigerte sich fortzugehen. Dies ärgerte Wau-uta. Sie wurde so zornig, daß sie ihm sagte, er möge nur seinen Kopf hereinstecken und

sich umschauen; wenn er die Frauen und das Kind sähe, könne er sie gleich fressen, wenn er wolle. Aber die Tür war mit großen Dornen bedeckt, und sowie der dumme Jaguar seinen Kopf hineinsteckte, schloß die alte Frau die Türe und tötete ihn so.

Die beiden Schwestern blieben dort und weinten viel. Sie trauerten um ihren Gatten. Sie weinten so viel, daß Wau-uta ihnen gebot, hinauszugehen auf das Feld, um Kassawa zu holen und Getränk zu bereiten. Da machten sie sich fertig und wollten Haburi mitnehmen, aber Wau-uta sagte: „Nein, ich kann gut nach dem Kinde sehen, während ihr fort seid." So taten sie, wie ihnen gesagt war, und gingen fort auf das Feld.

Inzwischen ließ Wau-uta das Kind sich sogleich in einen Jüngling verwandeln und gab ihm die Flöte zum Blasen und die Pfeile zum Schießen.

Als die Mutter und die Tante zurückkehrten mit der Kassawa, hörten sie die Musik und sagten: „Es war kein Mann oder Knabe da, als wir das Haus verließen. Wer kann es sein? Es muß ein Mann die Flöte blasen." Obgleich sie sich schämten, gingen sie hinein und sahen den Jüngling auf der Flöte blasen.

Sobald sie die Körbe vom Rücken abgestellt hatten, fragten sie nach Haburi. Wau-uta sagte, das Kind sei hinter ihnen hergelaufen, sobald sie zur Pflanzung gegangen seien, und sie hätte gedacht, es sei noch bei ihnen. Natürlich war dies alles gelogen. Die alte Wau-uta wollte Haburi gern schnell groß haben, weil sie ihn später zu ihrem Liebsten machen wollte. Sie betrog die beiden Schwestern weiter, indem sie so tat, als ob sie in der Umgebung des Hauses eifrig nach dem Kinde suche, aber sie richtete es so ein, daß sie zuerst zurückkam, und sagte zu Haburi, sie, Wau-uta, sei seine Mutter, und gab ihm genaue Weisungen, wie er sie behandeln müsse.

Haburi war ein ausgezeichneter Schütze; kein Vogel entkam seinem Pfeil. Wau-uta ließ sich von ihm alle großen Vögel

bringen, die er tötete, und seiner Mutter und Tante mußte er die kleinen geben, und zwar erst, wenn sie verdorben waren. Sie wollte dadurch die beiden Schwestern so ärgern, daß sie den Ort verließen. Aber das taten sie nicht. Sie suchten unaufhörlich die Umgegend ab nach ihrem kleinen Bübchen. So ging es lange Zeit.

Eines Tages jedoch fehlte Haburi zum erstenmal einen Vogel. Der Pfeil blieb in einem Zweig stecken, der über eine Bucht hing, in der seine Onkel, die Fischottern, ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten. Es war ein hübscher, sauberer Platz. Hier erleichterte sich Haburi und bedeckte den Kot mit Blättern. Danach kletterte er auf den Baum, um den Pfeil herabzuholen. Da kamen gerade die Fischottern an, schnupperten in die Luft und riefen: „Wonach riecht es hier? Unser nichtswürdiger Neffe Haburi muß in der Nähe sein!" Sie blickten um sich, herunter und herauf, und entdeckten ihn endlich in den Zweigen des Baumes. Da befahlen sie ihm herunter zu kommen. Dann setzten sie ihn auf eine Bank und sagten ihm, daß er ein sehr schlechtes Leben führe, daß die alte Frau gar nicht seine Mutter sei, sondern daß die beiden jungen seine Mutter und seine Tante seien. Sie sagten ihm, daß es sehr unrecht von ihm sei, daß er die Vögel so ungerecht verteile, und daß er es in Zukunft gerade umgekehrt machen und seiner rechten Mutter, der größeren der beiden Schwestern, die größten Vögel geben müsse. Sie rieten ihm auch, seiner rechten Mutter zu sagen, daß er sie nur aus Unkenntnis der Dinge so schlecht behandelt hätte, und daß es ihm leid täte.

Als Haburi an jenem Tage nach Hause kam, führte er aus, was ihm die Fischottern geraten hatten. Die schlechten kleinen Vögel gab er Wau-uta, und seiner Mutter schüttete er sein Herz aus. Dem armen Ding war es sonderbar zumute. Sie konnte sich nicht entschließen, plötzlich „mein Sohn" zu ihm zu sagen. Aber als er ihr erklärte, daß nur Wau-uta ihn so schnell zum Manne gemacht hätte, glaubte sie ihm und war getröstet.

Als die alte Wau-uta dies alles hörte, geriet sie in große Wut. Sie packte Haburi im Nacken, blies ihm ins Gesicht und schrie, er müsse wahnsinnig geworden sein. So wütend und aufgeregt war sie, daß sie nichts essen konnte. Haburi ging am nächsten Morgen fort, wie gewöhnlich, und kehrte am Nachmittag zurück. Da gab er wieder seiner rechten Mutter die großen Vögel, die er geschossen hatte, und Wau-uta die beschmutzten und kleinen. Nun ließ ihm Wau-uta keine Ruhe mehr, wie man sich denken kann.

Daher beschloß Haburi fortzugehen. Er sagte seiner Mutter, daß sie alle drei fortgehen wollten. Er verfertigte ein kleines Kanu aus Bienenwachs, und als es fertig war, ließ er es am Ufer. Aber am anderen Morgen hatte es eine schwarze Ente fortgenommen. Da machte er ein neues kleines Kanu aus Lehm, dieses wurde von einer anderen Ente gestohlen. Inzwischen schlug er eine Pflanzung und rodete so schnell, daß die Frauen mit ihren Stecklingen nicht nachkommen konnten. Sie brauchten viel Kassawa für ihre Reise. Während die Frauen pflanzten, ging Haburi oft davon und machte ein Boot, immer wieder aus anderem Holz und von anderer Form, und immer wieder kam eine andere Art Ente und stahl es ihm. Endlich machte er ein Boot aus dem Holz des Samauma-Baumes, und dieses wurde ihm nicht gestohlen. So war Haburi der erste, der ein Boot machte und der die Enten lehrte, auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen, denn mit seinen Booten gelang es ihnen. Die Warrau sagen, daß jede Ente ihr besonderes Boot habe.

Das Boot aber, das Haburi gemacht hatte, war über Nacht ganz groß geworden. Er wies seine Mutter und seine Tante an, Lebensmittel ins Boot zu tragen für ihre bevorstehende Reise. Er selbst kehrte zur Pflanzung zurück und half der alten Wau-uta. Nach einiger Zeit schlüpfte er davon, ging zum Hause zurück, nahm seine Pfeile und seine Axt und eilte zum Ufer. Bevor er das Haus verließ, gebot er den Pfosten, ihn nicht zu verraten, denn in jenen Tagen konnten die Hauspfosten sprechen, und wenn der Eigentümer ab-

wesend war, konnte ein Besucher von ihnen erfahren, wo er sich aufhielt. Es war aber auch ein Papagei in dem Hause, und Haburi vergaß völlig, ihm Schweigen aufzuerlegen.
Als nun die alte Frau nach einiger Zeit Haburi vermißte, ging sie ins Haus, um ihn zu suchen. Sie fragte die Pfosten, sie blieben stumm. Der Papagei aber verriet ihn.
Da eilte Wau-uta zum Landungsplatz und kam gerade zur Zeit, um zu sehen, wie Haburi zu seiner Mutter ins Boot stieg. Sie klammerte sich an das Fahrzeug und schrie: „Mein Sohn, mein Sohn, du darfst mich nicht verlassen. Ich bin deine Mutter!“ Und obgleich sie alle mit den Rudern nach ihr schlugen und ihr fast die Finger zerbrachen, ließ sie nicht los.
So sah sich Haburi gezwungen, wieder an Land zu kommen. Er ging mit Wau-uta zu einem hohlen Baum, in dem sich ein Bienennest befand. Er schlug den Baum um, schnitt ein Loch in den Stamm und gebot der Alten, hineinzukriechen und den Honig zu schlürfen. Sie liebte den Honig sehr. Obgleich sie die ganze Zeit bitterlich weinte bei dem Gedanken, Haburi zu verlieren, kroch sie doch durch die kleine Öffnung, die er sofort fest verschloß.
Dort findet man sie noch heute als den Wau-uta-Frosch, der nur in hohlen Bäumen vorkommt. Wenn man genau acht gibt, kann man noch sehen, wie geschwollen die Finger sind von den Ruderschlägen, als sie versuchte, das Boot festzuhalten. Auch hört man sie noch immer klagen über den verlorenen Liebhaber. Noch heute schallt ihr Ruf: Wang, Wang, Wang!

7. Die Speerbeine



Es lebten einmal zwei Brüder, die beide gern auf die Jagd gingen. Eines Tages, als sie tief im Innern des Waldes waren, hörten sie den frohen Lärm eines Trinkfestes. Der ältere Bruder sagte: „Komm, laß uns zu den Leuten gehen!" Aber der jüngere Bruder antwortete: „Nein, das können unmöglich wirkliche Menschen sein, die hier so weit draußen im Walde ein Fest feiern; es müssen irgendwelche Gespenster sein!" Der ältere Bruder bestand jedoch auf seinem Willen.

Sie folgten dem Schall der Stimmen und kamen an ein Haus, wo anscheinend wirkliche Menschen sehr vergnügt waren. Die Besucher wurden eingeladen sich zu setzen, und man bot ihnen Getränke an. Der ältere Bruder überließ sich der Fröhlichkeit; der jüngere lehnte alles ab, weil er ängstlich war. Tatsächlich war sein Argwohn begründet, denn die Leute, die das Fest feierten, waren wirklich keine Menschen, sondern die Geister der Warekki, großer Regenfrösche, die menschliche Gestalt angenommen hatten.

Nach einer Weile gingen die beiden Brüder weiter, und da die Nacht rasch hereinbrach, machten sie sich ein Schutzdach. Der Ältere sandte den Jüngeren aus, Brennholz zu suchen. Als das Schutzdach fertig war, und das Feuer brannte, banden sie ihre Hängematten an. Nach und nach ließ der ältere Bruder von dem jüngeren immer mehr Holz auf das Feuer legen, wieder und immer wieder, bis ein riesiges Feuer aufloderte. Nach einiger Zeit bemerkte der jüngere Bruder einen sonderbaren starken Geruch. Da blickte er um sich und sah, daß seines Bruders Beine aus der Hängematte heraus über dem Feuer hingen. „Gib acht!" rief er. „Deine Beine verbrennen!" Aber der Bruder sagte nur: „Akká! Akká!" und zog seine Beine in die Hängematte. Bald darauf ließ er sie wieder ins Feuer hängen. Da er nicht betrunken gewesen

war, sah der jüngere Bruder dieses seltsame Gebaren für ein schlimmes Zeichen an. Er kümmerte sich nicht mehr darum, weil seine Warnung mißachtet wurde, und ließ seines Bruders Beine brennen.
Nach einer Weile merkte dieser selbst, daß seine beiden Füße gänzlich verkohlt waren und das Fleisch von seinen Schienbeinen abgebrannt. Kurz entschlossen, schabte er das Fleisch völlig ab und spitzte die Schienbeine mit dem Messer zu. Da lag er nun hilflos in der Hängematte. Er konnte nicht mehr jagen; nur ab und zu, wenn ein Vogel vorbeiflog oder ein kleines Tier vorbeilief, stieß er mit dem Bein danach und spießte es mit den zugespitzten Knochen auf. Hierin erlangte er bald große Gewandtheit.
Der jüngere Bruder trug ihn oft sorgsam in den Schatten eines großen Fruchtbaumes, kletterte an dem Stamm hinauf und schüttelte die Äste, damit der Bruder die Früchte, die herabfielen, auflesen konnte. Dann wieder schoß er kleine Vögel für ihn, so viele, daß sie in der näheren Umgebung allmählich selten wurden. Dadurch begann das Unheil. Der Kranke wollte seinen Bruder niemals aus seinem Gesichtskreis fortlassen und rief ihn stets zurück, noch bevor er seinen Pfeil abschießen konnte. Schließlich war der Bruder ganz verzweifelt; er wagte nicht fortzulaufen, da der Kranke gedroht hatte, ihn zu töten, wenn er es je wagen sollte. So sann er auf eine List. Er sagte: „Bruder, rufe jetzt einmal nicht nach mir! Mein Pfeil ist auf einem Baum stecken geblieben. Ich muß hinaufklettern, und es wird einige Zeit dauern, bis ich zurück sein kann." Das war aber alles gelogen. Es war nur ein Vorwand, um fortzukommen.
Der Kranke wartete und wartete in seiner Hängematte und fing endlich an zu rufen, aber kein Bruder kam. Er rief, er schrie, er brüllte, aber der Bruder kam nicht. Er sprang aus der Hängematte, um die Verfolgung aufzunehmen. Zu seiner Verwunderung kam er mit seinen zugespitzten Knochen viel rascher vorwärts als früher mit seinen Füßen. Er ging und lief und folgte den Spuren seines Bruders. Dabei jagte er

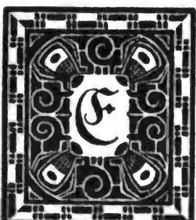
ein Reh auf. Irrtümlicherweise hielt er die Fährte des Rehs für die seines Bruders. So folgte er dem Reh, und als er in seine Nähe kam, warf er sich über das Tier und spießte es mit seinen Beinspeeren an den Boden. Während er es hier und da durchbohrte, sagte er: „Es tut mir leid, mein Bruder, daß ich dich getötet habe; aber es war deine eigene Schuld. Du versuchtest fortzulaufen und mich zu verlassen." Als er den Leichnam herumdrehte, bemerkte er die schwarze Schnauze des Tieres. „Ach, er hat einen blauen Mund bekommen von den Früchten!" Aber als er die vier Beine sah, kam es ihm sonderbar vor. „Nanu? laß mich die Finger zählen! Eins, zwei, drei. Wie viele habe ich? Eins, zwei, drei — vier, fünf! Laß mich nun den Fuß sehen! Er hat eins, zwei, drei Zehen. Jetzt will ich meine zählen. Eins, zwei, drei — vier, fünf!" Und so überlegte er und kam endlich zu der Überzeugung, daß es unmöglich sein Bruder sein könnte, den er da erschlagen hatte. Daher kehrte er zu seiner Hütte zurück und legte sich in die Hängematte.

In der Zwischenzeit kam der Flüchtling nach Hause und erzählte den anderen: „Etwas ist geschehen mit meinem Bruder. Wir können nicht länger mit ihm Freund sein. Wir müssen ihn töten!" Er zeigte also den Weg, und die anderen folgten ihm in den Wald, wo sie die Hütte umzingelten, in welcher der ältere Bruder ruhte. Sie fürchteten, ihn dort anzugreifen, wegen der geschickten Art, mit der er seine Beinknochen als Speere benutzte. Ihre Absicht war, ihn ins Freie herauszulocken. Dort mußte er diese Knochen als Füße benutzen, und sie konnten ihn ohne Gefahr angreifen.

Sie beschlossen, ihm einen schnell fliegenden Vogel zu senden, der um die Hängematte herumschwirren sollte. Sicher würde er versuchen, ihn in der gewohnten Weise zu stechen, würde sein Ziel verfehlen und zur Verfolgung aus der Hängematte springen. In dieser Voraussetzung sandten sie ihm Huku-huku, den kleinen Kolibri, der hierhin und dorthin flog nach allen Richtungen um die Hängematte herum. Aber er war nicht flink genug, und nach vielen Versuchen gelang

es jenem, ihn zu speeren. Da sandten sie ihm Hura, das kleine Eichhörnchen, das viel flinker in seinen Bewegungen ist als der Huku-huku. Er versuchte es viele Male, aber jedesmal verfehlte der Speerknochen sein Ziel. So lockte das Tierchen ihn hinaus ins Freie, näher und immer näher zu dem Kreis der Leute, und als er ganz nahe herankam, fielen sie über ihn her und töteten ihn.

8. Die Zauberrasseln



ines Tages ging ein Mann mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen in das benachbarte Dorf, um an einem Trinkfest teilzunehmen. Ihre beiden Töchter blieben zu Hause und bereiteten Kaschiri. Als sie nun zum Bache hinunterschlenderten, um Wasser zu holen, hörten sie einen eigenartigen Schrei. Es war Siwara, der Waldgeist, der sie absichtlich irreführte, indem er den Schrei eines großen Habichts nachahmte. Sie forderten den Habicht in der üblichen Weise heraus, indem sie riefen: „Schreie nicht, sondern zeige dich oder töte etwas für uns!" Sie sahen nichts und hörten nichts weiter.

Als sie wieder zu Hause waren und sich eine Weile ausgeruht hatten, näherte sich ein junger Mann dem Hause. Er begrüßte sie mit „Guten Tag, Basen!" und trat ein. „Wo sind euere Eltern?" fragte darauf der Fremde. Es war niemand anderes als Siwara, welcher der Aufforderung, sich zu zeigen, gefolgt war. Die Mädchen erzählten ihm, daß die anderen alle fort seien zu einem Trinkfest, und boten ihm Kassawa und Getränk an. Nachdem er davon genossen hatte, sagte ihnen Siwara, sie sollten gehen und das Hokkohuhn hereinholen, das er ihnen mitgebracht hätte. Danach bat er sie, seine Hängematte hereinzubringen, da er die Nacht über dableiben wolle. Sie holten die Hängematte und hingen sie in dem Ende des Hauses auf, das am weitesten von ihrer

Schlafstelle entfernt war. Da sagte er: „Fürchtet euch nicht! Ich werde euch nicht stören." Und er sprach wahr. Die Mädchen schliefen die ganze Nacht hindurch, ohne von ihm gestört zu werden. Früh am nächsten Morgen kehrte Siwara in den Wald zurück, aber bevor er Abschied nahm, verbot er ihnen, ihren Eltern von seinem Besuch zu erzählen.

Nicht lange danach kamen die Eltern zurück. Als sie das geröstete Hokkohuhn sahen, riefen sie aus: „Wie seid ihr denn dazu gekommen?" Die Mädchen logen und sagten: „Wir sahen einen großen Habicht, der es erbeutet hatte, und nahmen es ihm weg." Nach und nach wurde das Hokkohuhn gekocht und gegessen, und als der alte Vater einen Bissen davon kaute, den er gerade aus dem Topf geholt hatte, biß er auf das Stück eines Blasrohrpfeils. Da wandte er sich an seine Töchter und fragte: „Wenn ein Habicht den Vogel tötete, wie kommt der Pfeil hinein?" Nun mußten sie gestehen, daß ihr Onkel ihnen das Hokkohuhn gebracht hätte. „Warum habt ihr das nicht gleich gesagt?" rief der Alte. „Warum ließet ihr mich nicht wissen, daß er euch besuchte, während wir fort waren? Geht gleich und ruft ihn herein!" Die Mädchen gingen hinaus und riefen: „Daku! Daku!" („Onkel! Onkel!"), und Siwara hörte sofort auf ihren Ruf. Als er eintrat, hieß ihn der Hausherr willkommen, und er setzte sich nieder auf den Schemel, der ihm angeboten wurde. „Danke, danke!" rief er aus. „Ich war gestern hier und leistete den Mädchen Gesellschaft." Nun war der alte Vater, der von dem Trinkfest kam, noch reichlich benebelt und wußte kaum, was er tat. Obgleich er nicht die leiseste Ahnung hatte, wer Siwara eigentlich war, bot er ihm seine älteste Tochter an, vorausgesetzt, daß sie ihm gefiele. Es traf sich, daß sie Siwara sehr gut gefiel, und er wandte sich daher an die Mutter und fragte sie, ob sie ihn als Schwiegersohn haben möchte. Sie sagte: „Ja, sehr gern." Und so geschah es, daß der Waldgeist eine Frau bekam und mit ihr im Hause seines Schwiegervaters seinen Wohnsitz nahm.

Siwara erwies sich als ein sehr guter Gatte und Schwieger-

sohn. Von jedem Jagdzug kehrte er beladen mit Wildbret heim. Er machte sich auch die Mühe, den Brüdern seiner Frau zu zeigen, wie man Wildschweine schießt. Früher brachten diese zwei Burschen oft einen Vogel heim und sagten, sie hätten ein Wildschwein gebracht. Sie wußten eben nicht, was ein Wildschwein war. Da nahm er sie eines Tages mit, und als sie einen geeigneten Platz erreicht hatten, schüttelte er seine Rassel, und herbei eilten die Wildschweine, gehorsam seinem Rufe. „Dies sind Schweine! Schießt!" sagte Siwara, aber die beiden Brüder, die nie zuvor ein Wildschwein gesehen hatten, fürchteten sich und kletterten auf einen Baum. Da mußte er selbst drei oder vier töten, und diese nahmen sie dann später mit nach Hause.

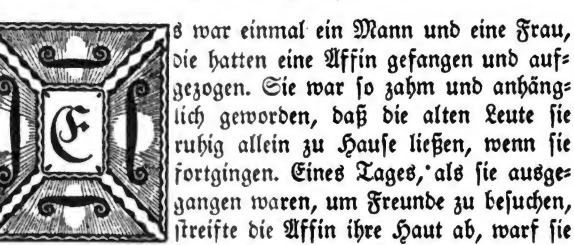
Die Zeit verging. Nachdem seine Frau ihm ein Kind geschenkt hatte, wurde Siwara anerkannter Erbe des Besitzes ihrer Familie und brachte auch sein Eigentum, das er bis jetzt im Walde gelassen hatte, in das Haus seines Schwiegervaters. Dieses galt fortan als sein eigenes Heim.

Unter den Sachen, die er in sein neues Heim mitbrachte, befanden sich vier Rasseln, die nur zur Wildschweinsjagd gebraucht wurden. Es gibt zwei Arten Schweine, eine harmlosere und eine sehr gefährliche. Für jede Art hatte er ein Paar Rasseln, eine Rassel, um die Tiere herbeizurufen, die andere, um sie fortzutreiben. Nachdem er die Rasseln aufgehängt hatte, warnte er die Verwandten seiner Frau dringend, diese Rasseln während seiner Abwesenheit zu berühren, weil daraus großes Unglück entstehen würde.

Bald darauf ging Siwara fort, um ein Feld zu roden. Während er fort war, kamen seine Schwäger zurück. Sie sahen die schönen, mit Federn verzierten Rasseln alle in einer Reihe hängen und konnten der Versuchung nicht widerstehen, eine herunterzunehmen, um sie genau zu betrachten. In ihre Betrachtung vertieft, vergaß der Schwager ganz das Verbot und begann sie zu schütteln. Aber ach! es war die falsche Rassel, die für die bösen Wildschweine! Und nun kamen diese wilden Bestien in Scharen von nahe und fern herbei

und ließen der jungen Mutter, den zwei Brüdern und den alten Leuten kaum Zeit, sich auf die nächsten Bäume zu flüchten. In der Eile und Aufregung hatte die Mutter jedoch ihr Kind vergessen, das die Schweine in Stücke rissen und verschlangen. Als sie sahen, was sich unten ereignete, schrien die Flüchtlinge und riefen nach Siwara, er solle schnell kommen und all die Tiere vertreiben, damit sie in Sicherheit heruntersteigen könnten. Siwara kam, schüttelte die richtige Rassel und trieb die Tiere fort. Als alle herabgestiegen waren und mit ihm zusammentrafen, suchte er nach seinem Kindchen. Aber er fand es nicht. Da tadelte er sie, daß sie seinem Gebot nicht gefolgt wären, und war so ärgerlich, daß er sie verließ. — Es ist jetzt schwer für sie, Nahrung zu bekommen.

9. Die Affenfrau



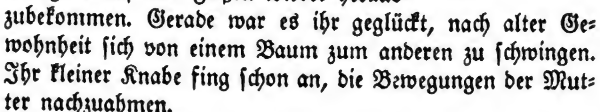
Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten eine Affin gefangen und aufgezogen. Sie war so zahm und anhänglich geworden, daß die alten Leute sie ruhig allein zu Hause ließen, wenn sie fortgingen. Eines Tages, als sie ausgegangen waren, um Freunde zu besuchen, streifte die Affin ihre Haut ab, warf sie über einen der Hausbalken und band sich eine Perlenschürze um und anderen Zierat, der im Hause zurückgeblieben war. Darauf machte sie sich an die Kassawa, die sie kochte und aß. Endlich zog sie ihr Fell wieder an.

Als die Hausbewohner zurückkamen, suchten sie die Kassawa und konnten sie nirgends finden. Aber obgleich sie sich sehr darüber wunderten, beargwöhnte niemand die Affin. Bei der nächsten Gelegenheit, als wieder einmal alle fortgingen, verbarg sich ein junger Mann und blieb zurück, um aufzupassen, damit nicht zum zweitenmal jemand die Kassawa stehle.

Nach einiger Zeit zog die Affin ihr Fell aus, kleidete sich

wie zuvor und fing an, Kassawa zu backen. Da sprang der junge Mann hervor und ergriff sie. Es gab einen harten Kampf. „Nein!“ sagte sie, „ich kann nicht deine Frau werden.“ „Aber ich habe ein solches Verlangen nach dir,“ war die Erwiderung. „Das ist alles recht schön,“ sagte sie, „aber du wirst mich doch schlecht behandeln und prügeln.“ Als er ihr versicherte, daß er sie niemals schlecht behandeln würde, willigte sie endlich ein, sich seinen Wünschen zu fügen. Da riß er das Affenfell vom Balken herunter und warf es ins Feuer.

Sie lebten lange Zeit zusammen, und sie gebar ihm einen Knaben. Danach begannen aber ihre Leiden, denn er war ihrer überdrüssig geworden. Er fing an, sie zu schlagen, „Affe“ zu ihr zu sagen und sie in jeder Weise zu quälen. Schließlich wurde es ihr zu viel, und sie sagte zu sich selbst: „Ich kann diese Behandlung nicht länger ertragen. Ich will zurückkehren zu meinen Leuten.“ Sie sagte ihrem Manne, sie wolle zum Baden gehen. Statt dessen ging sie aber weit fort in den Wald hinein. Ihr Mann wartete lange, lange auf sie, und endlich machte er sich auf, sie zu suchen. Sie hinkte unterdessen mit einem Stock umher und versuchte, ihre frühere Gangart auf vier Füßen wieder herauszubekommen. Gerade war es ihr geglückt, nach alter Gewohnheit sich von einem Baum zum anderen zu schwingen. Ihr kleiner Knabe fing schon an, die Bewegungen der Mutter nachzuahmen.



Als ihr Mann kam, da sah er sie mit dem Kleinen vom Wipfel eines Baumes zum anderen springen. „Komm nach Hause zurück!“ rief er, aber sie hörte nicht auf ihn. Nur der Knabe, dem der Vater leid tat, warf ihm Spinnen und

Insekten zum Essen herunter. — Affen können solche Dinge wohl essen, aber sie sind keine Kost für Menschen, und so blieb er hungrig. — „Komm nach Hause zurück!" schrie er von neuem, während er versuchte, ihr unten durch die Büsche zu folgen. Sie sah auf ihn herab und rief ihm zu: „Nein, ich bin genug gestraft gewesen durch dich!"

So setzten sie ihren Lauf fort, der Vater unten auf dem Boden, Mutter und Kind sich in den höchsten Zweigen von Baum zu Baum schwingend. Endlich kamen sie an einen breiten Fluß. Da rief die Affin ihren Verwandten zu: „Kommt und holt uns!" Und es kam ein starker Wind, der wehte wider die Bäume der gegenüberliegenden Uferseite, daß sie sich weit über den Fluß hinüberneigten und die Bäume der anderen Seite berührten. Da konnte die Mutter mit ihrem Kind hinüberspringen, und als sie drüben waren, schlugen die Bäume und Büsche zurück, wie sie vorher gestanden hatten. Die Affin rief dem Manne zu: „Du mußt uns nachschwimmen, wenn du uns haben willst!" Und der kleine Knabe, der seinen Vater wirklich gern hatte, rief: „Lebe wohl, ich gehe fort!" Aber die Mutter rief nichts mehr.

Der Mann verließ das Ufer und ging wütend nach Hause. Dort zerstörte er alles, was der Frau gehört hatte. Er zerschnitt ihre Hängematte, zerbrach ihre Kalabassen und zerschlug ihre Töpfe. Was für eine schlechte Laune muß er gehabt haben!

10. Die Frau, die vom Gespenst ihres Mannes getötet wurde

Einst machte sich eine Gesellschaft von Arowaken auf zum Berbice, und unterwegs wurden sie alle ermordet. Es waren lauter verheiratete Männer. Ihre Frauen hatten sie zurückgelassen am Pomeroon. Die Frauen nahmen alle andere Männer, außer einer. Diese war so traurig über den Verlust ihres Mannes, daß sie keinen anderen haben wollte. Sie fand Trost in ihren zwei kleinen Kindern.

Nach einiger Zeit begab es sich, daß das ganze Dorf zu einem Trinkfest zog, nur die Witwe blieb allein zurück. Als die Nacht hereinbrach, hörte sie vom Fluß her Flöte blasen. Der Ton kam näher und näher. Sie erkannte die Weise ihres Gatten und sagte zu ihrem Kinde: „Diese Melodie pflegte dein Vater zu spielen. Vielleicht wurde er allein gerettet, als alle anderen getötet wurden."

Tatsächlich war es das Gespenst des Mannes, das versuchte, nach Hause zu kommen. Nachdem der Geist die Landungsstelle erreicht hatte, band er sein Boot an und kam herauf zum Hause, wo die Frau ihn erkannte.

Er sagte: „Guten Tag!" und fragte, ob es ihr gut gehe und erkundigte sich nach den beiden Kindern. Darauf bat er sie, seine Hängematte aufzuspannen, denn er sei krank zurückgekommen. Als er in seiner Hängematte lag, begann er ihr genau alles zu berichten, was geschehen war, wie er mit all den anderen getötet wurde. Nach einiger Zeit sagte er: „Geh und hole Licht! Es müssen viele Flöhe hier sein. Sie beißen mich schrecklich in den Rücken." Aber anstatt Flöhe waren es Würmer, die in ihm nagten, und als die Frau mit einem Feuerbrand kam, konnte sie sie heraus- und hereinkriechen sehen. Sie sagte: „Nein, nein, es sind keine Flöhe da!"

Da sie nun all die Würmer gesehen hatte, wußte sie, daß es ihres Mannes Gespenst sein müsse und nicht sein Körper, der zurückgekommen war. Es war ein Zeichen für sie, daß etwas geschehen würde.

Wieder und noch ein drittes Mal bat er sie, ihm die Flöhe abzusuchen, aber sie bestand auf ihrem: „Nein, nein, es sind keine Flöhe da."

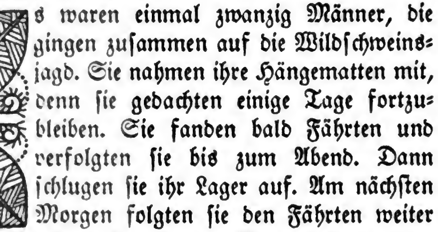
Unterdessen überlegte sie, wie sie sich retten könne. Sie fing an zu spucken und spuckte immer auf dieselbe Stelle, bis dort eine kleine Lache von Speichel war. Dann schlüpfte sie leise zum Hause hinaus und lief der nächsten Ansiedlung zu.

Als das Gespenst sie nun wieder bat, die Flöhe zu fangen, antwortete der Speichel: „Nein, nein, es sind keine Flöhe da!" Und so wiederholten sich Frage und Antwort. Aber als der Speichel endlich eingetrocknet war, konnte er nicht mehr sprechen, und sobald das Gespenst keine Antwort bekam, stieg es aus der Hängematte und folgte den Spuren der Frau.

Der Feuerbrand, den sie trug, war erloschen. Sie lief weiter im Dunkeln, der Geist laut rufend hinter ihr her. Als er immer näher kam, erinnerte sie sich an ein altes Gürteltierloch. Darin verbarg sie sich, während der Geist vorbeieilte. Er bemerkte jedoch bald, daß sie ihn überlistet hatte, und kehrte zu der Stelle zurück, wo sie so plötzlich verschwunden war. Dort blieb er stehen und sann nach, und sie hörte ihn vor sich hin sagen: „Ich bin tot. Aber obgleich ich tot bin, suche ich sie, und ich werde sie auch bald töten." Damit verlor sie ihn in der Dunkelheit aus den Augen.

Sie kroch hervor aus ihrem Versteck, erreichte die nächste Ansiedlung und erzählte ihren Freunden alles, was geschehen war. Und was der Geist gesagt hatte, wurde wahr. Sie wurde bald krank und starb.

11. Du sollst nicht stehlen



Es waren einmal zwanzig Männer, die gingen zusammen auf die Wildschweinsjagd. Sie nahmen ihre Hängematten mit, denn sie gedachten einige Tage fortzubleiben. Sie fanden bald Fährten und verfolgten sie bis zum Abend. Dann schlugen sie ihr Lager auf. Am nächsten Morgen folgten sie den Fährten weiter bis zum Mittag. Da bemerkten sie eine Menge Lebensmittel, alle fertig zum Verzehren, Speise und Trank, Überfluß an allem, was ein Indianer sich nur wünschen kann. Einer fragte den anderen: „Wirst du davon essen?" Einige sagten: „Natürlich. Warum nicht? Ist es nicht alles für uns gerichtet?" Aber andere sagten: „Nein, es ist nicht für uns bestimmt. Wir wollen nicht essen, was uns nicht gehört." Die Wünsche der Mehrheit siegten jedoch, und alle bis auf zwei aßen von der guten Kost.

Nachdem alles verzehrt war, nahmen sie die Fährte wieder auf, bis die Nacht hereinbrach, und sie abermals ihr Lager aufschlugen. Die zwei aber, die sich geweigert hatten mitzuessen, errichteten sich ihr Schutzdach ein wenig abseits von den anderen. Alle außer den zweien schliefen fest ein.

Während der Nacht kam der Waldgeist daher mit einem Licht in der Hand und näherte sich dem Platz, wo die achtzehn schliefen. Als er nahe an den ersten der Männer herangekommen war, löschte er das Licht, und indem er die Luft durch seine halbgeschlossene Hand sog, schlürfte er die Augen seines Opfers aus, gerade wie wir das Fleisch aus einer Krebsschere schlürfen. Dasselbe tat er der Reihe nach jedem der anderen siebzehn Männer, dann zog er sich zurück.

Die zwei, die abseits ihr Lager hatten, waren wach geblieben und hatten alles beobachtet, was geschehen war.

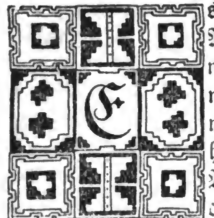
Früh am nächsten Morgen rief jeder der achtzehn beim Erwachen: „Ich bin blind! Ich bin blind!" Die armen Burschen

riefen nach den zwei anderen, die nicht mitgegessen hatten, und fragten sie, ob sie auch ihre Augen verloren hätten. Diese sagten zuerst „ja", aber als sie immer wieder gedrängt wurden, die Wahrheit zu sagen, mußten sie schließlich gestehen, daß ihnen kein Übel widerfahren sei. Einige der erblindeten Männer empfanden ihr Unglück sehr schwer. Die einen hatten schwangere Frauen zu Hause, die anderen hatten kleine Mädchen — kleine Mädchen, die sie eines Tages zu ihren Frauen machen wollten. Diejenigen, die solche kleinen Mädchen besaßen, grämten sich sehr und sagten: „Wir haben kleine Mädchen zu Hause, und wir haben bis jetzt noch niemals etwas mit ihnen zu tun gehabt. Ach, ach, wenn wir nur Frauen aus ihnen gemacht hätten, bevor dieses Unglück uns traf!"

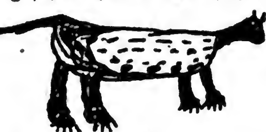
Um wieder nach Hause zu gelangen, baten nun die erblindeten Männer ihre unverletzten Gefährten, die Schnüre von all ihren Bogen zu lösen und zusammenzuknüpfen zu einem langen Seil. Die achtzehn hielten sich nun an diesem Seil fest, und die zwei Sehenden führten sie; so machten sie sich auf den Heimweg.

Aber die zwei führten sie nicht heimwärts, wie es ihnen gesagt worden war, sondern zu einem Teich, in dem eine Menge Piraifische lebte. Dort angekommen, ließen sie die Blinden sich im Kreise um das Wasser stellen und sagten zu ihnen, daß sie jetzt einen Fluß durchschreiten müßten; wenn sie einen Platsch ins Wasser hörten, sollten sie sofort vorwärts eilen. Darauf traten die zwei Führer zurück und warfen über die Köpfe ihrer blinden Gefährten einige schwere Holzstücke ins Wasser. Sowie diese ins Wasser platschten, sprangen die achtzehn blinden Männer vorwärts, um einer gegen den anderen zu stoßen in der Mitte des Teiches, wo die raubgierigen Fische sie anfielen und zerrissen. — So wurden sie gestraft dafür, daß sie Nahrung nahmen, die ihnen nicht gehörte.

12. Der Idiot, der fliegen wollte



Es war einmal ein Mann, der hatte eine Mutter und eine Schwester, aber leider nicht alle seine fünf Sinne. Daher nannte man ihn Wabassi (d. h. ein Mensch, der nicht ganz gesund ist). Seine Schwester hatte einen Hund, der hieß Warribisi, Wespe. Eines Tages ging Wabassi an den Meeresstrand, um Krabben zu fangen. Gerade als er aus dem Boot steigen wollte, kam ein riesiger Jaguar. Er dachte, es wäre der Hund seiner Schwester und rief: „Warribisi, Warribisi! Komm her! Was tust du hier?" Und als das Tier ganz nahe herankam, faßte er es um den Leib und versuchte, es ins Boot zu ziehen. Natürlich knurrte der Jaguar, aber Wabassi sagte nur: „Beiß mich nicht, Warribisi!" Und da das Tier zu schwer und plump war und sich nicht ins Boot zerren ließ, wurde er ärgerlich und rief: „Dummer Warribisi! Bleibe, wo du bist, meinetwegen kann ein Jaguar kommen und dich fressen!" Als Wabassi nach Hause kam, erzählte er seiner Schwester, daß er ihren Hund gesehen hätte. Sie sagte: „Nein, das ist nicht möglich. Du bist nicht recht gescheit. Warribisi ist während der ganzen Zeit hier bei mir gewesen."



Ein anderes Mal ging Wabassi mit einigen Freunden und Verwandten auf die Jagd. Sie trafen eine Rotte Wildschweine, und Wabassi schoß eins. Seine Freunde trugen alle Schweine, die sie erlegt hatten, auf einen Platz zusammen. Wabassi kam herbei, um sich die Strecke anzusehen, und ließ seine eigene Beute zurück. „Oh", sagte er, „mein Wildschwein sieht ganz anders aus. Meins hat einen Fleck auf dem Kopf und eine platte Nase." Da sagten die anderen, er solle es schnell herbeiholen und

ihnen zeigen. Als er mit seiner Beute kam, waren sie nicht wenig erstaunt, einen Jaguar zu sehen, und noch erstaunter waren sie darüber, daß der glückliche Jäger nicht einmal eine Schramme davongetragen hatte.

Am nächsten Tag kamen sie wieder nach Hause. Da kleidete sich Wabassi wie ein Vogel. Er steckte Federn, die den Schwanz vorstellen sollten, hinten in seinen Gürtel. Dann kletterte er auf einen hohen Baum und sprang von Ast zu Ast; dreimal; beim viertenmal trat er auf einen dürren Ast und fiel zu Boden. „Wie herrlich ich fliegen kann!" sagte er, während er seine Knochen zusammensuchte.

13. Makonaura und Anuanaitu

In uralter Zeit, als die Großmütter unserer Großmütter noch nicht geboren waren, war die Welt ganz anders als heute. Die Bäume trugen unaufhörlich Früchte das ganze Jahr hindurch. Die Tiere lebten in vollkommener Eintracht, und das kleine Aguti spielte ohne Furcht mit dem Bart des Jaguars. Die Schlangen hatten kein Gift. Die Flüsse flossen gleichmäßig dahin ohne Fallen und Steigen. Selbst das Wasser der Kaskaden glitt langsam und sachte von der Höhe der Felsen. Mit einem Wort, alles war ganz anders als heute.

Es lebte noch kein Mensch, und Adaheli, den wir jetzt als unseren Gott anrufen, der sich aber damals die Sonne nannte, war betrübt darüber. Er stieg herab von den Himmeln, und der Mensch ward geboren von dem Kaiman. Es gab zwei Geschlechter. Die Frauen waren alle von einer bezaubernden Schönheit; aber unter den Männern gab es

mehrere mit abscheulichen und abstoßenden Zügen. Das war die Ursache der Zerstreuung. Die Menschen mit den anmutigen Zügen konnten nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft leben. Sie trennten sich von ihnen und wanderten nach Westen. Die Fratzen setzten sich mit den Frauen, die sie erwählt hatten, im Osten fest.

Viele Jahrhunderte sind vergangen; viele Generationen sind aufeinander gefolgt. Das Andenken an diese Zeit ist in Vergessenheit gesunken; kaum daß einige alte Frauen und die Zauberärzte eine schwache Erinnerung daran bewahrt haben.

Um jene Zeit lebte in der Gruppe der schönen Menschen ein junger Mann, genannt Makonaura, und seine schon sehr bejahrte Mutter. Der junge Mann war in jeder Beziehung anmutig. Von hoher Gestalt, beherrschte er seine Gefährten. Er trug einen Schaumschurz von eleganter Form, und hübsche Ringe hingen in seinen Ohren. Auf der Jagd hatte er nicht seinesgleichen, und seine Reusen füllten sich stets mit Fischen. Flocht er Körbe, so zeichneten sie sich durch ihre Anmut und Feinheit aus und übertrafen bei weitem alle Flechtarbeiten der anderen jungen Leute.

Seine alte Mutter war nicht weniger bemerkenswert. Mochte sie Hängematten verfertigen oder Kassawa bereiten oder Tapana-Getränk durchseihen, sie tat alles mit einer besonderen Sorgfalt und einer staunenswerten Kunst. Man bewunderte sie.

Die beiden lebten in der vollkommensten Harmonie, nicht allein miteinander, sondern mit allen Gliedern ihres Stammes. Sie hatten nicht zu leiden, weder von der Hitze, noch von der Kälte. Böse Tiere belästigten sie nicht, denn es gab keine in der ganzen Gegend.

Eines Tages, als Makonaura seine Reuse aufnehmen wollte, fand er sie zu seiner Überraschung zerbrochen und alle Fische, die sie enthielt, halb verzehrt. Niemals seit Menschengedenken hatte sich eine solche Sache in seinem Stamme ereignet. Wütend, dachte er sofort daran, sich zu rächen. Aber, wie sollte er den Dieb entdecken? Das Tiervolk bot ihm seine

Dienste an. Ein Specht erschien. Er stellte ihn als Wache nahe bei seine Reuse und befahl ihm, ihn durch Schläge mit dem Schnabel auf einen Baumstamm zu benachrichtigen, sobald sich ein Fremder, Mensch oder Tier, seiner Reuse nähern würde.

Bei der Rückkehr in sein Haus erzählte er seiner Mutter sein Abenteuer. Diese hörte ihn stillschweigend an. Während er sprach, kam ihr wieder alles, was sie von den uralten Legenden behalten hatte, in den Sinn, und sie hatte Furcht.

Den folgenden Tag in der Frühe machte Meister Specht einen großen Lärm. Man hörte sein wütendes „tok — tok!" Makonaura lief in aller Hast herbei, aber, wie er sich auch beeilte, er fand bei seiner Ankunft seine Reuse ein zweites Mal leer und eingestoßen. Ganz außer sich, schalt er den Specht heftig aus wegen seiner Langsamkeit und Nachlässigkeit und setzte einen Cassicus an seine Stelle, damit er gut Wache halte.

Makonaura erwachte am folgenden Tag durch das wiederholte schallende „pong — pong" des Vogels. Er ergriff seinen Bogen und seine Giftpfeile und eilte sofort hin. Bei seiner Ankunft bemerkte er nahe bei seiner Reuse den Kopf eines Kaimans. Rasch schoß er, und sein Pfeil bohrte sich zischend zwischen die beiden Augen des Tieres, das mit einem furchtbaren „glu — glu" ins Wasser tauchte und verschwand.

Makonaura besserte seine Reuse aus, befahl dem Cassicus, gut auf sie acht zu geben, und zog sich zurück.

Eine Stunde war kaum vergangen, als plötzlich von neuem der Ruf des Cassicus erscholl. Makonaura lief den Weg zurück. Keuchend kam er an. Alle Wetter! Welche Überraschung! Ein junges Mädchen von blendender Schönheit war dort, ganz in Tränen. Gerührt von ihren Tränen, fragte er sie nach der Ursache ihres Kummers. „Ich kann es dir nicht sagen," antwortete sie und bat ihn, sich zu entfernen. Er bestand darauf und erklärte, er würde nur weggehen, wenn sie einwilligte, ihn zu begleiten. „Aber, ich kann es

nicht," erwiderte die junge Unbekannte, die fast noch ein Kind war, „denn ...," und ihre Stimme erlosch in einem Schluchzen. Makonaura nahm sie nun auf seine Schultern und trug sie in die Hütte seiner geliebten Mutter. Diese nahm die kleine Fremde gütig auf. „Wie heißt du, mein Kind?" sagte sie zu ihr. Und die Kleine antwortete: „Anuanaitu." — „Woher kommst du?" — „Aus weiter Ferne." — „Wer sind deine Verwandten?" — „Oh! fragt mich dies nicht!" versetzte lebhaft das junge Mädchen, indem es sein Gesicht mit den Händen bedeckte.
Makonaura und seine Mutter wollten nicht ein Geheimnis erpressen, das man ihnen vorenthielt. Sie schwiegen. Die alte Frau setzte nun der jungen Fremden getrockneten Fisch vor, Fleisch, Kassawa und eine Kalabasse voll Tapana. Anuanaitu aß und trank; dann streckte sie sich auf die Erde aus, um zu ruhen. Makonaura rief umsonst die Rechte der Gastfreundschaft an; sie wies die Hängematte zurück, die er ihr für diese Nacht anbot. Ebenso machte sie es in den folgenden Nächten. Stets blieb die Hängematte des jungen Mannes leer, denn sein Zartgefühl verbot es ihm, ein Lager zu benutzen, das er aus Gastfreundschaft der Unbekannten angeboten hatte. Auf die dringenden Bitten ihrer Wirtin nahm sie endlich die Hängematte der Mutter an, bis die neue Hängematte, an der man für ihn arbeitete, fertig wäre; aber sie spannte die Hängematte in dem bescheidensten Winkel der Hütte aus. Nur unter dieser Bedingung hatte sie ihre Zustimmung gegeben.
Alles ging nach Wunsch und schien den friedlichen Bewohnern der Hütte glückliche Tage zu verheißen, obwohl die Fremde stets ein hartnäckiges Stillschweigen über ihre Familie und die Jahre ihrer Kindheit bewahrte; kaum daß sie sich manchmal mit seiner Mutter unterhielt. Aber dann strahlte stets sein Gesicht, und seine Stimme verriet seine Bewegung.
Sie hatte sich jetzt vollkommen zu einer Frau entwickelt. Makonaura war von Liebe zu ihr entbrannt. Er wagte nicht,

es ihr zu sagen, aber er entdeckte sich seiner alten Mutter. Diese nahm voll Freude ihren Sohn bei der Hand und führte ihn zu Anuanaitu, um sie miteinander zu verloben. Da brach das junge Mädchen in Tränen aus und bat ihre Gastfreunde, sie lieber in ihre Heimat zurückzuschicken.
Einige Tage später indessen sah Makonaura, als er heimkam, eine Hängematte neben der seinigen ausgespannt. Er konnte seine Freude nicht zurückhalten, denn das war das sicherste Zeichen, daß Anuanaitu seiner Bitte Gehör geschenkt hatte und einwilligte, seine Frau zu werden. Nichts fehlte nun mehr an seinem Glück! —
Es fehlte daran die Zustimmung der Familie der Unbekannten.
Einige Monate flossen dahin in ruhigem Glück. Da fühlte Anuanaitu eines Tages den dringenden Wunsch, ihre Mutter wiederzusehen. Ein einziger Monat würde ihr für die Hin- und Rückreise genügen, sagte sie. Makonaura gab seine Einwilligung zu der Reise, wollte aber seine Frau begleiten. Erschreckt, bemühte sie sich, es ihm auszureden. Da es ihr nicht gelang, erklärte sie, lieber auf die Reise verzichten und daheim bleiben zu wollen. „Dann werde ich allein gehen," versetzte Makonaura, „und die Deinen um ihre Zustimmung zu unserer Ehe bitten!" — „Nie und nimmer!" rief Anuanaitu erschreckt. „Wenn du allein gehst, wirst du uns alle verderben, uns beide und deine teuere Mutter!"
Der Entschluß des jungen Mannes stand unerschütterlich fest. Er verfertigte ein großes Kanu, brachte Geschenke zusammen für die Verwandten seiner Frau und versah sich mit Lebensmitteln für drei Wochen der Reise. Anuanaitu wollte mit ihm gehen.
Im Augenblick der Abreise nahm er Abschied von seiner alten Mutter. „Mutter," sagte er zu ihr, „die Reise, die ich unternehme, ist voll Gefahren, ich weiß es, aber die Geister haben mir durch den Mund des Zauberarztes versichert, daß ich kein Unglück erleiden und heil und gesund zu dir zurückkehren werde. Fürchte also nichts, meine gute

Mutter!" — Er fuhr ab. Das Kanu glitt leicht dahin auf der Oberfläche der Gewässer, und drei Wochen später landete er glücklich an einem Lager von Leuten.

„Da sind wir," sagte Anuanaitu, „habe Dank! Ich will gehen und meine Mutter suchen. Sie wird kommen und dir zwei Kalabassen bringen, eine voll Blut mit rohem Fleisch und eine andere voll Beltiri mit Kassawabrot. Sei klug und triff gut deine Wahl; unser beider Los hängt davon ab!" — Sie kam bald zurück, begleitet von einer Frau, die zwei Kalabassen trug. „Gatte meiner Tochter," sagte die Frau, „nimm diese Erfrischungen!" — Indem sie dies sagte, setzte sie die beiden Kalabassen vor ihn hin. Ohne zu zögern, nahm Makonaura das Beltiri und das Kassawabrot. Die



Mutter Anuanaitus lächelte. „Mit Recht," sagte sie, „hat meine Tochter gleich so viel Lobenswertes von dir und deiner Mutter erzählt. Du hast eine gute Wahl getroffen. Gern gebe ich meine Einwilligung zu euerer Ehe, aber ich fürchte, daß mein Gatte sich sehr widersetzen wird."

Man setzte sich und hielt Rat. Man besprach sich über das, was zu tun sei, um den Widerstand des Vaters Anuanaitus zu besiegen. Als man sich darüber einig geworden war, erhoben sich die beiden Frauen und gingen, ihn aufzusuchen, aber sie kamen bald zurück in Tränen. Kaikutschi, das war sein Name, war unerbittlich. Er schwur, die Entführung seiner Tochter im Blute zu rächen. — Makonaura sollte sich im Walde verborgen halten, solange seine blutdürstige Wut anhielt. Wenn sich der erzürnte Vater eines Tages beruhigt habe, würde man kommen und ihn davon benachrichtigen.

Drei Tage später verkündete ihm die Mutter Anuanaitus, daß Kaikutschi endlich einwillige, ihn zu sehen, und seine

Geschenke annehme. Makonaura begab sich darauf in das Dorf, und seine Frau, die ihm entgegengekommen war, führte ihn sofort zu ihrem Vater.
Bei ihrem Anblick ergriff diesen ein heftiger Zorn. „Wie," schrie er, „wagt ihr euch mir zu nähern!" — Der junge Mann antwortete ihm in ruhigem Ton: „Es ist wahr, daß meine Ehe mit deiner Tochter nicht nach dem Brauch war, aber ich bin gerade hierhergekommen, um meinen Fehler wieder gutzumachen. Ich bin bereit, zu tun und dir anzubieten alles, was dir beliebt." — Der andere lachte verächtlich. „So mache mir," sagte er, „in einer Nacht einen Zauberschemel! Er muß auf der einen Seite einen Jaguarkopf, auf der anderen meine Züge haben."
Makonaura machte sich ans Werk, und gegen Mitternacht war der Schemel bis auf Kaikutschis Züge vollendet. Dieser hatte die Gewohnheit, eine Kalabasse vor dem Gesicht zu tragen, in die zwei Löcher für die Augen gebohrt waren. Makonaura hatte sein Gesicht noch nicht gesehen. Er bat seine Frau, ihm ihren Vater zu schildern. Sie erbleichte und sprach: „Mein Vater ist Zauberarzt; er weiß alles. Es ist unmöglich! Er würde uns beide töten." — Der junge Mann wußte sich keinen anderen Rat, als in den Wald zu laufen, in die Hütte von Kaikutschi, um zu versuchen, seine Züge zu entdecken. Es war vergeblich, denn er fand in der Hängematte nur einen Mann, zusammengerollt zur Kugel. Er war im Begriff, ganz verwirrt wegzugehen. Da summte ihm eine Mücke in die Ohren: „Verzweifle nicht!" Und die Mücke stach sofort Kaikutschi. Der Mann rührte sich nicht. — Da fühlte Makonaura ein Insekt an seinen Beinen hinaufkriechen. Es war eine Vogelspinne. Sie sagte zu ihm: „Fürchte nichts, habe Geduld!" Sie hing sich unten an die Hängematte und biß den Schläfer heftig. Dieser tötete sie jedoch, ohne sein Gesicht zu zeigen.
Makonaura war verzweifelt. Aber da rückte ein Heer von Ameisen heran, und ihre Führer riefen ihm zu: „Fürchte nichts, wir sind da!" Und das Heer fiel über diese unförm-

liche Masse her und griff sie wütend von allen Seiten an. Kaikutschi erhob sich bestürzt, und Makonaura sah sein schreckliches Gesicht. — Er ging in aller Eile weg, um seinen Zauberschemel zu vollenden. Als am Morgen Kaikutschi den Zauberschemel ganz fertig sah, zeigte er sich wenig zufrieden. „Das genügt nicht," sagte er, „du mußt mir noch in einer einzigen Nacht eine Hütte bauen, deren ganzes Dach aus den schönsten Federn gemacht ist." — Dieses Mal hielt sich der junge Mann für verloren. Aber plötzlich kamen Tausende und Abertausende von Kolibri und anderen Vögeln, alle mit entzückendem Gefieder. Die Hütte war vor Sonnenaufgang fertig. Das war das Ende der harten Proben, die Makonaura zu einem Glied der Familie Kaikutschis machten und zum ehrenwerten Gatten Anuanaitus. Mehrere Monate vergingen. Makonaura, unruhig über das Schicksal seiner alten Mutter, beschloß, mit seiner Gattin hinzugehen und sie wiederzusehen. Kaikutschi schlug es rundweg ab, daß Anuanaitu ihn begleitete. So ging er allein. Wie glücklich war seine Mutter, ihn wiederzusehen! Wie bemitleidete sie ihn um alle Mühen, die er erduldet hatte! Während der zwei Wochen, die sie zusammen verlebten, tauschten sie ihre Gedanken aus. Sie erzählte ihm die Sagen aus vergangenen Zeiten. Der Tag der Trennung näherte sich für Makonaura. Er mußte an die Abreise denken. Er ging hin und fragte den Zauberarzt um Rat. „Die Geister," antwortete ihm dieser, „widersetzen sich deinem Vorhaben. Reise nicht ab!" — Erschüttert zögerte der junge Mann einen Augenblick; dann beruhigte er sich wieder und sagte sich: „Ich bin neulich der Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen, Herr geworden; warum sollte es mir nicht auch diesmal gelingen?"

Er kam mit seiner Mutter überein, ihr jedesmal, wenn er sich in Gefahr befände, rasch einen Vogel zu schicken. Wenn er stürbe, würde ihr die Eule die Nachricht bringen. Dann reiste er ab.

Die Überfahrt ging glücklich vonstatten. Er kam wohlbehalten

an. Aber seine Frau und seine Schwiegermutter waren ihm entgegengegangen. Ganz in Tränen, riefen sie ihm zu: „Kehre um, so rasch wie möglich! Kaikutschi ist wütend über eine Nachricht, die er empfangen hat." — Ohne zu achten auf das, was die Frauen zu ihm sagten, ging Makonaura geradeswegs zur Hütte seines Schwiegervaters. Kaikutschi erwartete ihn auf der Schwelle. Mit einem Schlag seiner Keule streckte er ihn zu seinen Füßen nieder und schoß ihm einen Pfeil in die Stirn zwischen die beiden Augen.

Nach der Abreise ihres Sohnes lebte Makonauras Mutter in großer Sorge um ihn. Das heimliche Ahnen eines nahen Unheils suchte sie oft im Wachen heim, und ihr Schlaf war oft beunruhigt von schrecklichen Träumen. Daher war sie gar nicht erstaunt, eines Abends das eintönige und klagende „buta — buta" des Prionites zu hören, und als bald darauf die Eule, die Todesbotin, ihr trauriges „popopo" ihr in die Ohren seufzte, überwältigte sie zwar die unselige Nachricht, überraschte sie aber keineswegs. Schnell schob sie ihr leichtes Rindenboot ins Wasser und machte sich auf, die Leiche ihres Sohnes zu suchen. Vor ihr her flog die Eule. Diese machte halt an dem Platz, wo sich das Unheil zugetragen hatte, und die arme Mutter fand dort die zerschmetterten Reste ihres Makonaura, verborgen unter dem Gesträuch. Sie sammelte getreulich die Gebeine, legte sie in ihr Boot und brachte sie in ihr Dorf zurück.

Bei ihrer Rückkehr beeilten sich die Männer des Stammes, einen kunstvollen Sarg zu flechten, und schmückten ihn mit schönen Federn in schillernden Farben, während die Frauen eifrig den köstlichen Tapana-Trank bereiteten für den Tag des Leichenbegängnisses. Man trug den Sarg in die Hütte des Toten und legte neben ihn seine Waffen, seine Kleider, seine Geräte. Endlich, als alles bereit war, versammelte sich der Stamm, um die Klage zu hören, das letzte Lebewohl der Mutter an ihren Sohn. Die arme Frau pries die Tugenden des Verstorbenen, sie rühmte seine Heldentaten, seine Geschicklichkeit beim Fischfang und auf der Jagd. Sie er-

phot. Koch-Grünberg



Alter Schirianá-Häuptling / Nordbrasilien

zählte ausführlich die Geschichte seiner Ehe, die — ach! — so tragisch geendet habe. Dann erhob sie ihre Schale voll Tapana und schrie: „Wer hat das Lebenslicht meines Sohnes ausgelöscht? Wer schickte ihn in das Tal der Schatten? Unglück! Unglück über ihn! — Ach, ihr seht es, oh, ihr meine Brüder und meine Freunde, ich bin nur eine arme und schwache Frau! Ich vermag nichts! Wer wird mich rächen?"
Auf diese Aufforderung folgte tiefes Schweigen. Bald aber traten zwei Männer vor, nahmen die Schale aus der Hand der Frau und leerten sie beide bis auf den letzten Tropfen. Dann traten sie ganz nahe an den Sarg heran und stimmten den schrecklichen Kenaimu an, den wilden Rachegesang. Singend tanzten sie auch den Tanz der Rache. — Makonaura wird gerächt werden! — Die Seele einer Riesenschlange war eingedrungen in den einen der beiden Männer, und in den anderen die Seele eines Jaguars.
Einige Zeit darauf veranstaltete man ein großes Fest im Dorfe Kaikutschis, das Fest der Tapana. Man rüstete sich schon dazu. Einladungen waren in alle umliegenden Dörfer ergangen. Man zählte jetzt an den Knoten der Schnüre die Tage, die noch bis zur Feierlichkeit vergehen würden, und löste jeden Abend einen Knoten. Um möglichst frisch zum Empfang seiner Gäste zu sein, ruhte sich Kaikutschi in seiner Hängematte aus. Anuanaitu und ihre Mutter, beide in tiefer Trauer, nahmen an diesen fröhlichen Vorbereitungen nicht teil.
Der Tag kam heran. Die Gäste umgaben zu hunderten die Hütte, in der man den Trog mit Tapana bewahrte. Man öffnete die Türen, und das Fest begann. Alle, Männer, Weiber und Kinder, fingen an zu trinken. Sie tranken und erbrachen sich, tranken wieder und erbrachen sich von neuem. Bald wälzten sie sich am Boden wie das Vieh.
Da traten plötzlich zwei Männer ein. Der eine, mit einem Jaguarfell bekleidet, schwang seine furchtbare Keule; der andere war bedeckt mit einer buntbemalten Haut, ähnlich der einer Riesenschlange. In einem Augenblick lagen Kaikutschi und alle seine Leute tot da. Den einen war der Schädel

zerschmettert und das Gehirn auf den Boden gespritzt; die anderen waren erwürgt.

Aber die Furcht hatte die Trunkenheit abgeschüttelt. Die Überlebenden dieses Blutbades rafften sich zusammen; sie spannten ihre Bogen, und Hunderte von Pfeilen bedrohten die beiden Angreifer. Diese schlugen nicht mehr. Sie streckten die Arme aus, und der eine von ihnen rief: „Haltet ein, Freunde! Unser Leben ist in euerer Hand, aber laßt uns erst zu euch sprechen!" — Man hörte ihn an. Er erzählte die traurige Geschichte des schönen Makonaura. Er schilderte den tiefen Schmerz seiner armen Mutter. Er berief sich auf das schwere Unrecht, das seinem Stamme angetan worden sei. Wie er sprach, sah man die Spitzen der Pfeile eine nach der anderen sich zur Erde senken. Als er geendet hatte, trat ein alter Zauberarzt vor und sprach zu ihnen in feierlichem Ton: „Junge Leute, ihr habt wohl getan! Wir empfangen euch als Freunde."

Dann warf man die Leichen in das Gebüsch, und das Fest nahm den schönsten Verlauf. Bald war die Trunkenheit allgemein und vollkommen.

In dem Gebüsch ging eine Frau inmitten der Leichen dahin. Sie wendete alle um, betrachtete sie, untersuchte sie aufmerksam, die Augen trocken. Endlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. Diese Frau war Anuanaitu. Sie hatte sich abseits von dem Gelage gehalten und war dadurch dem Gemetzel entgangen. Sie beugte sich über einen Leichnam, kauerte sich an seiner Seite nieder. Ihre milde Stimme sang klagend das Lob des Opfers lange, lange Zeit. Plötzlich erhob sie sich, die Haare verwirrt, das Gesicht brennend, und mit vibrierender Stimme hub sie den schrecklichen Kenaimu an zu singen. Sie tanzte ihn auch. Die Seele einer Klapperschlange hatte von ihr Besitz genommen! —

Unterdessen bereiteten die Mutter und die anderen Frauen des Dorfes Tapana, um die Rückkehr der beiden siegreichen Kenaimu zu feiern. Je furchtbarer die Rache war, desto mehr erhöht war die Ehre des Stammes. Das war eine

wahnsinnige Freude! Alles tanzte, tanzte, tanzte bis zur völligen Erschöpfung. Makonauras Mutter, selbst besiegt von der Trunkenheit, hatte sich in ihre Hängematte gelegt, und dort sah sie in ihren Träumen ihren Sohn wieder und im Traum rief sie ihn. Plötzlich trat Anuanaitu, die Besessene, ein, aber als sie sich nennen hörte, wich sie erschreckt zurück. — „Anuanaitu, mein Kind," sagte die Alte, die erwacht war, „du bist sehr gut, wie es auch deine Mutter war! Aber was willst du jetzt hier? Mein Sohn, den du verloren hast, ist nicht mehr da... Oh, Makonaura, mein Sohn, freue dich! Du bist jetzt glücklich, denn du bist gerächt worden in dem Blute deiner Mörder. Oh! Ja, du bist sehr gerächt worden!"

In dieser Hütte, so voll von Erinnerungen für sie, hatte Anuanaitu gefühlt, wie sich in ihrer Seele ein furchtbarer Kampf erhob, ein Kampf der Liebe mit dem, was sie ihre Pflicht nannte. Aber als die Worte „du bist glücklich, mein Sohn, denn du bist gerächt worden in dem Blut!" an ihr Ohr drangen, hielt sie nichts mehr! Rasend warf sie sich auf die Alte, faßte ihre Zunge, zog sie aus dem Munde und stieß den Giftzahn der Klapperschlange hinein.

Dann beugte sie sich über ihr Opfer, das mit dem Tode rang, und sagte zu ihm: „Der Kaiman, den dein Sohn bei seiner Reuse tötete, war mein Bruder! Wie mein Vater, hatte auch er den Kopf eines Kaimans. Ich verzieh. Mein Vater hat seinen Sohn gerächt, indem er deinem Sohn denselben Tod antat, den mein Bruder von dessen Hand erlitten hatte: einen Pfeil in die Stirn zwischen die beiden Augen. Deine Verwandten haben meinen Vater und alle meine Angehörigen erschlagen. Ich würde auch dies verziehen haben, wenn sie nur meine Mutter geschont hätten. Makonaura ist die Ursache, daß das untergegangen ist, was mir das Teuerste war auf der Welt. Deshalb raube ich ihm und opfere das Kostbarste, was er jemals besaß."

So sprach sie, stieß einen furchtbaren Schrei aus und floh in den Wald.
Bei diesem Schrei trat eine unerhörte Veränderung in der Natur ein. Die Winde antworteten darauf mit einem Geheul, das die Bäume niederriß und entwurzelte, überall wo Anuanaitu ihren Weg nahm. Dichte Wolken verhüllten das Antlitz Adahelis und schleuderten in die Finsternis unheilbringende Blitze unter dem furchtbaren Krachen der Donner. Eine Sintflut von Regen mischte sich mit dem Austreten der Quellen. Die Tiere, bisher friedlich, töteten einander. Die Schlange begann zu beißen; der Kaiman ließ seine schrecklichen Kinnbacken erschallen; der Jaguar zerriß und verschlang das unschuldige Aguti.
Anuanaitu setzte ihren tollen Lauf fort, indem sie alle wilden Gäste des Waldes mit sich riß. Sie kam auf den Gipfel eines riesigen Felsens, von dem ein Wasserfall sich ergoß. Und dort, am Rande des Abgrundes, streckte sie ihre Arme aus, beugte sich vor und sprang in die Leere. Die Wasser in der Tiefe nahmen sie auf und schlossen sich sofort über ihr. Man sieht dort nur noch einen schrecklichen Abgrund. —
Noch heute, wenn ein Fremder an einem Wasserfall vorübergeht, warnt ihn der Indianer, dessen Namen auszusprechen. Dies würde sein unfehlbares Verderben sein, sagt er. Denn auf dem Grunde dieser Wasser wohnen zusammen Makonaura und Anuanaitu in dem wunderbaren Haus dessen, der die Seele und der Geist der Wasser ist.

14. Der Zauberarzt Makanaholo



Keiner war so weit vorgeschritten in der Kunst der Zauberärzte, wie der Zauberarzt Makanaholo. Er erhob sich von der Erde, ging über die Bäume, ja, er gab sich Flügel, wenn er wollte. Am wunderbarsten aber von allen seinen Künsten war die Macht, willkürlich sein Aussehen zu wechseln und die Gestalt dieses oder jenes Tieres anzunehmen, wie es ihm gerade gefiel. Immer spielte der Hirsch dabei die Hauptrolle.

Eines schönen Tages hatte sich Makanaholo in einen Hirsch verwandelt. Und warum? Es gefiel ihm nicht mehr allein zu sein; er wünschte, eine Gefährtin zu haben. Und wie machte er es da? Als er ein Hirsch geworden war, verstand er es, sein eigenes Fleisch in Fäulnis übergehen zu lassen, und zog dadurch in demselben Augenblick eine Menge Aasgeier auf sich. Als diese sich auf ihre Lieblingsspeise stürzen wollten, kam ein kleiner Vogel angeflogen und rief ihnen zu: „Macht euch davon, so schnell wie möglich, denn man will euch töten!" — Aber sie wollten von ihrem köstlichen Gericht nicht ablassen und glaubten nicht daran. Da schüttelte sich der vermeintliche Hirsch und bewegte sich mehrmals stark, so daß die erschreckten Geier in aller Hast flüchteten. Er tat es, weil er wußte, daß seine Zukünftige nicht unter ihnen war. Aber kaum hatten sie sich entfernt, als plötzlich hoch aus der Luft der schönste der Geier, der König oder vielmehr die Königin von ihnen, herabstieg und sich dicht bei Makanaholo niederließ. Da hatte er sie, und er nahm sie zur Gattin.

Viele Jahre lebten sie in vollkommener Eintracht zusammen. Es gab nur eine Sache, die ihn störte: sie hatte unzählige Läuse. Seine Kunst tat ihre Schuldigkeit. Es gelang ihm, eine Art Seife zu bereiten, und einige Waschungen genügten, um seine Frau von ihrer Plage zu befreien.

Jahre danach sagte die Frau eines Tages zu Makanaholo: „So lange Zeit schon wohne ich hier unten bei dir, und meine gute Mutter dort oben weiß nichts davon. Es ist mein dringender Wunsch, sie wiederzusehen. Erlaube mir, hinaufzusteigen!" — Makanaholo war sehr damit einverstanden und antwortete: „Ich will dich begleiten und mit dir emporsteigen."

Als sie emporgestiegen waren, traf Makanaholo die Mutter des Königs der Geier, namens Akathu, in der Hängematte. Wie sie sich freute, ihr Kind wiederzusehen in Begleitung eines solchen Mannes!

Von Akathu, die sehr geehrt war bei ihrem Volke, erzählte man sich, daß noch niemals jemand ihr Gesicht habe sehen können. Immer blieb sie in der Hängematte. Jetzt wollte Akathu die Kunst ihres Schwiegersohnes erproben und gab Makanaholo den Befehl, einen kleinen Sitzschemel zu verfertigen, der die Gestalt ihres Kopfes habe.

Wie sollte er es machen, solange Akathu abgesondert in der Hängematte blieb? Makanaholo hatte Macht über die Tiere. Er rief die roten Ameisen. Diese krochen in ungezählten Scharen in die Hängematte und brannten Akathu mit ihren Stichen. Sie sprang heraus, und Makanaholo, der heimlich auf der Lauer lag, hatte Gelegenheit, sie zu sehen. Er sah nun, daß sie nicht nur e i n e n Kopf hatte, sondern nicht weniger als ein Dutzend. Schleunigst machte sich Makanaholo ans Werk und verfertigte eine kleine Bank, welche die Züge Akathus getreu wiedergab. Diese war davon so zufrieden, daß sie laut ausrief: „Ja, ja, du bist ein ganz geschickter Mann!"

Aber noch mehr wollte sie von seiner Fähigkeit sehen. Sie sagte: „Nimm die Angelrute, gehe auf den Fischfang und bringe mir, was du gefangen hast!" — Er tat es und kam rasch zu Akathu zurück. Da er die Kunst besaß, die Fische kleiner zu machen, wickelte er sie in einige Baumblätter und bot sie so seiner Schwiegermutter. Diese warf die Fische weit von sich und sagte verächtlich: „Wie kannst du es

wagen, mir so winzige Fische anzubieten?" Aber als sie sie weggeworfen hatte, sah sie alle verwandelt in sehr große Fische. Wieder sprach sie zu ihm: „Ja, ja, du bist ein ganz geschickter Mann!"

Indessen wünschte sie noch mehr von seinem Genie kennen zu lernen. Nachdem alle von den ausgezeichneten Fischen gegessen und wohl geschlafen hatten, und ein neuer Tag anbrach, befahl ihm Akathu: „Gehe hin und hole Wasser, denn ich habe Durst! Nimm diesen Korb, um Wasser hineinzutun!" — Das war wohl ein wenig zu schwer für ihn. Dennoch ging Makanaholo weg. Er versuchte vergeblich, das Wasser in dem Korbe zurückzuhalten. Da kam ihm eine Ameise zu Hilfe. „Was machst du da?" fragte sie. Als er ihr den bestimmten Befehl, der ihm gegeben worden war, auseinandergesetzt hatte, antwortete sie: „Sei ganz ruhig! Ich werde dir helfen." Und sie tat es, und das Wasser blieb in dem Korb.

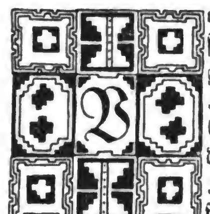
Makanaholo ging mit seinem Korb voll Wasser zum Hause Akathus. Er sprach zu ihr: „Da ist der Korb voll Wasser!" — Als sie dies sah, war sie ganz außer sich vor Erstaunen und rief zum drittenmal aus: „Ja, ja, du bist ein sehr geschickter Mann," und sie fügte hinzu: „geschickter als alle anderen."

Sie rief alle ihre Kinder zusammen und sprach: „Wohlan, wir wollen einen schönen Garten für ihn machen, weil ein so geschickter Mann für immer bei uns bleiben muß!" In ihrem Herzen war Akathu voll Furcht vor der Kunst des Zauberarztes. Sie fürchtete sowohl für sich selbst, wie für ihre Tochter und ihre anderen Kinder, und sie hatte gesagt: „Sobald er in seinem schönen Garten eingeschlafen ist, müssen wir ihn töten."

Aber unter den Kindern Akathus, d. h. unter den Geiern, war ein Verräter, der ihm den ganzen Plan der Schwiegermutter erzählte. „Akathu will dich töten; deshalb fliehe so bald als möglich!" — Makanaholo tat dies nicht, denn er vertraute auf seine Zauberkunst. Er sagte nur dem Warner,

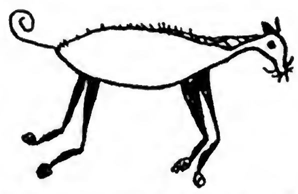
er habe keine Lust mehr, hier oben zu bleiben, wo seine Wohnung war. Aber vor seiner Abreise wollte er durch seine Energie und seinen Scharfsinn das Attentat vereiteln, das gegen sein Leben geplant war.
Früh auf den folgenden Morgen hatte man den Anschlag festgesetzt. Der Garten war auf allen Seiten verschlossen. Die Mörder waren ganz sicher, daß Makanaholo nicht entwischt sein könnte. Und doch war er nicht mehr darin. Seine Gewohnheit, die Flöte zu spielen, hatte ihn gerettet. Diese Flöte hatte kleine Löcher. In einer der Gartenmauern war eine kleine Öffnung, durch die er die Flöte stecken konnte. Er steckte sie so hindurch, daß drei Löcher außerhalb des Gartens waren. Dann verwandelte er sich in eine Fliege, drang in das Flötenloch ein, das im Garten geblieben war, und schlüpfte durch die Löcher, die draußen waren, ins Freie. Die Mörder, die zu seinem Verderben gekommen waren, hörten Makanaholo in aller Freiheit Flöte blasen. Nach diesem Kunststück kehrte er auf die Erde zurück.

15. Der Einsiedler und sein Hund



or vielen Jahrhunderten lebte in einer fernen und abgelegenen Gegend ein Mann ganz allein in Gesellschaft eines starken Hundes.
Eines Tages ging er auf die Jagd, nachdem er dem Hunde den Schutz seiner Hütte anvertraut hatte. In dem Walde fand er ganz unerwartet prächtige Pflanzungen von Kassawa und anderem.
Sein erster Gedanke war: „Wer hat dies alles für mich bereitet?“ Und da er in dem ganzen Lande das einzige menschliche Wesen war, hatte er wohl Grund, sich so zu fragen; denn für wen würde man es gemacht haben, wenn nicht für ihn?
Er verbarg sich hinter einem Baum im Gebüsch. „Vielleicht,“

sagte er sich, „wird ein Unbekannter hierher kommen, um zu arbeiten, und für mich wird dies ein großes Glück sein, einen so ausgezeichneten Wohltäter kennen zu lernen."
Kaum hatte er sich versteckt, als er den Hund kommen sah, seinen treuen Genossen, der zu seiner großen Verwunderung das Fell abwarf und sich in einen Menschen verwandelte. Darauf machte sich dieser an die Arbeit, und nachdem er sein Tagewerk getan hatte, zog er das Fell wieder an und verwandelte sich von neuem in einen Hund. Dann wandte er sich zur Hütte zurück.



Der Mann folgte dem Hund und tat, als wenn er gar nichts gesehen habe. Das war klug gehandelt. An einem anderen Tag besuchte er dieselben Pflanzungen und wählte ganz nahe einer Höhle einen Platz zum Schlafen und für seine Arbeit. Er machte dort Feuer an, um Kassawa zu bereiten.
Wie immer hatte er seinem Hunde befohlen, beim Haus Wache zu halten. Trotzdem folgte ihm dieser heimlich. Der Mann, der sich schlafend stellte, hatte ganz nahe bei sich einen Korb gelegt, in dem die Frauen Feldfrüchte einzuholen pflegen. Der Hund kam an, warf sofort das Fell ab, wurde von neuem Mensch und machte sich an die Arbeit. Ohne das geringste Geräusch zu machen, nahm der Mann das Fell, steckte es in den Korb und trug diesen weit weg in den Wald, wo er ihn in einem großen Feuer verbrannte. In Zukunft blieb der Hund oder besser gesagt die Hündin das, was sie war, d. h. eine Frau, die sich niemals mehr verwandeln konnte.
Wie es sich gehörte, wurde diese Wohltäterin die Gattin des einstigen Einsiedlers und die Mutter einer zahlreichen, sehr berühmten Familie.

16. Arawanili, der erste Zauberarzt



Der gute und kluge Häuptling Arawanili herrschte über das Volk der Arowaken auf der Insel Kaieri.

Eines Tages stand er am Ufer und schaute traurig hinaus auf das weite Meer. Sein Haupt, das der Federschmuck des Häuptlings zierte, war gesenkt, während er wehen Herzens dem Seufzen des Meeres lauschte. Da erhob sich vor seinen Blicken Orehu, die Wassermutter, aus dem Meere. Sie glitzerte von Wassertropfen, und ihr glänzendes, wallendes Haar umhüllte ihre große Schönheit, die über das Wasser und die Ufer des Meeres zu strahlen schien.

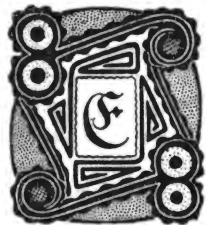
„Sage mir deinen Kummer, Häuptling! Nenne mir den Kummer von Kaieri! Vielleicht kann ich Euch Hilfe bringen aus den Tiefen des Meeres."

„Ich trauere um die Toten," sagte der Häuptling, „für die ich nichts tun konnte, um ihnen zu helfen, bevor ihre Seelen entflohen vor den quälenden Yauhahu. Auf der ganzen Insel sehe ich Männer, Frauen und Kinder vom Fieber ergriffen. Von bösen Dämonen geschossen, treffen die grausamen Pfeile der Yauhahu. Wenn uns sterbliche Feinde dieses Übel täten, so würden sie ihre Taten bald bereuen. Aber den Yauhahu kann niemand entgegentreten ohne einen Zauber. Deine helfende Hand kann vielleicht dieses Land erretten, um das ich klage. Gewähre mir einen Zauber, der den Yauhahu widerstehen und sie bezwingen kann!"

„Ich höre, Häuptling, deine Klage, deines Volkes Kummer, und ich will dir helfen. Nimm diesen Zweig, pflanze ihn mit Sorgfalt und ziehe den Ida-Baum groß, dort wo auf dem Hügel deine Hütte hinüberblickt aufs Meer! Wenn er Früchte trägt — groß und rund und schwer werden sie sein — so nimm die erste, die zu Boden fällt, und komme damit zu mir ans Meer!"

Mit diesen Worten sank sie zurück in die Wogen.
Er pflanzte und pflegte den Baum und blickte wartend auf das Meer. Als die Zeit vorüber war, trug er die Kalabasse-Frucht zum Ufer, und dort traf er noch einmal die Wassermutter. Sie zeigte ihm, wie die Frucht durch Löcher zu entleeren sei. Sie brachte einen Handgriff, mit feinen Federn verziert, für Arawanili. Während er an der Frucht arbeitete, tauchte sie unter nach den Edelsteinen des Meeres. Leuchtend weiße Steine brachte sie ihm, füllte sie durch die Löcher in die Frucht und befestigte den Handgriff. Dann übergab sie ihm die erste Zauberrassel und weihte ihn ein in die Geheimnisse der Zauberärzte.
Auch Tabak, den man damals noch nicht kannte, brachte sie ihm. Sie machte ihn so zauberkräftig, daß alle Yauhahu den Arawanili fürchteten.
So dankte er ihrer Liebe seine Macht, die nach ihm keiner erreichte.
Noch heutigen Tages sehen die Männer manchmal in Fluß oder Bucht Orehu, die Wassermutter. Hoch oben aber, so sagen sie, ruht alt geworden Arawanili.

17. Adaba



Es waren einmal drei Brüder, die zogen aus zum Jagen und nahmen ihre Schwester mit. Weit draußen im Walde bauten sie eine Hütte. Dort blieb die Schwester ganz allein, während die Brüder in den Wald hineinzogen auf der Suche nach Wild. Jeden Tag jagten die drei Brüder in allen Richtungen, aber sie brachten niemals Wildbret mit außer einem Hokko. So ging es viele Tage.
Nun lebte nahe bei der Hütte ein Adaba (Laubfrosch) in einem hohlen Baum, in dem sich etwas Wasser angesammelt hatte. Eines Nachmittags sang er sein Lied: „Wang! wang!

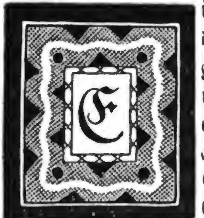
wang!" Das hörte das Mädchen, und es rief: „Was machst du da für ein Gequak? Es wäre viel besser, du hörtest auf mit dem Lärm und brächtest mir Wildbret zum Essen!"



Da hörte der Adaba auf zu quaken, verwandelte sich in einen Mann, ging in den Wald und kam nach ungefähr zwei Stunden zurück mit Fleisch für sie. „Koche dies, bevor deine Brüder kommen," sagte er, „sie werden, wie gewöhnlich, nichts heimbringen!" Adaba sprach wahr, denn bald danach kamen die drei Brüder mit leeren Händen zurück. Man kann sich ihr Erstaunen vorstellen, als sie sahen, daß ihre Schwester eine Menge Fleisch auf dem Bratrost liegen hatte, und daß ein fremder Mann in einer ihrer Hängematten lag. Es war in der Tat ein sonderbarer Mann; er hatte Streifen von oben bis unten an seinen dünnen Beinen, und er trug einen Schamschurz; sonst war er ganz nackt. Sie sprachen mit ihm, und sie sagten „Guten Tag" zueinander. Nachdem Adaba sie gefragt hatte, ob sie auf der Jagd gewesen wären, und sie ihm erzählt hatten, daß sie nichts geschossen hätten, sagte er, er möchte gern die Pfeile sehen, die sie gebrauchten. Als sie ihm diese zeigten, brach er in ein herzliches Lachen aus und deutete auf den Schwamm, der überall auf den Pfeilen wuchs. Er sagte ihnen, solange sie dieses Zeug nicht beseitigten, würden ihre Pfeile niemals gerade schießen. Dann reinigte er ihnen die Pfeile. Darauf bat er die Schwester, eine Fischleine zu spinnen, und als sie damit fertig war, band er die Leine zwischen zwei Bäume. Dann sagte er zu den Brüdern, sie sollten mit den gereinigten Pfeilen auf die Fischleine zielen und schießen. Das taten sie, und der Pfeil eines jeden Bruders steckte genau in der Mitte der Fischleine. Adaba hatte eine sonderbare Art, mit seinem Pfeil zu schießen. Anstatt direkt auf ein Tier zu zielen, schoß er den Pfeil in den Himmel hinauf, so daß er, wenn er herunterkam, das Tier in den Rücken traf. Die Brüder begannen diese Methode zu lernen und waren bald so geschickt

darin, daß sie niemals fehlten. Ja, die Brüder wurden so stolz auf sich selbst und auf Adaba, daß sie ihn mit nach Hause nahmen und zu ihrem Schwager machten, und Adaba lebte lange, lange Zeit sehr glücklich mit ihrer Schwester.
Eines Tages sagte die Frau zu ihm: „Komm, Mann, wir wollen baden gehen im Teich!“ Sie gingen zusammen hin, und als sie dort ankamen, ging die Frau zuerst ins Wasser und rief Adaba zu, auch zu kommen, aber dieser sagte: „Nein, ich bade niemals in Teichen. Mein Badeplatz sind die Wasserstellen in den hohlen Bäumen.“ Da spritzte sie Wasser über ihn, und nachdem sie dies dreimal getan hatte, sprang sie aus dem Teich und lief auf ihn zu, um ihn zu packen. Aber kaum hatte sie ihn berührt, als er sich wieder in einen Frosch verwandelte und davonhüpfte in einen hohlen Baum. Und dort ist er noch heute.
Als die Schwester wieder nach Hause kam, fragten die Brüder sie, wo ihr Schwager sei, aber alles, was sie ihnen sagte, war: er sei fortgegangen. Sie wußten aber, wie und warum er fortgegangen war, und daher schlugen sie ihre Schwester unbarmherzig. Das änderte aber nichts an der Sache, denn Adaba kam niemals mehr aus dem hohlen Baum, um ihnen Glück zu bringen. Die drei Brüder zogen noch oft auf die Jagd, aber sie brachten des Abends niemals mehr so reiche Jagdbeute heim, wie zu der Zeit, als Adaba bei ihnen war.

18. Woher die Aimara-Fische so schöne, große Augen haben

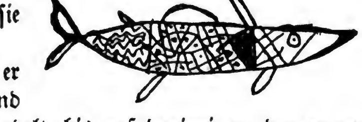


Eines Nachmittags kehrte ein Jäger aus dem Walde heim. Da sah er einen Waldgeist, der einen Korb flocht. Er erkannte ihn nicht eigentlich als Waldgeist, aber er sah, daß die unheimliche Erscheinung am ganzen Leib, im Gesicht und an den Gliedern mit dichten Haaren bedeckt war. Er fragte das Gespenst, was es da tue, aber er erhielt nur das Wort „bako" („Augenhöhle") zur Antwort. Auf jeden Fall erzählte er zu Hause seiner Familie und seinen Freunden, was er gesehen hatte und riet ihnen dringend, sich in der Nacht nicht schlafen zu legen, denn „Es", was es auch immer sei, könnte ihnen bei Anbruch der Nacht einen unerwarteten Besuch abstatten. Alles, was er sagen konnte, war, daß „es" mit Haaren bedeckt war und an einem „Augenhöhlenkorb" flocht. Aber sie lachten ihn alle aus, legten sich wie gewöhnlich in ihre Hängematten, erzählten einander Geschichten und schliefen bald ein.

Der Mann, der sie gewarnt hatte, blieb allein wach. Da hörte er ein leises Pfeifen in der Entfernung. Er versuchte, seine Freunde zu wecken, indem er ihre Hängematten schüttelte, aber es war alles vergebens. Er hatte gerade noch Zeit, unter das Dach zu klettern, als „es", was er jetzt als Waldgeist erkannte, ins Haus trat. Nun konnte der Jäger genau beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Er sah, wie sich das Gespenst heimlich jeder Hängematte näherte und den Schlafenden beide Augen herausnahm, ohne sie zu wecken. Die Augen legte es sorgfältig in den frischgeflochtenen Korb, und dann verließ es das Haus.

Am nächsten Morgen, als die Leute erwachten, merkten sie, daß sie nichts sehen konnten. Sie wußten nicht, was mit ihnen geschehen war, aber der sie vorher gewarnt hatte, erzählte ihnen alles. Sie sagten, daß sie nun nicht mehr auf

dem Lande leben könnten, und daß er sie an irgendein Wasser führen müsse. Daraufhin band er einen an den anderen, und als sie den Fluß erreicht hatten, band er den Letzten an einen Baum. Nun konnten sie den Weg nicht verlieren und wußten, wo sie waren. Er verließ sie danach, wie er meinte, in völliger Sicherheit und versprach, sie bald zu besuchen.



Nach einiger Zeit hielt er sein Wort, aber er fand sie alle in Fische verwandelt, bis auf denjenigen, den er an den Baum gebunden hatte. Der hatte nur mit dem halben Körper ins Wasser reichen können und war nur zur Hälfte in einen Fisch verwandelt. Da ging der Mann fort und versprach wiederzukommen.

Er blieb lange Zeit fort, so lange, daß der Waldgeist Mitleid bekam, den letzten Mann ganz in einen Fisch verwandelte und ihm seine zwei Augen wiedergab, die nun besonders groß und schön sind. Als ihr Freund zurückkam, schnitt er das Seil von dem Baum, und seitdem spielen der Aimara und die anderen Fische frei im Wasser umher. — Sie wurden gestraft für ihren Unglauben.

19. Wie der Ziegenmelker entstand

Es war einmal ein Mann, der ging aus, um Landkrabben zu fangen. Er wartete auf Regen, denn nur wenn es regnet, kommen die Krabben aus ihren Löchern in den Sümpfen hervorgekrochen.

Als nun der Regen fiel, wurde sein Haar naß. Darum stülpte der Mann seine Kalabasse wie eine Mütze auf den Kopf, so daß nur wenig von seinem Haar ringsherum darunter hervorsah.

Da begegnete ihm ein Waldgeist, der rief aus: „Was für

einen schönen, glatten Kopf hast du! Was hast du getan, um so zu werden?" Der Mann sagte ihm, daß er ein Messer genommen habe und damit rund um seinen Kopf gefahren sei. Wenn er wünsche, würde er ihm gern dasselbe tun. Der Waldgeist war entzückt und ließ sich die Kopfhaut rund um den Kopf schneiden und den blutigen Schädel mit Pfeffer einreiben zum schnelleren Heilen. Hierbei stöhnte er vor Schmerzen, und der Jäger machte sich leise davon.
Viele Jahre später ging derselbe Mann in den Wald und kam in die Nähe des Ortes, wo sich diese Geschichte zugetragen hatte, und dort traf er denselben Waldgeist. Er erkannte ihn an dem Pfefferstrauch, der auf seinem Kopf als dichter Busch wuchs. Auch der Waldgeist erkannte ihn und rief ihm zu: „Du bist der Mann, der mir meinen Kopf häutete. Ich werde dich töten!" Aber der Mann antwortete: „Nein, du irrst dich. Derjenige, der das wirklich getan hat, ist lange tot. Komm mit mir, ich will dir seine Knochen zeigen!"
Er führte ihn zu einem Platz, wo ein Haufen Rehknochen lag. Diese nahm der Waldgeist auf und warf einen nach dem anderen in seine Tanzrassel. Dann sagte er zu dem Mann: „Laß uns tanzen und mit den Knochen rasseln!" Darauf begannen beide zu tanzen, und während sie tanzten, sangen sie. Der Gesang des Waldgeistes lautete: „Bassana! Bassana! Du warst es, der meinen Kopf häutete. Du warst es, der mich strafte. Wie gefällt es dir, deine eigenen Knochen rasseln zu hören? Wie gefällt dir diese Musik?"
Nach einer Weile sagte der Mann: „Dies ist kein guter Platz zum Tanzen. Komm dort hinüber! Dort sehe ich einen schönen, flachen Stein. Dort wird es besser gehen."
Also wechselten sie ihren Standort, und der Waldgeist fing wieder an zu tanzen auf dem flachen Stein. „Beuge deinen Kopf tiefer," sagte der Mann. „Du tanzst nicht richtig." Da beugte der Waldgeist seinen Kopf tiefer. Aber sein Gefährte sagte: „Das ist noch nicht tief genug!" So versuchte er es noch einmal, und als er seinen Kopf ganz tief auf

den Stein herabgebeugt hatte, auf dem er tanzte, stieß ihn der Mann plötzlich mit aller Kraft darauf nieder. Das Gehirn des Waldgeistes spritzte heraus und aus jedem Stück wuchs ein Ziegenmelker. Daher fürchten wir Indianer diese Vögel. Sie kommen von den Waldgeistern und warnen uns vor Unglück; sie zeigen uns irgendein Unheil an.

20. Der überlistete Waldgeist

Eine Familie wurde einmal zu einem Trinkfest eingeladen. Alle gingen hin bis auf die Tochter, die sich weigerte mitzugehen. So blieb sie ganz allein zu Hause.

Am späten Nachmittag bekam sie Besuch von einer Freundin, die sie sehr lange nicht gesehen hatte. Wenigstens glaubte sie, es wäre ihre Freundin Dai-adalla, mit der sie den Namen getauscht hatte. In Wirklichkeit aber war ihr Besucher ein Waldgeist, der die Gestalt und das Aussehen ihrer Freundin angenommen hatte, um desto leichter seine schlechten Absichten ausführen zu können. Da sie so gute Freundinnen waren, redete der Waldgeist das Mädchen als Dai-adalla an und fragte sie, was sie so allein zu Hause treibe. Als das Mädchen erzählte, daß es sich geweigert hätte, zu einem Trinkfest mitzugehen, sagte der Waldgeist: „O, das ist gut! Ich werde heute nacht hier bleiben und dir Gesellschaft leisten."

Am Abend, als es dunkel wurde, ließ sich eine Menge Frösche hören. Daher fragte das Mädchen ihre Freundin, ob sie gern Frösche äße, und da diese eine große Vorliebe dafür zugab, machten sie sich sogleich auf, um einige Frösche zu fangen.

Sie gingen zusammen hinaus in die Dunkelheit, jede nach einer anderen Richtung, und nach einer Weile fingen sie an, sich zuzurufen und sich gegenseitig zu fragen, wie viele sie gefangen hätten. Der Waldgeist antwortete: „Viele, aber

ich esse sie gerade so schnell, wie ich sie fangen kann." Diese sonderbare Antwort, daß sie die Tiere roh esse, erschreckte das Mädchen, und es erkannte plötzlich die wahre Natur ihrer angeblichen Freundin. Als der Waldgeist rief: „Daiadalla! Wie viele hast du gefangen?" da antwortete das Mädchen: „Viele, aber ich tue sie alle in meine Kalabasse."
Sie überlegte die ganze Zeit, wie sie von ihrer Gefährtin weg in Sicherheit kommen könnte, denn sie wußte nur zu gut, daß der Waldgeist trotz der Dunkelheit ihren Standort nach dem Klang ihrer Stimme genau erkennen konnte. Als der Waldgeist ihr daher noch einmal zurief, erwiderte sie: „Still! Sprich nicht! Mach keinen Lärm. Die Frösche werden erschrecken, und ich kann keinen mehr fangen!" Als wieder Stille herrschte, stahl sich das Mädchen leise zum Hause zurück, kroch behutsam hinein und drehte im Hause alle Töpfe um, ohne das geringste Geräusch zu machen. Dann warf sie die Frösche fort und kletterte auf das Dach, um abzuwarten, was sich nun ereignen würde.
Es dauerte nicht lange. Nachdem der Waldgeist eine Weile gewartet hatte und keine Antwort auf seinen Ruf erhielt, merkte er, daß er überlistet war und eilte zum Hause zurück. Hier tappte er im Dunkeln umher und drehte einen Topf nach dem anderen um, aber seine Beute war nicht darunter. „Ach," rief er laut genug, daß das Mädchen ihn hörte, „wenn ich gedacht hätte, daß sie mir entwischte, hätte ich sie zugleich mit den Fröschen verspeist."
Er suchte vergeblich — es waren sehr viele Töpfe da — bis die Dämmerung kam, und er fort mußte. Das Mädchen stieg dann vom Dache herab und wartete auf ihre Eltern. Als diese ankamen, erzählte sie ihnen, wie der Waldgeist sie besucht hätte in der Gestalt einer Freundin. Da sagte der Vater: „Das nächste Mal, wenn wir dir sagen, du sollest mit uns kommen, wirst du gehorchen."

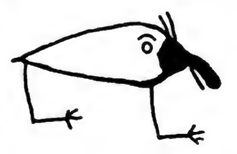
21. Die Jaguarfrau



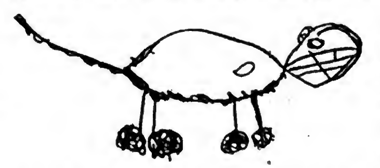
Es war einmal ein Mann, der war berühmt als Wildschweinjäger. Bei anderem Wild mochten es ihm viele seiner Freunde gleich tun, aber auf der Wildschweinjagd war ihm sicherlich keiner über. Es gelang ihm stets, fünf oder sechs Wildschweine zu erlegen, während der Jaguar, der stets der Rotte auf der Fährte folgte, nur eins oder zwei erlegte.

Der Jaguar mußte seinen Erfolg bemerken, und das nächste Mal, als unser Freund in den Wald ging, verwandelte er sich in eine Frau und sprach ihn an. Die Frau fragte ihn, wie er es anstelle, so viele Wildschweine zu erlegen, aber er konnte ihr nur sagen, daß er sich darin geübt hätte seit seiner Knabenzeit. Darauf sprach sie den Wunsch aus, ihn zum Manne zu haben. Er kannte aber ihren Ursprung und hatte es daher nicht eilig, eine entscheidende Antwort zu geben. Sie überwand jedoch seine Zweifel, indem sie ihm klar machte, daß sie zusammen noch viel mehr Wildschweine töten könnten, als es jedem allein möglich sei. Da willigte er ein.

Er lebte mit ihr lange, lange Zeit, und sie erwies sich als eine vortreffliche Frau, denn sie verstand sich auf das Kochen und den Brastrost und war außerdem eine hervorragende Jägerin. Eines Tages fragte sie ihn, ob er noch Vater und Mutter habe, und als sie erfuhr, daß seine Eltern und andere Verwandte noch lebten, sagte sie, ob er sie nicht besuchen wolle. Sie würden ihn sicher für tot halten, da sie ihn so lange nicht gesehen hätten. Und als er sagte: „Nun wohl, ich werde gern nach Hause gehen," erbot sie sich, ihm den Weg zu zeigen und ihn zu begleiten, aber nur unter der Bedingung, daß er seinen Leuten nie-



mals verriete, von welchem Volke sie stammte. Bevor sie aufbrächen, sagte sie, müßten sie für einige Tage auf die Jagd gehen, um recht viele Wildschweine mitzubringen.
Dies taten sie und kamen endlich zu dem Hause der Eltern, die in der Tat froh waren, ihn nach so vielen Jahren wiederzusehen. Die erste Frage, die seine alte Mutter stellte, war:



„Woher hast du die wunderschöne Frau?" Er sagte ihr, daß er sie, eines Tages beim Jagen im Walde gefunden hätte, hütete sich aber, etwas davon zu erwähnen, daß sie eigentlich eine Jaguarin sei.
Während sie in seiner Heimat waren, ging das Paar wiederholt auf die Jagd und kam regelmäßig mit einer außerordentlich großen Beute heim. Dies wurde ihr Unheil. Seine Freunde und Verwandten wurden mißtrauisch und beschlossen herauszufinden, welchem Stamme die schöne Frau angehöre. Er wurde oft gefragt, weigerte sich aber stets, das Geheimnis preiszugeben. Seine Mutter grämte sich und regte sich darüber so auf, daß er ihr schließlich ein volles Geständnis ablegte, sie aber ausdrücklich warnte, es jemand zu verraten, da seine Frau ihn sonst womöglich ganz verließe.
Nun kam das Unglück schnell: Eines Tages machten die Verwandten des Mannes viel Kaschiri, um die alte Frau betrunken zu machen. Aber als sie sie nach ihrer Schwiegertochter fragten, wollte sie nichts sagen. Sie gaben ihr mehr zu trinken, und noch immer blieb sie standhaft. Endlich gaben sie ihr so viel zu trinken, daß sie das Geheimnis ausplauderte, und nun wußten alle, daß das schöne Geschöpf, das sie so beneidet hatten, nichts weiter war als eine Jaguarin.
Die Frau, die gehört hatte, daß ihre Schwiegermutter ihre Abstammung verriet, floh vor Scham knurrend in den Wald, und das war das letzte, was man je von ihr gehört oder

gesehen hat. Der Mann machte seiner Mutter natürlich heftige Vorwürfe, aber sie sagte, sie könne wirklich nichts dafür, sie hätten sie betrunken gemacht. Der arme Mann ging oft in den Wald und rief nach seiner Frau, aber niemals kam eine Antwort.

22. Das verliebte Faultier

Eine Frau hatte ein Faultier zum Liebsten. Jedesmal, wenn sie aufs Feld oder in den Wald ging, nahm sie Essen und Trinken mit. Dann rief sie: „Hau! Hau!" Das Faultier kam vom Baum heruntergeklettert, und sie liebkosten einander wie zwei Liebende.

Die Leute fingen an darüber zu reden, warum die Frau wohl immer Essen und Trinken mitnähme, wenn sie aus dem Hause ging. Es war ein junger Mann da, der folgte ihr am nächsten Tag, und er sah und hörte, wie sie ihr Faultier „Liebster" nannte und es streichelte. Aber anstatt ihre Zärtlichkeiten zu erwidern, kratzte das Faultier sie und riß sie am Haar. Darauf sagte sie: „Bist du eifersüchtig oder böse?" In der Tat war das Faultier sehr böse und eifersüchtig, denn es konnte sehen, daß der junge Mann, hinter einem Baum versteckt, sie beobachtete. Die Frau wußte das nicht und ging heimwärts. Sobald sie gegangen war, kam der Mann aus seinem Versteck hervor und tötete das Faultier.

Als die Frau am andern Tag wiederkam und das Tier tot liegen sah, wurde sie sehr betrübt. Sie weinte bittere Tränen und sagte: „Wer hat dich getötet, mein Liebster?" Aber der junge Mann, der ihr gefolgt war, kam herbei und tröstete sie. „Sei nicht töricht," sagte er. „Ein flinker Bursche ist doch einem trägen Faultier vorzuziehen. Nimm mich zum Liebsten!" Und das tat sie.

23. Warum der Honig jetzt so selten ist



In alter Zeit gab es viele Bienennester mit Honig im Walde. Da war besonders ein Mann, der ganz berühmt dafür war, sie zu entdecken. Er konnte ein Nest finden, wo niemand eins fand. Eines Tages, als er einen hohlen Baum anhieb, in dem er Honig festgestellt hatte, hörte er plötzlich eine Stimme von innen rufen: „Sieh dich vor! Du schneidest mich!“ Er öffnete sehr vorsichtig den Baum und fand darin eine schöne Frau. Sie sagte ihm, sie sei Maba, die Honig-Mutter, d. h. der Geist des Honigs. Da sie ganz nackend war, sammelte er Baumwolle und machte daraus einen Schurz. Dann bat er sie, seine Frau zu werden. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß er nie ihren Namen nenne, und sie lebten viele Jahre sehr glücklich miteinander. In demselben Maße, wie er allgemein anerkannt wurde als bester Entdecker der Bienennester, machte sie sich einen Namen durch das Brauen eines ausgezeichneten Kaschiri. Sie brauchte nur einen Trog voll zu machen, und es reichte, so viele Gäste auch kommen mochten; ja mehr noch, der eine Trog voll machte sie alle betrunken.

Eines Tages jedoch, als der Trank zu Ende war, ging er, wie es Sitte ist, als Hausherr zu seinen vielen Gästen und drückte sein Bedauern aus, daß auch der letzte Tropfen des Getränkes jetzt getrunken sei. Er versprach ihnen aber, das nächste Mal, wenn sie kämen, sollte Maba — ja, da machte er den Fehler und sprach so von seiner Frau. Sowie er den Namen genannt hatte, flog sie davon in ihr Bienennest. Er streckte die Hände aus, um sie zu halten, aber sie war schon davongeflogen. Und mit ihr flog sein Glück davon. — Seit der Zeit gehört der Honig zu den seltenen Leckerbissen.

24. Der Mann mit der Brüllaffenfrau

Vor langer Zeit lebte einmal ein Aruakjäger. Er war eines Tages tief in den Wald gegangen, ohne zu Schuß zu kommen. Erst spät am Nachmittag erlegte er ein Brüllaffenweibchen. Es war zu spät, um seine Beute nach Hause zu bringen, so baute er sich eine Schutzhütte und machte es sich darin für die Nacht bequem. Dann schnitt er dem Tier den Schwanz ab, briet ihn und aß ihn und legte den übrigen Körper auf den Bratrost, damit er in der Nacht vom Rauch gedörrt würde.

Am nächsten Morgen war er früh auf und ging wieder in den Wald. Er war sehr erfolgreich und kehrte am Abend, mit Wildbret beladen, zurück. Als er sich der Schutzhütte näherte, sah er zu seiner Überraschung eine Frau in seiner Hängematte liegen und keine Affin auf dem Bratrost. Er begriff nicht, woher sie gekommen sein konnte, und fragte sie, was sie dort täte. Da sagte sie, weil er so einsam wäre, sei sie gekommen, um ihm Gesellschaft zu leisten und nach dem Fleisch zu sehen. Auf seine Frage versicherte sie ihm, daß kein Affe auf dem Bratrost gelegen hätte, als sie gekommen sei. Er hatte seinen Argwohn wegen ihrer Herkunft, da er bemerkte, daß ihre Finger merkwürdig gekrümmt waren, und daß sie beständig versuchte, mit der einen Hand die Finger der andern Hand zu strecken. Daher fragte er sie gerade heraus, ob sie nicht selbst die Affin sei, die auf so rätselhafte Weise verschwunden war, aber sie leugnete es. Sie war ein hübsches Mädchen, und er nahm sie zur Frau. Sie lebten glücklich zusammen, so glücklich, daß sie bald keine Geheimnisse mehr voreinander hatten.

Eines Tages fragte ihr Mann sie wieder nach der Affin, und was wohl aus dieser geworden wäre. Da gab sie zu, daß sie die verwandelte Affin sei, aber er dürfe niemals zu irgend jemand darüber sprechen. Wenige Tage später ver-

ließen sie die Hütte und machten sich auf den Weg zum Hause des Mannes. Sie brachten viel Wild mit. Hier lebten sie nun lange Zeit und in vollem Glück. Zwar fragten ihn manchmal seine Verwandten, welchem Stamme seine Frau angehöre, aber er sagte es ihnen nie.

Eines Morgens in aller Frühe hörte die Frau die Brüllaffen rufen. Sie erklärte ihrem Manne, daß ihr Onkel ein Trinkfest gäbe, und schlug ihm vor, zusammen hinzugehen. Der Brüllaffen-Onkel heulte auf den obersten Zweigen eines riesigen Baumes. Der Stamm dieses Baumes war so dick, daß ein richtiger Fußpfad hinauf angelegt war. Das Paar fand den Weg zu dem Baume und folgte dem Pfad. Immer weiter hinauf stiegen sie, bis sie sich im Lande der Brüllaffen befanden und an der Schwelle eines großen Hauses ankamen! Und wieviel Getränk gab es da! Und so viele Brüllaffen, um es zu trinken! Jeder einzelne wurde betrunken, und dann begannen sie zu schwatzen, und jeder stellte an den anderen alle Arten von Fragen. Unser Freund wurde wieder gefragt, von welchem Stamme seine Frau sei, und da er nun auch nicht mehr nüchtern war, verriet er das Geheimnis und sagte ihnen, daß sie eigentlich eine Brülläffin sei. Aber kaum hatte er das verbotene Wort ausgesprochen, da verschwand alles, seine Frau, das Getränk, das Haus und die Affen, und er fand sich allein und verlassen auf dem Wipfel des riesigen Baumes. Wie sollte er nun herunterkommen? Die Höhe war zu groß, um hinunterzuspringen, und der Stamm war viel zu dick, um ihn zu umklammern und daran herunterzuklettern. Er wußte keinen Rat und fühlte sich sehr unglücklich.



Nach einiger Zeit kam ein Vogel und fragte ihn, was er da oben so ganz allein treibe. Als der Vogel hörte, daß der arme Mann seine Frau verloren habe, nur weil er gesagt hatte, sie gehöre zum Brüllaffenstamm, erbot er sich, ihm zu helfen und ihn sicher wieder zum Erdboden zu bringen.

Der Mann war erstaunt und fragte, wie er das anstellen wolle. Da löste der Vogel die Luftwurzeln einer Schlingpflanze. Der Mann folgte seinen Weisungen. Bald erreichten die hängenden Wurzeln den Boden, und der Mann konnte sicher daran herunterklettern.
So weit war es gut, aber selbst jetzt wußte er noch nicht, wo er war, und in welcher Richtung sein Haus lag. Ein kleiner Kolibri flog umher und setzte sich auf einen nahen Busch. Er bot dem Manne an, ihm den Weg zu zeigen. Aber er flog zu rasch. Der Mann konnte ihm nicht folgen. Da kam das Vöglein zurück, und diesmal flog es eine gerade Strecke, bevor es verschwand. Der Mann folgte dem Flug und kam an einen Pfad. Dort traf ihn der kleine Vogel und sagte: „Folge dem Pfad!" Dies tat der Mann, und so kam er nach Hause.

25. Der Waldgeist mit den großen Ideen



Eines Tages begegnete ein Mann tief im Walde einem Waldgeist. Der fragte ihn, was er dort wolle. Der Mann sagte, er sei gekommen, um zu jagen. Da befahl ihm der Waldgeist einige Akara, schwarze Landkrabben, zu suchen. Nach einer Weile kehrte er zur Jagdhütte zurück und brachte einige Krabben. Aber als der Waldgeist sie sah, lachte er: „Dies ist nicht die richtige Art, die ich haben wollte. Komm mit mir; ich will dir zeigen, was ich meine!" Damit führte er den Jäger zu einem großen Loch im Boden, steckte seinen rechten Arm hinein und zog zwei Gürteltiere heraus. „Diese Art Krabben brauche ich. Was du mir brachtest, waren nur Spinnen."
Darauf kehrten sie zur Jagdhütte zurück. Dort befahl ihm der Geist, Kassawa zu holen. Er eilte zum nächsten Hause und kehrte bald mit einigen Kassawakuchen zurück. Aber diese waren nicht nach dem Wunsch des Waldgeistes. Sie

gingen zu einem benachbarten Baum, dort zeigte er ihm einen riesigen Baumschwamm, verwandelte ihn in einen Kassawakuchen und erklärte, diesen Kuchen hätte er haben wollen.

Danach schickte ihn der Geist aus, einen Kochtopf zu holen und beschrieb ihm genau, wo er ihn finden würde, zwischen den Wurzeln eines bestimmten Baumes. Der Mann ging dorthin, aber er fand nur eine Buschmeisterschlange. Als er zurückkam und berichtete, was er gesehen hatte, sagte der Waldgeist: „Hast du nicht beachtet, daß die Schlange zusammengerollt lag wie ein Topf? Warum brachtest du sie nicht, wie ich es dir sagte?" Da ging der Mann wieder zurück, und als er an die Stelle kam, da stand dort wirklich ein Kochtopf, mit allen Farben der Schlange bemalt. Als er ihn in die Jagdhütte brachte, befahl ihm der Waldgeist, zunächst Feuerholz zu holen. Dies tat er, aber als der Geist es sah, sagte er: „Das ist nicht, was ich dir auftrug." Da nahm er den Mann mit zu einem großen, abgestorbenen Baum, schüttelte ihn ein wenig, daß er umstürzte, und trug ihn zu ihrem Lagerplatz. „Das ist, was ich Feuerholz nenne," sagte er. „Was du mir brachtest, waren nur Vogelnester."

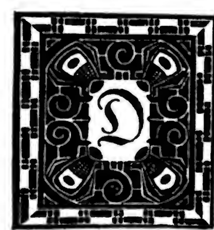
So hatten sie bald ein Feuer angezündet und die Gürteltiere gekocht. Der Geist aß sein ganzes Gürteltier auf in wenigen Bissen. Der Mann aber konnte nur einen Teil davon essen. „Warum hast du dein Gürteltier nicht aufgegessen?" fragte ihn der Waldgeist. „Kein Wunder, daß ihr Indianer so dünn seid! Sieh mich an! Ich bin groß und dick und stark, weil ich mein ganzes Gürteltier verzehrt habe."

Nachdem sie sich in ihren Hängematten ausgeruht hatten, gingen sie wieder auf die Jagd und kamen abends mit einer großen Menge Wildbret heim. Als sie sich sattgegessen hatten, rösteten und räucherten sie den Rest auf dem Bratrost. Dann legten sie sich für die Nacht in ihre Hängematten. Da sagte der Waldgeist, er vermute, daß ein Jaguar kommen

werde, um vom Bratrost zu stehlen. Er wies den Mann an zu wachen und gut aufzupassen. Nach einiger Zeit kam wirklich ein Jaguar, und der Mann weckte den Waldgeist. Dieser richtete sich in seiner Hängematte auf, um das Raubtier besser sehen zu können, und sagte: „Das ist doch kein Jaguar, das ist, was wir eine Ratte nennen!", drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter.

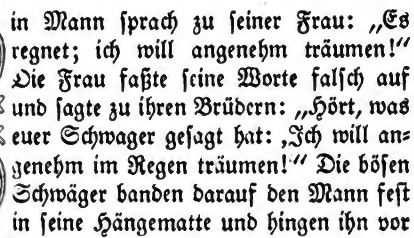
Der Mann sann über all dies lange Zeit nach, dann sagte er: „Nun, wenn er meine Art Jaguar eine Ratte nennt, was für ein Ding mag dann seine Art Jaguar sein?" Bei diesem Gedanken packte ihn große Angst, er lief davon und ließ den Waldgeist in der Hängematte.

26. Das Reh und die Schildkröte



as Reh traf eines Tages die Schildkröte, als sie ihre Hufen reinigte, denn in jener Zeit trug die Schildkröte Hufen, und das Reh hatte Krallen. Da sagte das Reh: „Mein Freund, du hast hübsche Sandalen. Laß sie mich einmal versuchen!" Die Schildkröte war sehr stolz darauf, gab sie ihm und sprach: „Gewiß, warum nicht?" Sie erhielt dafür die Krallen des Rehs. Als das Reh nun die Hufen probierte, fand es, daß es viel rascher damit laufen konnte, und lief davon. Die arme Schildkröte aber sah sich in ihrer Bewegung behindert. Sie blieb stehen und wartete von Minute zu Minute auf die Rückkunft des Rehs, aber es kam niemals wieder.

27. Epetembo


Ein Mann sprach zu seiner Frau: „Es regnet; ich will angenehm träumen!" Die Frau faßte seine Worte falsch auf und sagte zu ihren Brüdern: „Hört, was euer Schwager gesagt hat: ‚Ich will angenehm im Regen träumen!'" Die bösen Schwäger banden darauf den Mann fest in seine Hängematte und hingen ihn vor das Haus in den Regen. Der Mann konnte sich ihrer nicht erwehren. Zitternd vor Kälte lag er die ganze Nacht im Regen. Aber er ertrug alles schweigend und verwünschte weder seine Frau noch seine Schwäger.

Nach drei Tagen forderte er seine Frau auf, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Im Walde angekommen, ließ er sie Holz holen und einen Bratrost machen, um das Wildbret zu rösten. Er selbst flocht derweil einen Tragkorb, um den Rostbraten mit nach Hause zu nehmen. Der Korb sollte so groß werden wie die Frau. Als diese zurückkehrte, befahl ihr der Mann, Feuer unter den Bratrost zu machen und dann in den Korb zu kriechen, damit er sehen könne, ob der Korb groß genug sei. Die Frau tat es. Darauf sagte der Mann: „Was du mir getan hast, das tue ich dir wieder. Ich will dich leiden lassen, wie du mich hast leiden lassen!" Er schürte das Feuer und legte den Korb auf den Bratrost und röstete seine Frau bei lebendigem Leibe. Als sie tot war, schnitt er ihren Leichnam in Stücke und steckte diese in einen kleineren Tragkorb. Dann trat er den Heimweg an.

In der Nähe des Dorfes stellte er den Korb nieder, nahm die Leber seiner Frau heraus und brachte sie seiner Schwiegermutter. Diese fragte ihn: „Wo ist mein Kind?" Er antwortete: „Sie kommt hinterdrein. Ich bin vorausgegangen. Sie konnte mir mit der schweren Last der Wildschweine, die ich geschossen habe, nicht so rasch folgen." Die Alte aß die Leber ihrer Tochter, da sie glaubte, es sei die Leber eines

Wildschweins. Dann ging sie, ihre Tochter zu suchen, und fand endlich den Korb mit dem zerstückelten Leichnam. Sie klagte laut um ihre Tochter. Dann trug sie die Überreste nach Hause und erzählte alles ihren Söhnen. Der Mann war entflohen.

Sie folgten lange Zeit den Spuren, die er in Wald und Strom zurückgelassen hatte. Der Flüchtling verfertigte unterwegs aus zwei Maishalmen den schwarzen Karakara, auf daß dieser ihn durch seinen Ruf warnte. Dann machte er die Kornvögel. Aber nichts half. Ganz erschöpft sank er endlich auf eine Sandbank nieder. Dort fanden ihn die Verfolger. Sie waren mit Keulen bewaffnet. Die alte Frau näherte sich ihm und sprach: „Ich will dich nicht töten, wie sehr ich dich auch verachte, aber ich will dich zum Spott und Hohn von anderen machen, damit du nachdenkst über die Missetat, die du begangen hast." Dann schlugen sie ihn mit ihren Keulen und hackten ihm ein Bein an dem Knie ab, auf daß er nicht mehr herumlaufen konnte, um Schlechtes zu tun, sondern an einem Platz bleiben mußte, um zu leiden. Und die Männer sprachen zu dem Verstümmelten: „Schwager, deine Frau hast du getötet!" Dann verließen alle den Platz und ließen den Mann auf der Sandbank zurück in Pein und Elend.

Er litt fürchterlich und dachte: „Mensch, was soll ich tun? Soll ich Siebengestirn (Plejaden) werden? Nein! Wenn ich als Siebengestirn aufsteige, werden sie sagen: ‚Da ist das Siebengestirn wieder am Himmel erschienen!' Soll ich Morgenstern werden? Nein! Denn wenn ich als Morgenstern aufgehe, werden sie sagen: ‚Siehe, da erhebt er sich wieder aus der Dunkelheit an den Himmel!' Wo wirst du mich hinbringen? Soll ich der Orion werden? Nein! Denn wenn ich als Orion aufgehe, werden sie sagen: ‚Siehe da den himmlischen Streiter ohne Bein!'" Und der Mann dachte nach und litt. Dann rief er: „Großvater, Geierkönig, komm!" Und der Geierkönig schwebte hernieder und sprach: „Ich bin gekommen, um dich zu holen. Du sollst werden

das Schenkelgestirn, der Orion, der himmlische Streiter mit einem Bein!" Dann trug der Geierkönig den einbeinigen Mann empor und setzte ihn in die zwölf Sterne des Orion, von wo er die Sonne ruft. Er ist zugleich der Träger der Sonne.

28. Makunaima und Pia

Vor langer Zeit lebte eine Frau, die war schwanger geworden durch die Sonne mit Zwillingskindern, Makunaima und Pia. Eines Tages sagte der noch ungeborene Pia zu seiner Mutter: „Laß uns gehen und unseren Vater besuchen! Wir werden dir den Weg zeigen. Pflücke für uns jede hübsche Blume, an der du vorbeikommst!" Daraufhin ging sie nach Westen, um ihren Gatten zu treffen.

Indem sie hier und dort am Wegrand Blumen pflückte, strauchelte sie, fiel hin und verletzte sich. Deswegen schalt sie auf ihre beiden ungeborenen Kinder. Diese wurden ärgerlich darüber, und als sie das nächste Mal fragte, welchem Weg sie folgen sollte, weigerten sie sich, es ihr zu sagen. So kam es, daß sie die falsche Richtung einschlug und endlich müde und mit wunden Füßen an einem sonderbaren Hause ankam. Es gehörte Kono(bo)-aru, dem Regenfrosch, der Mutter des Tigers. Als die erschöpfte Frau entdeckte, wo sie war, sagte sie der alten Frau, es täte ihr sehr leid, daß sie hierhergekommen sei, denn sie habe oft gehört, wie grausam ihr Sohn sei. Die Herrin des Hauses hatte Mitleid mit ihr. Sie redete ihr zu, sich nicht zu fürchten, verbarg sie in dem großen Kaschiri-Trog und deckte den Deckel darauf. Als der Tiger am Abend heimkam, schnüffelte er hin und her und sagte: „Mutter, ich rieche jemand. Wen hast du hier?" Obgleich sie es leugnete, irgend jemand im

Hause zu haben, war er nicht zufrieden. Er begab sich selbst auf die Suche, guckte auch in den Kaschiritopf und entdeckte dort das geängstigte Geschöpf.
Er tötete die arme Frau, fand die beiden ungeborenen Kinder und zeigte sie seiner Mutter. „Die mußt du nun hegen und pflegen!" sagte sie. Da steckte er sie in ein Bündel Baumwolle, um sie warmzuhalten, und bemerkte am nächsten Morgen, daß sie schon anfingen zu kriechen. Am nächsten Tage waren sie schon viel größer, und bei dieser täglichen Zunahme hatten sie in einem Monat die Größe von Männern erreicht. Die Mutter des Tigers sagte ihnen, daß sie nun imstande wären, Bogen und Pfeile zu gebrauchen, und daß sie den Hokko schießen müßten, denn dieser Vogel habe ihre Mutter getötet.
Daher machten sich Pia und Makunaima am folgenden Tage auf und schossen Hokkohühner, und Tag für Tag schossen sie diese Vögel. Als sie im Begriff waren, den Pfeil auf den letzten Vogel fliegen zu lassen, sagte ihnen der Hokko, daß keiner seines Stammes ihre Mutter getötet hätte, sondern der Tiger selbst, und erzählte ihnen alle Einzelheiten ihres Todes. Die zwei Knaben waren sehr böse, als sie dies hörten, verschonten den Vogel und sagten der Alten, als sie mit leeren Händen heimkamen, der Hokko hätte ihnen ihre Pfeile weggenommen. Dies war natürlich nicht wahr, sondern nur eine Ausrede. Sie hatten selbst ihre Pfeile im Walde verborgen und beabsichtigten, neue und stärkere Waffen zu machen. Als diese fertig waren, bauten sie einen Jagdschirm an einem Baum, und als der Tiger unten vorbeiging, schossen sie auf ihn und töteten ihn. Dann gingen sie nach Hause und erschlugen auch seine Mutter.
Die zwei Burschen setzten nun ihren Weg fort und kamen endlich zu einer Gruppe Baumwollsträucher, in deren Mitte ein Haus stand. Hier wohnte eine sehr alte Frau, die eigentlich ein Frosch war, und bei ihr schlugen sie ihren Wohnsitz auf. Sie gingen jeden Tag zum Jagen, und bei ihrer Rückkehr fanden sie regelmäßig eine Menge Kassawa, die ihre

Wirtin gebacken hatte. „Das ist sehr merkwürdig," bemerkte Pia zu seinem Bruder, „hier ist nirgends ein Feld zu sehen, und nun sieh diese Menge Kassawa, die uns die alte Frau gibt! Wir müssen sie beobachten!"
Am nächsten Morgen gingen sie anstatt zum Jagen in den Wald, nur in eine geringe Entfernung vom Haus und verbargen sich hinter einem Baum, von wo aus sie sehen konnten, was im Hause vorging. Sie sahen, daß die alte Froschfrau einen weißen Fleck an ihren Schultern hatte; sie sahen, wie sie sich bückte und an diesem Fleck kratzte, und wie das Kassawa-Mehl herausfiel. Nach Hause zurückgekehrt, weigerten sie sich, den gewöhnlichen Kuchen zu essen, dessen Quelle sie nun kannten. Am nächsten Morgen pflückten sie eine Menge Baumwolle von den benachbarten Sträuchern und breiteten sie auf dem Boden aus. Als die Alte fragte, wozu sie das täten, sagten sie, daß sie ihr ein nettes, weiches Lager bereiteten. Erfreut darüber, setzte sie sich sogleich darauf nieder. Aber kaum saß sie, als die Burschen Feuer daran legten. Davon wurde die Haut der Alten so furchtbar verbrannt, daß sie das runzelige und rauhe Aussehen erhielt, das sie bis auf den heutigen Tag hat.
Pia und Makunaima reisten nun weiter, um zu ihrem Vater zu gelangen, und kamen bald an das Haus des Tapirs, wo sie drei Tage blieben. Am dritten Abend kam der Tapir zurück und sah sehr glatt und rund aus. Die Knaben wollten gern wissen, was er gefressen habe und folgten seinen Spuren bis zu einem Pflaumenbaum. Diesen schüttelten sie so heftig, daß alle Früchte, reife wie unreife, zu Boden fielen, wo sie verstreut liegen blieben. Als der Tapir am nächsten Morgen zum Futterplatz kam, war er empört. Schnell kehrte er nach Hause zurück, schlug die beiden Knaben und lief davon in den Wald. Die Knaben machten sich auf, ihn zu verfolgen und folgten ihm manchen Tag. Endlich erreichten sie ihn. Da befahl Pia dem Makunaima, vorwärts zu laufen, den Tapir zu ihm zurückzutreiben und im Vorbeilaufen einen Harpunenpfeil abzuschießen. Makunaima ver-

Phot. Koch-Grünberg



Der Roroima

wickelte sich jedoch, als er nach vorn lief, in der Schnur, und sie schnitt ihm ein Bein ab.
In klaren Nächten kann man sie am Himmel sehen: Dort ist der Tapir (Hyaden), dort Makunaima (Plejaden) und darunter sein abgeschnittenes Bein (Gürtel des Orion).

29. Der Wunderbaum


Es gab eine Zeit, da hatten die Indianer noch keine Kassawa zu essen. Sie litten alle Hunger. Die Tiere und die Vögel hatten auch nichts zu essen. Sie hatten auch Hunger. Nur der Tapir ging regelmäßig jeden Morgen aus und kehrte des Abends zurück und war immer rund und fett. Die anderen sahen, was er fallen ließ: Bananenschalen, Zuckerrohrstreifen usw., und sagten zueinander: „Der Tapir muß einen guten Futterplatz gefunden haben. Laßt uns ihn belauern!"
Am nächsten Morgen schickten sie die Beutelratte aus, um ihm zu folgen und herauszubringen, wie er es anstellte, in solch gutem Zustand zu sein. Die Ratte tat, was ihr aufgetragen war und folgte dem Tapir einen langen, langen Weg in den Wald hinein. Dort machte er halt unter einem riesigen Baum und sammelte die Früchte, die herabgefallen waren. Dieser Baum war der Allepantepo. Es war ein wunderbarer Baum, denn alle Früchte, die man sich nur wünschen konnte, wuchsen auf seinen Zweigen: Bananen, Kassawa, Yams, Pflaumen, Ananas und alle die anderen Früchte, die die Karaiben lieben. Sobald der Tapir sich vollgefressen hatte, erkletterte die Ratte den Baum und knabberte am Mais, um ihren Hunger zu stillen. Als sie nichts mehr essen konnte, kam sie herunter und brachte ein Korn mit, um den anderen zu zeigen, daß sie Erfolg gehabt hätte.
Daraufhin folgten die Indianer der Ratte, die sie zu dem

Baum zurückführte. Als sie ihn erreichten, waren viele Früchte zu Boden gefallen. Nachdem sie alle aufgelesen hatten, versuchten sie den Baum zu erklettern, aber er war zu dick und glatt. Daher beschlossen sie, ihn umzuhauen. Sie machten ein Gerüst rund um den Stamm und fingen an, mit ihren Steinäxten zu hacken. Sie arbeiteten zehn Tage, aber der Baum wollte nicht fallen — so dick war Allepantepo! So schlugen sie weiter noch einmal zehn Tage, und noch immer wollte der Baum nicht fallen.

Zu dieser Zeit hatte ihre Arbeit sie durstig gemacht. Da gaben die Indianer allen Tieren Kalabassen zum Wasserschöpfen, nur dem Tapir gaben sie ein Sieb. Als sie an das Ufer kamen, tranken alle aus ihren Gefäßen. Nur der Tapir blieb durstig, denn aus seinem Sieb floß das Wasser so schnell heraus, wie er es hineinschöpfte. Das war ein Teil seiner Strafe dafür, daß er so habgierig gewesen war und das Geheimnis des Wunderbaumes für sich behalten hatte.

Nach Ablauf von abermals zehn Tagen, in denen sie ununterbrochen schlugen, fiel endlich der Baum. Die Indianer nahmen als ihren Anteil alle Kassawa, Zuckerrohr, Yams, Bananen, Bataten, Kürbisse und Wassermelonen. Das



Aguti und die Paka und andere Tiere schlüpften in die Zweige, um sich alles zu holen, was sie gern hatten. Als der Tapir endlich vom Flußufer zurückkam, hatte man nur noch die Pflaumen für ihn übrig gelassen, und mit diesen muß er zufrieden sein bis auf den heutigen Tag.

Was die Indianer nahmen, brachten sie nach Hause und pflanzten es auf ihre Felder. Aber der Bunia-Vogel sprach zu ihnen und erklärte ihnen, wie jede Frucht fortzupflanzen und zu kochen sei, und daß einige, wie z. B. die bittere Kassawa-Brühe, gekocht werden müßten, bevor sie genießbar seien, während andere Früchte roh gegessen werden könnten.

30. Wie Krankheit, Elend und Tod in die Welt kamen

In alter Zeit gab es keinen Streit. Alle waren glücklich, und niemand wurde krank und starb.

Damals lebten die Waldgeister unter uns als unsere Freunde und Genossen. Sie waren kleine Leute wie wir. Ein Waldgeist, Yurokon, pflegte besonders oft zu meinen Vorfahren zu kommen und mit ihnen Paiwari zu trinken. Er kam zu diesem Zweck regelmäßig einmal im Monat. Das letztemal, als er kam, erschien er als eine Frau mit einem Kindchen an der Brust. Die Karaiben reichten ihr den Pfeffertopf, und sie tauchte die Kassawa hinein, die sie dann aussog und aß. Der Pfeffertopf war aber so heiß, daß sie sich das Innere des Mundes und das „Herz" verbrannte. Daher bat sie um Wasser. Die Hausfrau hatte kein Wasser im Hause. Da forderte Yurokon eine Kalabasse, ließ ihr Kind zurück und ging hinunter ans Wasser, wo sie ihren Durst stillte.

Als sie zurückkam, sah sie sich nach ihrem Kindchen um, aber sie fand es nirgends. Sie suchte überall, unten und oben, alles vergeblich. Während ihrer Abwesenheit hatte nämlich eine böse Frau das Kind in den kochenden Kaschiritopf geworfen. Nach einiger Zeit rührte Yurokon das Kaschiri um mit dem gebräuchlichen Löffel aus einem Paddelruder, und während sie rührte, kam der Körper ihres Kindes an die Oberfläche. Da weinte sie, und indem sie sich zu den Leuten wandte, sagte sie: „Warum habt ihr mir das getan? Ich habe niemals Böses gegen euch im Sinne gehabt, aber nun sollt ihr dafür büßen. In Zukunft sollen alle eure Kinder sterben, und darüber werdet ihr weinen, so wie ich jetzt weine. Wenn euch Kinder geboren werden, so sollt ihr Schmerzen und Not erleiden bei ihrer Geburt. Und was euch Männer betrifft," fuhr sie fort, „so sollt ihr

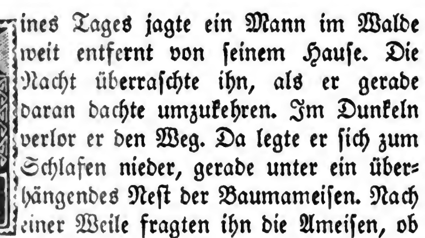
große Mühe haben, wenn ihr auszieht, um Fische zu fangen."
So geschah es; denn in jenen Tagen brauchten wir Karaiben nur ans Ufer zu gehen und das Wasser mit unseren Kalabassen herauszuschöpfen, dann lasen wir die Fische auf, die am Boden des Flusses lagen und taten das Wasser wieder zurück, damit es neue Fische erzeugte. Yurokon änderte dies alles, und nun haben wir die Mühe und Plage, daß wir die Teiche mit verschiedenen Wurzeln vergiften müssen. Die abscheuliche Indianerin aber, die das Kind in den Kaschiritopf geworfen hatte, wurde von Yurokon getötet.

31. Warum die Kinder krank werden und schreien

Einst ging ein Mann in den Wald, um Rehe zu jagen. Er machte sich eine Jagdhütte auf einem Heuschreckenbaum. Dahinein setzte er sich, nahm Pfeil und Bogen zur Hand und wartete, daß die Tiere kämen, um von den Früchten zu fressen, die heruntergefallen waren.
Nach einiger Zeit kam die Frau eines Waldgeistes daher. Sie hatte ihr Kind an der Brust und trug einen Korb am Stirnband. Als sie alle die schönen Früchte am Boden verstreut sah, setzte sie ihr Kindchen nieder gerade auf die Stelle, über der der Mann saß, ging rund um den Baum herum und sammelte die Früchte in ihren Korb. Unterdessen schoß der Mann auf das Kind, so daß es schrie. Die Mutter eilte zurück und fand das Kind schreiend ohne sichtbaren Grund. Sie befühlte es, aber sie entdeckte keinen Pfeil. Da brachte sie es zu dem Zauberarzt ihres Stammes, und dieser fand gleich, was ihm fehlte. Er zog

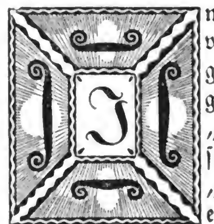
den Pfeil heraus und zeigte ihn der Mutter. Er sog ihn heraus aus dem Kind. „Nun gut," rief die Mutter aus, „gerade wie dieser Mann mein Kind geschossen hat, so wird mein Gatte fortan die Kinder seines Volkes schießen. Weinen sollen sie, ohne daß jemand die Ursache kennt!"

32. Hänge keinen, bevor du ihn hast



Eines Tages jagte ein Mann im Walde weit entfernt von seinem Hause. Die Nacht überraschte ihn, als er gerade daran dachte umzukehren. Im Dunkeln verlor er den Weg. Da legte er sich zum Schlafen nieder, gerade unter ein überhängendes Nest der Baumameisen. Nach einer Weile fragten ihn die Ameisen, ob er schon schliefe, und er sagte: „Noch nicht." Nach einiger Zeit wiederholten sie ihre Frage und bekamen dieselbe Antwort. Und so ging das Spiel fort die ganze Nacht hindurch bis zur frühen Dämmerung. Da fragten sie wohl zum zehntenmal, ob er noch nicht schliefe, und er antwortete wieder: „Noch nicht." Die Tiere, die in der Tat nur darauf warteten, ihn zu fressen, konnten sich nun nicht länger beherrschen und ließen sich mit ihrem Nest gerade auf ihn herunterfallen. Glücklicherweise konnte der Mann eine sichere Entfernung gewinnen, bevor die Baumameisen sich zerstreuten und ihn verfolgten. Sie liefen hierhin und dorthin, um herauszufinden, welchen Weg er genommen hatte. Da rief ein kleiner Kolibri: „Gebt mir den Kopf! Gebt mir den Kopf!" Das ärgerte die Ameisen, denen ihr Opfer entwischt war, und als der Vogel fortfuhr, seine Bitte zu wiederholen, riefen sie ihm zu: „Was nützt es, den Kopf zu fordern, wenn wir nicht einmal den Körper haben!"

33. Serikoai



Im Anfang unserer Tage sah eine jung-verheiratete Frau, Wawaiya, einen jungen Tapir ruhig an ihrer Seite dahingehen.

„Wer bist du," sagte die Frau, „daß du so neben mir gehst?"

„Sie nennen mich Wailya," antwortete er. „In verwandelter Gestalt suche ich deine Nähe; denn du bist lieblich anzusehen."

Wenn ihr Mann zum Jagen ging, begab sie sich zu ihrem Feld, und täglich, wenn sie den Waldpfad dahinschritt, traf sie dort den Tapir. Angenehme Worte sprach das Tier zu ihr, und sie hörte ihm gern zu, bis durch seine geschickten Schmeicheleien ihr einst geliebter Gatte Serikoai ihr weniger lieb wurde.

Dann sagte der Verführer keck: „Komm! Laufe mit mir davon! Weit, weit wollen wir beide fliehen. Wo diese weite Erde sich mit dem Himmel trifft, dort sollst du mein Land sehen! Dort ist es, wo ich als Mensch herrsche. Dort sollst du meine Frau sein!"

„Ach," rief sie, „wenn wir fliehen, wird Serikoai, mein tapferer Gatte, uns beide erschlagen!"

„Ich werde deine Axt bezaubern," sagte der Zauberer, „und sie wird zu dir sprechen. Beachte wohl, was diese gute Axt dir sagen wird, und sieh, daß du es tust. An demselben Tag werden wir beide in Sicherheit sein!"

„Wawaiya," sagte eines Tages Serikoai, „komm mit zu unseren Abakate-Bäumen! In jener alten Pflanzung sah ich im letzten Monat junge Früchte im Überfluß. Sie werden jetzt wohl reif sein."

„Ich gehe mit dir," antwortete die Frau, „aber ich muß meine Axt mitnehmen. Während du auf den Baum kletterst, will ich trockenes Holz sammeln, um ein Feuer für die Nacht zu machen."

Dann ging sie zu dem Schärfstein, um ihre Axt zu schleifen. Jedesmal, wenn sie den Stein berührte, schien das Wort „sahtai!" in drohendem Ton vom Winde herbeigetragen zu werden.

„Hörst du nicht, Serikoai, daß die Axt hier zu mir spricht? Jedesmal, wenn ich wetze, ertönen die Worte ‚ich muß schneiden' oder ‚ich muß verwunden'. Was kann das bedeuten?"

„Immer, wenn dort eine Axt geschärft wird," sagte er, „höre ich dasselbe. Aber jetzt laß uns eilen, um nicht den Tag zu verlieren, indem wir müßigen Träumereien nachhängen! Frauen sind oft zu tadeln!"

Da entbrannte in ihr der Zorn, als sie mit ihrem Gatten weiterging. Jener schreckliche Zauberer zog sie an, und mit seinem Zauber war ihr Herz gegangen, bis sie nicht mehr zurück konnte.

Sie sahen viele reifende Früchte. Süße Bananen waren da. Aber der Mann wollte noch auf jenen Baum klettern, der seine Lieblingsfrucht, die Abakate, trug.

Da gewann der Zauber Macht über sie. Sie erhob ihre Hände und führte den Schlag. Die Tat war geschehen. Der Mann lag am Boden. Sein Bein war glatt durchgeschnitten. Verwundert und voll tiefsten Schmerzes blickte er seine Frau an. Sie aber eilte weg von dem blutigen Schauplatz, um mit Wailya durch die Wälder und über die Hügel zu gehen.

Der Mann lag da und glaubte zu sterben. Sein Lebensblut floß dahin. Da kam ein freundlicher Geist vorbei und belebte ihn, als er dort lag. Er hauchte ihn an. Da zuckte der Mann mit dem Augenlid, auf dem eine Träne lag. Er blies sie in die Luft. Da flog sie als kleiner Vogel von wunderschöner Farbe in die Höhe und schwebte wartend in der Nähe.

„Vöglein," sagte der blutende Mann, „fliege eilends zu meiner Mutter und rufe meinen Namen!"

Das Vöglein verstand ihn. Es flog geradewegs zur Mutter und rief: „Serikoai!"

„Warum rufst du meinen Sohn Serikoai? Vöglein, sage

mir die Wahrheit! Warum flatterst du hin und her? Ich weiß nicht, was du willst, Vöglein."
Da flog das Vöglein weg, aber eilig kam es wieder, belehrt durch den leidenden Mann.
„Mutter, dein Serikoai ist schwer verletzt und liegt dort verlassen, um zu sterben!"
Sogleich machte sich die Mutter auf. Sie lief und stolperte, denn sie war schon alt. Dennoch eilte sie vorwärts durch dichtes Gebüsch, um ihrem ruchlos erschlagenen Sohne zu helfen.
Da sah jener gute Geist ihre Liebe und zu heilendem Balsam fügte er den Zauber, bis er Serikoai gerettet in den Armen seiner Mutter ließ.
Eines Tages wanderte ein Mann dahin, indem er den Boden absuchte. Er schien von großer Kraft zu sein, aber er sah bleich und ermüdet aus. Nur seine funkelnden Augen ließ er überall umherschweifen. Er hatte ein hölzernes Stelzbein. Dennoch bewegte er sich weiter vom Morgen bis zum Abend, wie ein Krieger zum Kampfe bewaffnet mit Bogen und Keule. Jeden Waldpfad suchte er ab, aber sein Auge traf auf keine Spur; denn mancher Abend, manche Morgendämmerung waren dahingegangen, seit das falsche Weib geflohen war, das Serikoai verstümmelt hatte. Die Regen hatten ihren Pfad verwaschen. Keine Spuren waren geblieben, kein Zeichen, daß hier Menschen gegangen waren. Endlich fand er einen Abakateschößling. Er suchte weiter im Wald herum und folgte dem Weg, bis er noch einen Abakateschößling am Boden sah. Da leuchtete sein Auge heller.
Seine Hoffnung, sie wiederzufinden, lebte auf und erwärmte sein Herz; denn die, die sein Leben rettete, hatte ihm gesagt: „Ein Zauberer hat deine Frau behext, ein Mann in Tiergestalt!"
Er dachte an sie, die diese Früchte gepflückt und unterwegs gegessen hatte. Die Regen, die ihre Fußtapfen vertilgen konnten, hatten diese Samen ans Licht sprossen und wachsen lassen, dort wo sie lagen.

Traurig und müde ging der Mann weiter der aufgehenden Sonne entgegen, und er sagte: „Die Grenze der Erde muß nahe sein. Näher und näher kommt der Himmel. Meine Aufgabe wird bald getan sein.“

Er fand die kleinen Fußspuren seiner Frau. Auch die des Tapirs waren deutlich. Dann sah er sie beide zusammengehen, zu vertieft in ihr fröhliches Gespräch, um an die nahe Vergeltung zu denken.

Er schoß Wailya durch das Herz, bevor er seine Gestalt verwandeln konnte. Dann schnitt er ihm das häßliche Haupt ab, und der Boden, auf dem er lag, wurde warm von seinem Herzblut.

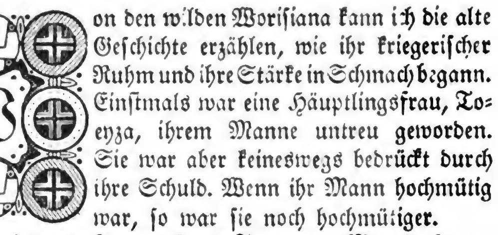
Dann schrie der Mann: „Er ist tot, er, dessen Zauber dich verhext hat! Kehre zurück, mein Weib, kehre zu mir zurück, oder ich werde dir immerdar folgen durch Erde, Himmel und Meer!“

Er zerschnitt und räucherte des Tapirs Fleisch. Dann folgte er seinem Weibe. Er sah sie von einem benachbarten Hügel. Als schattenhafte Gestalt folgte ihr noch immer — Wailya — wie im Leben.

Sie flohen und kamen näher und näher an den steilen Rand der Erde. Eine weite Kluft sahen sie da. Gerade über den Abgrund flog die Frau in den tiefen blauen Himmel. Ihr Liebhaber folgte, und voll Wut folgte auch der Gatte. Und so folgt sich die Jagd unaufhörlich durch die Luft, wie wir es allnächtlich sehen können.

Wawaiya erscheint als wolkenartiger Sternenhaufe, wenn die Nacht klar ist. Hinter ihr kommt Wailya und wendet sein grimmiges, blutunterlaufenes Auge nach dem nahen Gatten, dessen mächtige Gestalt, strahlend von Sternen, sich in den Himmel zu erheben scheint. Seine Schultern und das gesunde Bein glitzern dort, ebenso der breite Gürtel, den er zu tragen pflegte. Schwächer sieht man das Stelzbein, das den verstümmelten Serikoai stützte.

34. Die Amazonen



Von den wilden Worisiana kann ich die alte Geschichte erzählen, wie ihr kriegerischer Ruhm und ihre Stärke in Schmach begann. Einstmals war eine Häuptlingsfrau, To-eyza, ihrem Manne untreu geworden. Sie war aber keineswegs bedrückt durch ihre Schuld. Wenn ihr Mann hochmütig war, so war sie noch hochmütiger.

Am Badeplatz der Frauen sagte To-eyza: „Manche sagen, die Ehe sei ein Schutz; ich halte sie für gemeine Unterwerfung. Lieber wäre ich tot! Was können wir, die von den Eltern vergeben werden, von Liebe wissen? Alle unsere Tage verleben wir in Plage. Arbeit heute und Arbeit morgen, immer Arbeit und Leid. Widersetzt euch mit mir dieser schmachvollen Knechtschaft! Seht dort drüben den schwarzen Jaguar! Das ist mein Liebster in seiner Verkleidung. Männer wie er können leicht herüberschwimmen und uns befreien! Ruft seinen Namen! ‚Walyarima' soll unsere Losung sein! Behaltet ihn gut, ihr, die ihr Befreiung sucht aus der Knechtschaft eurer Gatten!"

Drei Männer hatten von dem nahen Wald aus Walyarima gesehen und alles gehört, und sie kamen und erzählten es ihrem Häuptling „To-eyborori".

Am Morgen sagte der Häuptling ruhig zu den Frauen: „Wir haben einen beschwerlichen Jagdzug vor. Bereitet Kassawa-Brot, damit wir keinen Hunger leiden!"

Als sie alle fortgegangen waren, um Wurzeln zu holen, ging er zum Fluß. Dort ließ er einige junge Burschen zum Baden zurück, während er sich mit den übrigen Männern verbarg und ihnen seinen finsteren Plan mitteilte.

Die badenden Burschen riefen: „Walyarima!", riefen den verhaßten Namen und breiteten ihr langes Haar auf dem Wasser aus. Da kam Walyarima, während auf jedem Bogen ein Pfeil bereit lag für ihn.

Als er ihn kommen sah, stürzte sich der Häuptling ihm entgegen in die Flut und durchbohrte ihn mit seinem mächtigen Pfeil. Die übrigen schwammen herzu und erschlugen den Sterbenden. Voll Grimm trugen sie seine Überreste zur Hütte der Frauen. Dort hängten sie ihn zum Hohn über ein Gerüst mit dem Kopf nach unten.
Im Gänsemarsch kamen die Frauen, jede mit ihrer Last. Finster blickten ihre Männer sie an. Entsetzt fuhren die Frauen zurück vor dem Anblick, der sich ihnen bot. Als Letzte kam To-eyza herein. Blut tropfte auf ihre Hand. Hochaufgerichtet stand sie da, groß und schön. Selbst der Häuptling bewunderte ihre Fassung.
Dann sagte er: „Wir gehen jagen. Eilt euch und bereitet Brot! Backt noch heute nacht! Wir können nicht warten. Brot für fünf Tage müssen wir mitnehmen." — „So sei es!" sagte sie. „Bringt das Fleisch! Wir werden euch dann starkes Paiwari bereiten, mehr als je zuvor, und in jener Nacht wollen wir an eurer Seite tanzen!"
Im Herzen der stolzen To-eyza brannte ein flammender Zorn. Der Tropfen Blut hatte in ihr den Rachegedanken geweckt, und ihre dämonische Macht kam über die andern.
„Nach Rache schreien unsere Herzen, unser aller Herzen," sagte sie. „Grausame Kränkung haben euch die Männer angetan. Fragt nicht! Ich werde euch führen. Ihr sollt alle frei werden!"
Der Häuptling kam von der Jagd zurück; schwerbeladen waren die Männer. Wild und Vögel brachten sie heim, teils geräuchert, teils frisch. Alles war im Überfluß. Da gab es ein Fest! Die Frauen hatten reichlich Paiwari bereitet. Alle Männer hatten getrunken. Dann ruhten sie, bis die Durstigen mehr verlangten. Da reichte jede Frau ihrem Manne demütig-freundlich eine Kalabasse, bis zum Rande gefüllt mit verhängnisvollem Trank. So hatte To-eyza es befohlen. Sie hatte Kassawa-Brühe in den Trank gemischt, deren furchtbares Gift allen den Tod brachte. Bald erblichen die Männer im Todeskampf. Vergeblich schrien sie nach Rettung. Zu Boden fielen die Krieger.

„Nun freut euch!“ rief To-eyza aus. „Frauen, nun seid ihr frei! Nimmermehr beherrscht euch ein Gatte; niemand schlägt euch, bedrückt euch und narrt euch mehr, wenn ihr mir folgt.“ Einige waren mit Knaben geflohen. Die anderen tanzten mit gezwungener Fröhlichkeit durch die mitternächtige Stunde, jede mit Wahnsinn im Herzen.

Durch die Wälder schritt in Ordnung ein Zug von Weibern. Sie trugen Hängematten, Lebensmittel und Waffen. Sie waren gerüstet für einen schweren Marsch in ein fernes Land. Ihrer Anführerin, der schlanken To-eyza, zollten alle Gehorsam. Manchmal kämpfend, manchmal fliehend, nur auf ihre Bogen angewiesen, zogen sie ihres Weges.

Manch eine unzufriedene Frau schloß sich ihnen an. Sie verkündeten Befreiung, nannten sich „das Volk der Weiber“ und behandelten alle Ehemänner als Feinde. Sie vertrieben die Männer oder erschlugen sie und sagten zu den Frauen: „Mit euren Töchtern seid ihr uns willkommen. Wenn ihr eure Söhne behalten wollt, lassen wir euch hier mit ihnen zurück.“

So zogen sie weiter, und andere folgten ihnen und vergrößerten ihre Schar. Wie eine Epidemie ergriff der Wahnsinn die Weiber.

Inzwischen hatten Freunde die vergifteten Opfer gefunden. Sie schauderten, als sie die Gebeine sahen, vertrieben die Geier, die auf den Überresten saßen, und bestatteten sie.

Dann folgten sie den Frauen. Vorsichtig pirschten sie sich heran, um sie zu überholen, aber wenn es ihnen gelang, Gefangene zu machen, so zogen die Frauen vor zu sterben.

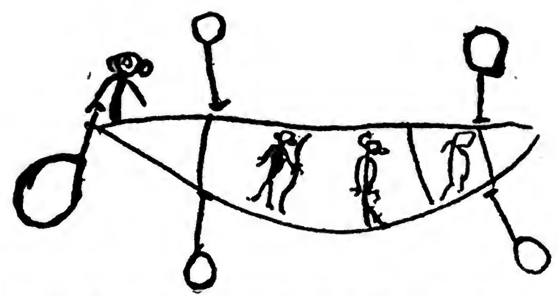
Bald kamen sie in dichte, dunkle Wälder. Dort fanden die Frauen Schutz hinter der Blätterwand. Die Männer sahen ihre besten Leute fallen. Sie wälzten sich in ihrem Blut, getroffen von den weiblichen Bogenschützen. Da hielten sie inne, und ein weiser Mann sagte: „Was haben wir zu gewinnen? Was nützt dem Manne eine Frau, die ihn als Feind ansieht? Laßt sie weiterziehen!“

So zogen die Frauen weiter, der untergehenden Sonne nach.

Sie kamen glücklich durch alle Gefahren und siedelten sich als Fremdlinge an, als ihre Reise zu Ende war.
To-eyza wurde dort ihre Königin. Sie gab ihnen klare Anweisungen: „Männer sollen uns als Liebhaber willkommen sein, wenn sie als Wanderer zu uns kommen, aber keiner darf sich bei uns niederlassen. Ihre Söhne, die von uns geboren werden, schicken wir fort. Aber wenn wir Mädchen gebären, so wollen wir sie freudig aufziehen als unsere Nachfolgerinnen!"
Jahre sind seitdem vergangen. Ihre Töchter gehorchen noch immer diesem Gesetz. Sie erzählen noch immer in den Parimabergen die Geschichte von Walyarima.

35. Akalapischeima und die Sonne

In alter Zeit war ein sehr hoher Baum. Waloma, die Kröte, kletterte ganz hinauf. Ein Mann, namens Akalapischeima, lauerte jeden Nachmittag am Fuß des Baumes, um Waloma zu fangen. Waloma sagte: „Wenn mich Akalapischeima fängt, werfe ich ihn ins Meer!" Der Mann faßte ihn. Da packte ihn Waloma bei den Händen und stieß ihn mit dem Fuß ins Meer. Sie lud ihn auf den Rücken, tauchte unter und schwamm mit ihm nach einer Insel. Dort ließ sie ihn und schwamm zurück. Sie ließ ihn unter einem Baum, auf dem Aasgeier saßen, die ihn, als er schlief, ganz beschmutzten.
Es war sehr kalt auf der Insel, und der Mann fror sehr. Da begegnete ihm Kaiuanog, der Morgenstern, als er voll Kot der Aasgeier war und sehr stank. Er bat den Stern, ihn zum Himmel zu nehmen. Dieser antwortete: „Ich kann dich nicht mit hinaufnehmen. Du hast mir noch nichts gegeben. Du hast nur immer der Sonne Maniokfladen gegeben." Der Mann bat den Stern um Feuer, weil er sehr fror. Kaiuanog sagte: „Ich will dir nicht helfen! Die Sonne



kann dir helfen. Sie empfängt mehr Maniokfladen.“ Kaiu-anog ging weg.
Da kam Kapei, der Mond. Akalapischeima bat Kapei, ihn nach seiner Heimat zu bringen. Der Mond wollte ihn nicht hinbringen, weil er der Sonne so viel Maniokfladen gegeben habe und ihm gar nichts. Er bat auch den Mond um Feuer, aber auch dies gab ihm der Mond nicht. Der Mann fror sehr, und die Aasgeier beschmutzten ihn immer mehr, denn die Insel war sehr klein.
Da kam Wei, die Sonne. Die Sonne nahm ihn in ihr Boot. Sie ließ ihn durch ihre Töchter waschen und ihm die Haare schneiden. Sie machte ihn wieder schön. Wei wollte ihn zum Schwiegersohn haben. Akalapischeima wußte nicht, daß es die Sonne war, und bat Wei, die Sonne zu rufen, um sich zu wärmen, denn er fror sehr, als er gewaschen und in das Vorderteil des Bootes gesetzt war.
Da setzte sich Wei einen Kopfputz aus Papageifedern auf. Akalapischeima hatte mit dem Rücken nach dem Boot zu gesessen. Jetzt sagte Wei zu ihm: „Drehe dich um!“ Als er sich umwandte, setzte Wei über den Federkopfputz einen Hut aus Silber auf und legte Ohrschmuck aus glänzenden Käferflügeldecken an. Da wurde es warm. Wei erwärmte den Mann. Es wurde sehr warm, und er litt unter der Hitze. Wei führte ihn immer weiter mit sich in die Höhe. Als Akalapischeima sehr unter der Hitze litt, gab ihm Wei Kleider. Da fühlte er die Hitze nicht mehr.

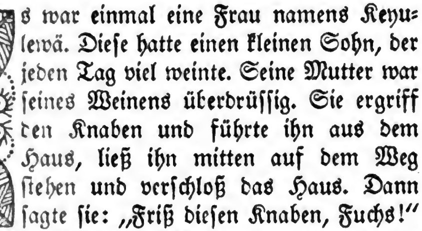
Wei wollte ihn zum Schwiegersohn haben. Er sagte zu ihm: „Du sollst eine meiner Töchter heiraten, aber lasse dich nicht mit einer anderen Frau ein!" Wei machte Halt an einem Haus und ging mit seinen Töchtern ans Land und in das Haus hinein. Er befahl Akalapischeima, das Boot nicht zu verlassen und sich nicht in eine andere Frau zu verlieben. Wei ging ins Haus. Akalapischeima ging trotzdem ans Land. Da begegneten ihm einige junge Mädchen, die Töchter des Aasgeiers. Der Mann fand sie sehr hübsch und verliebte sich in sie. Wei und seine Töchter wußten nichts davon, denn sie waren ins Haus gegangen. Als sie zum Boot zurückkamen, trafen sie ihn schäkernd inmitten der Töchter des Aasgeiers.

Die Töchter der Sonne schalten ihn aus und sagten: „Hat dir unser Vater nicht gesagt, du solltest im Boot bleiben und nicht an Land gehen? Hat dir unser Vater nicht geholfen, von der Insel wegzukommen? Wenn er dir nicht geholfen hätte, wärest du nicht in diesem guten Zustande, und jetzt verliebst du dich schon in die Töchter des Aasgeiers!" Da zürnte ihm Wei und sagte zu ihm: „Wenn du meinem Rate gefolgt wärest und eine meiner Töchter geheiratet hättest, so wärest du immer jung und schön geblieben wie ich. Jetzt bleibst du nur kurze Zeit jung und schön. Dann wirst du alt und häßlich!" Dann gingen sie schlafen, jeder in einem besonderen Raum, Wei und seine Töchter allein, und Akalapischeima allein.

Am anderen Tag frühmorgens fuhr Wei mit seinen Töchtern weg und ließ Akalapischeima schlafend zurück. Als er erwachte, fand er sich inmitten der Aasgeier, alt und häßlich, wie Wei gesagt hatte. Die Töchter der Sonne zerstreuten sich und beleuchteten nun den Weg der Toten. Akalapischeima heiratete eine Tochter des Aasgeiers und gewöhnte sich an das Leben. Er war unser Vorfahr, der Vater aller Indianer.

Deshalb leben wir heute noch in diesem Zustande. Wir bleiben nur kurze Zeit jung und hübsch und werden dann alt und häßlich.

36. Wie die Fischgifte in die Welt kamen



Es war einmal eine Frau namens Keyulewä. Diese hatte einen kleinen Sohn, der jeden Tag viel weinte. Seine Mutter war seines Weinens überdrüssig. Sie ergriff den Knaben und führte ihn aus dem Haus, ließ ihn mitten auf dem Weg stehen und verschloß das Haus. Dann sagte sie: „Friß diesen Knaben, Fuchs!“ In der Nacht, als die Tür verschlossen war, und der Knabe draußen weinte, kam der Fuchs. Er schleppte den Knaben mit sich und sagte: „Die Mutter hat mich gerufen, und ich habe das Kind geholt.“

Da rief die Mutter: „Gib mir meinen Sohn zurück, Fuchs!“ Der Fuchs aber lief mit dem Knaben weg. Er gab ihm Früchte des Muriti-Baumes zu essen und zog das Kind auf. Der Fuchs aß von demselben Baum, von dem auch der Tapir aß, aber sie begegneten sich nicht.

Eines Tages begegnete der Fuchs dem Tapir. Dieser sagte zu ihm: „O Schwager, gib mir das Kind!“ Doch der Fuchs wollte ihm das Kind nicht geben. Der Tapir bat und bat, aber der Fuchs ließ sich nicht erweichen und lief mit dem Kind weg. Der Tapir lief hinter ihm her, nahm ihm das Kind ab und trug es davon.

Der Tapir gab dem Kind zu essen und zog es auf. Der Knabe hieß Kuläwönte. Er wurde groß. Der Tapir gab dem Knaben viele Zecken, die dem Tapir als Perlenschmuck gelten. Er setzte sie ihm an den Hals, an die Beine, an die Ohren, in die Achselhöhlen, an den ganzen Körper. Der Tapir war ein Weibchen. Er fand den Knaben, der schon ein Jüngling geworden war, schön und gab sich ihm zur Ehe.

Der Jüngling ging mit dem Tapir als sein Mann. Er schritt vor dem Tapir her. Dieser folgte ihm nach. Der Jüngling begegnete einer Klapperschlange und rief: „Achtung! Eine Schlange!“ und lief weg. Der Tapir lief hinter ihm her.

Dann blieben sie stehen und sagten: „Wir wollen sehen!“ Sie gingen zurück zu der Schlange. Da sagte der Tapir: „Das ist keine Schlange! Das ist mein Ofen!“ Er nahm die Schlange in die Hand und sagte: „Siehe, das ist keine Schlange; das ist mein Ofen!“ Dann fuhr er fort: „Die Schlange, so sagen sie, läuft hinter den Leuten her. Aber dies ist keine Schlange! Für den Tapir ist der Hund eine Schlange! Die Schlange läuft hinter den Leuten her, und wo sie beißt, da schmerzt es. Die Schlange ist für uns ein Ofen. Die Menschen sehen sie als Schlange an und leiden unter dem Biß gerade so, wie wir unter dem Biß des Hundes leiden.“ Dann ging der Tapir mit dem Jüngling weiter, und dieser wußte nun auch, daß die Schlange ein Ofen war und erschrak nicht mehr vor ihr.

Der Tapir fand eine verlassene Pflanzung und aß dort Ananas. Es war die frühere Pflanzung der Mutter des Jünglings. Was machte nun der Tapir? Er schickte den Jüngling in das Haus seiner Mutter, um seine Familie zu besuchen. Er sagte zu dem Jüngling: „Erzähle nichts von mir deinem Vater, deiner Mutter, deinem Bruder und deinen Schwägern, damit sie mich nicht töten!“

Der Jüngling ging voll Zecken in das Haus seiner Mutter. Er trat ein, und seine Mutter erstaunte. Sie erkannte ihren Sohn nicht. Er nannte seinen Namen Kuläwönte. Da erkannte ihn seine Mutter und sagte: „Warum bist du so voll von diesen Zecken? Ziehe sie ab!“ Da suchte ihm seine Mutter alle Zecken ab und fragte ihn, wo er gewesen sei. Er sagte: „Ich bin ohne Zweck im Wald herumgelaufen.“ Er erzählte gar nichts.

Am anderen Morgen gingen sie zu der verlassenen Pflanzung, um Ananas zu holen. Sie fanden keine. Der Tapir hatte alle gegessen. Sie fanden nur die Spuren des Tapirs. Da kehrten sie nach Hause zurück und erzählten, der Tapir habe die Ananas gegessen.

Darauf sagten die Schwäger: „Morgen wollen wir den Tapir töten!“

Am anderen Morgen sagte der Jüngling: „Nein! Dieser Tapir ist meine Frau! Wenn ihr den Tapir schießen wollt, so schießt ihn mit dem Pfeil in die Achselhöhle, nicht in den Bauch! Er trägt ein Kind von mir!"
Da sagte die Mutter: „Du gehst also mit dem Tapir? Du bist verheiratet mit dem Tapir? Ich dachte, du seiest ohne Zweck ganz allein gegangen!"
Da baten die Schwäger den Jüngling, den Tapir töten zu dürfen. Er sagte: „Ihr könnt ihn töten, aber schießt ihn nur in die Achselhöhle, nicht in den Bauch! Ihr könnt ihn in den Kopf und in die Beine schießen, aber nicht in den Bauch!"
Da gingen die Schwäger fort und nahmen zwei Hunde mit. Vorher fragten sie Kuläwönte: „Wo ist der Tapir?"
Er antwortete: „Er ist am Rande der Pflanzung nach Sonnenaufgang." Zur Mutter sagte er: „Gehe hin! Wenn sie den Tapir getötet haben, so nimm seine Eingeweide heraus und ziehe das Kind heraus und wasche es! Tue es ganz allein! Du brauchst niemand dazu!"
Die Hunde trafen den Tapir. Die Schwäger schossen ihn mit ihren Pfeilen und töteten ihn. Die Mutter befahl, sofort den Leib des Tapirs zu öffnen und zog das Kind aus den Eingeweiden. Sie wusch es im Bach und nahm es mit nach Hause.
Vorher hatte Kuläwönte zur Mutter gesagt: „Wenn du das Kind im Bache wäschst, sterben viele Fische!" — Als sie es wusch, starben viele Fische, und sie fing viele Fische. Sie ging nach Hause mit den Fischen. Sie aßen den Tapir und behielten das Kind und zogen es auf.
Jedesmal, wenn sie das Kind wusch, starben viele Fische. Wenn sie Hunger hatten, wusch sie das Kind; dann hatten sie immer viele Fische zu essen.
Das Kind wurde größer. Der Vater des Kindes hatte zu seiner Mutter gesagt: „Wenn du das Kind im Bache wäschst, nimm niemand mit, auch kein Kind!" Eines Tages schickten die Schwäger einige Kinder heimlich hinter der Alten her,

um zu erfahren, wie Keyulewä die Fische fing. Als die Alte kam, versteckten sich die Kinder in einem Dickicht und sahen zu, wie sie den Knaben badete. Als sie den Knaben badete, starben viele Fische. Sie setzte den Knaben am Ufer des Baches nieder und sammelte die Fische. Die Kinder, die im Dickicht versteckt waren, sahen es. Bevor die Alte zurückkam, liefen sie heim und erzählten es ihrer Mutter. Auf diese Weise erfuhren es die Schwäger. Dann kam die Alte heim, und sie aßen die Fische, die sie mitgebracht hatte.
Am anderen Tag badete sie wieder den Knaben. Sie wußten es alle, daß sie Fische tötete, wenn sie den Knaben badete. Sie aßen alle Tage Fische, und die Alte lud alle Verwandten ein, mit ihr Fische zu essen. So verlebten sie gute Tage.
Alle Vögel, die Fische fressen, der Storch, der weiße Reiher, der Eisvogel und andere, erfuhren es, daß durch das Baden des Kindes so viele Fische starben. Da ging der Storch zum Hause des Vaters des Knaben und erbat sich das Kind zum Baden. Sie hatten gesehen, daß im Falle Pulo-melu sehr viele große Fische waren.
Kuläwönte antwortete: „Nein, ihr wollt meinen Sohn töten! Ich könnte ihn in einem Bach baden lassen, aber nicht in einem Fall!"
Da sagte der Storch, er habe viele Fische im Fall gesehen. Der Vater erwiderte, er gebe seinen Sohn nicht dazu her, im Fall zu baden. Der Storch bat und bat und bat. Schließlich wurde Kuläwönte seiner überdrüssig und sagte zu seinem Sohn: „Wohlan, wir wollen hingehen und die Fische sehen, die der Storch gesehen hat!" Sie gingen mit dem Storch, auch die Großmutter, die Schwäger und alle.
Am anderen Morgen gingen sie hin, um den Fall zu sehen. Da waren alle Vögel, die Fische fressen, versammelt, auch der Aasgeier. Sie waren eingeladen von dem Storch.
Sie kamen zu dem Fall. Da sahen sie sehr viele Fische. Dann befahl der Vater dem Knaben zu baden.
Dieser sagte: „Der Fall ist sehr häßlich, mein Vater!" Er hatte Furcht vor dem Fall.

Kuläwönte antwortete: „Das schadet nichts! Gehe baden!“ Da wurde der Knabe zornig. Er sprang in das Wasser und tauchte hierhin und dorthin, im ganzen Fall herum.
Da sagte der Vater: „Es ist genug, mein Sohn! Es sterben schon viele Fische. Komm heraus!“ Aber der Knabe wollte nicht herauskommen. Er war zornig. Es starben sehr viele Fische, und der Vater rief noch einmal.
Mitten in dem Fall war ein Felsen. Der Knabe stieg aus dem Wasser auf den Felsen und legte sich darauf mit dem Bauch nach unten. Er fror sehr, denn er war zornig und erhitzt ins Wasser gestiegen. Die Großmutter, die Schwäger und alle Vögel fingen Fische. Sie dachten, dem Knaben sei wohl. Der Vater stand am Ufer auf einem Felsen und schaute nach seinem Sohne hin. Der Knabe war tot. Köyemö hatte ihn mit einem Pfeil geschossen. Der Knabe hatte den Schmerz gefühlt und war aus dem Wasser gestiegen und auf dem Felsen gestorben.
Die Vögel, auch der Aasgeier, fingen viele Fische. Der Aasgeier und der Königsgeier standen dicht am Ufer und faßten die Fische, die ihnen der Wind zutrieb. Sie machten einen großen Bratrost.
Der Vater rief den Knaben. Er dachte, er sei lebend. Aber der Knabe blieb liegen. Der Vater rief und rief, aber der Knabe rührte sich nicht. Da ging der Vater hin, um zu sehen, was seinem Sohne war. Er fand ihn tot und schon ganz starr. Er ergriff ihn und weinte. Dann rief er den Storch, um den Knaben ans Land zu bringen. Sie legten ihn ans Ufer.
Darauf sagte Kuläwönte zu den Vögeln: „Ihr seid schuld daran! Köyemö hat meinen Sohn erschossen! Jetzt helft mir und tötet diese Köyemö!“ Da flog der Storch bis zum Himmel und stieß herab, um in das Wasser einzudringen und Köyemö zu töten, aber er schlug auf das Wasser auf und blieb auf der Oberfläche des Wassers. Er konnte nicht eindringen. Dann flog der weiße Reiher zum Himmel. Er stieß herab, konnte aber auch nicht eindringen und blieb auf

der Oberfläche des Wassers. Darauf machte es der graue Reiher ebenso. Dann versuchte es der Sokoreiher, konnte aber auch nicht ins Wasser eindringen. Dann versuchte es der Eisvogel, aber auch er konnte nicht eindringen. Alle Vögel, Papageien, Arara, Aasgeier, Königsgeier, versuchten es, konnten aber nicht eindringen. Alle blieben auf der Oberfläche des Wassers und kamen dann zurück. Darauf versuchten es das Jakuhuhn, das Hokkohuhn, das Rebhuhn, die Tauben, konnten aber nicht eindringen. Dann versuchten es der Tapir und alle Jagdtiere, aber auch sie konnten nicht ins Wasser eindringen. Auch versuchte es die Nachtigall, aber sie konnte nicht eindringen und kam zurück.

Da blieben nur noch der Karara und der Taucher übrig. Sie saßen weitab auf einem Felsen und hatten keine Schuld an dem Tod des Knaben. Sie hatten den Vater nicht aufgefordert.

Da kam Kuläwönte und bat den Karara, Köyemö zu töten: „Schwager, hilf mir! Mein Sohn ist tot! Köyemö hat ihn mit einem Pfeil getötet!"

Der Karara sagte: „Gut, ich will dir helfen!" Er sagte, sie hätten keine Schuld, aber sie wollten ihm helfen, Köyemö zu töten. Dann stritten der Karara und der Taucher mit allen anderen Vögeln und schalten sie, weil sie schuld an dem Tod des Knaben hätten. Der Vater saß da und weinte.

Als sie mit dem Streit fertig waren, setzten sich der Karara und der Taucher nebeneinander nieder. Darauf sagte der Karara: „a—ta-ta-ta-ta-ta!" und schlug mit den Flügeln. Dann bückte er sich und verschwand in der Luft. Er flog zum Himmel.

Als er verschwunden war, sagte der Taucher: „o—!", schlug mit den Flügeln auf den Boden und verschwand aufwärts.

Sie flogen sehr hoch und verweilten ein bißchen dort im Himmel. Sie verweilten und verweilten. Dann hörte man den Gesang des Karara: „ta-ta-ta-ta!" in der Höhe. Er kam herab, stieß in das Wasser und verschwand. Als er ver-

schwunden war, hörte man ein dumpfes Geräusch aus dem Wasser, und das Wasser zitterte. Dann kam der Taucher hinter ihm her, stieß auf das Wasser herab und verschwand im Wasser. Da hörte man wieder ein dumpfes Geräusch. Sie blieben lange Zeit unter Wasser. Man hörte fortwährend dumpfe Geräusche. Sie hatten Köyemö mit Pfeilen getötet und versuchten nun, sie ans Land zu ziehen. Sie blieben lange Zeit unter dem Wasser.

Dann kamen sie und sagten zu dem Vater: „Fertig, Schwager! Dort liegt sie tot! Wir wollen sie ans Land ziehen!" Kuläwönte antwortete: „Zieht sie hier auf den Felsen! Ich will eine Liane holen, um sie anzubinden."

Der Vater ging weg und suchte eine Liane. Er band diese um den Hals der Schlange. Alle Vögel halfen, die Schlange ans Land zu ziehen. Sie zogen sie auf den Felsen und streiften ihr die Haut ab.

Sie zerschnitten die Schlange und verteilten sie unter sich. Jeder erhielt ein Stück von dem Fleisch und von der Haut. Dann sagten sie: „Laßt uns sehen, wer der Herr dieser Haut ist!" Da flog der Storch mit seinem Stück in die Höhe. Er hatte die Haut über seinen Rücken gelegt, aber die Haut sang nicht. Er kehrte zurück und legte das Stück Haut hin und sagte: „Sie hat nicht gesungen!" Er forderte den weißen Reiher auf, es zu versuchen. Der Reiher flog empor und sang: „a—a—," denselben Gesang, den er noch heute hat. Dann kam der graue Reiher. Er nahm ein Stück Haut und flog empor und sang sehr häßlich: „a-(o)-a-(o)." Dann kam der Sokoreiher. Er nahm ein Stück Haut und legte es über Kopf und Flügel. Es sind die bunten Federn, die er heute dort hat. Er flog in die Höhe und sang: „koro-koro-koro." Er flog ein Stück dahin, kehrte dann zurück und sagte: „Diese Flöte gefällt mir; sie ist schön." Dann nahm der Eisvogel ein Stückchen von der Haut und legte es über Kopf und Hals; die roten Federn, die er dort hat. Er sang: „sä-tschä-tschä-tschä." Er fand die Flöte schön und behielt sie. Dann kam der Tukan. Er nahm ein Stück Haut

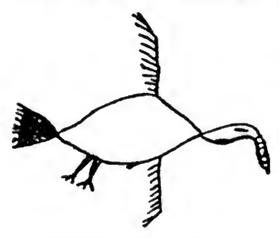
und legte es über Hals und Bauch; die weißen und roten Federn, die er dort hat. Er sang: „kio-hä-hä kio-hä-hä.“ Er fand die Flöte schön und behielt sie. Ein Stück Haut blieb über seiner Nase; der gelbe Schnabel. Dann kam das Hokkohuhn. Es nahm ein Stück Haut und legte es über seine Kehle. Es erstieg einen hohen Baum und sang: „hm-hm-hm-hm.“ Es fand die Flöte schön und behielt sie. Ein Stück Haut blieb über seiner Nase, die noch heute die gelbe Farbe hat. Dann kam das Kujubim-Huhn. Es nahm ein Stück Haut und legte es über Kopf, Hals und Flügel; die weißen Federn, die es dort hat. Es sang: „krrrr,“ wie es noch jetzt des Morgens singt. Es fand die Flöte schön und behielt sie. So empfingen alle Vögel ihre Flöte (ihren Ruf) und flogen davon. Der Arara nahm sich ein großes Stück Haut und bedeckte seinen ganzen Körper damit. Deshalb hat er noch heute so bunte Federn am ganzen Körper. Ebenso machten es die Papageien und die gelben Perikitos. Dann nahm sich der Vogel Oayabaka ein Stück Haut und seine Flöte. Er sang sehr schön: „oayabaka—oayabaka—ku-lu-lu-lu-lu.“ Bei allen Vögeln verwandelte sich die Haut in bunte Federn und in ihre Flöte. So empfingen alle Vögel, auch das Jaku-Huhn und die Nachtigall, ihre bunten Federn und ihre Flöte.

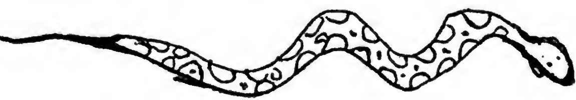
Dann kamen die Jagdtiere, Tapir, Kapivara, Hirsch. Sie nahmen jeder ein Stück Haut. Der Hirsch setzte es als Kopfputz auf. Da verwandelte sich die Haut in das Geweih, das er noch jetzt hat. Der Waldhirsch hatte ursprünglich den Kopfputz, den heute der Savannenhirsch hat, und dieser hatte den Kopfputz, den heute der Waldhirsch hat. Da konnte der Waldhirsch im Walde nicht laufen. Er blieb in den Schlingpflanzen und an den Zweigen hängen. Da sagte er zu dem Savannenhirsch: „Laß uns den Kopfputz tauschen, Schwager!“ Da gab der Waldhirsch seinen Kopfputz dem Savannenhirsch, und dieser gab seinen Kopfputz dem Waldhirsch. Der Waldhirsch ging hin, seinen Kopfputz zu erproben. Er lief in den Wald und verfing sich nicht in den

Schlingpflanzen und dem Gestrüpp. So behielt er ihn. Der Savannenhirsch ging, den Kopfputz des Waldhirsches zu erproben. Er lief mit ihm und fand ihn gut. Da behielt er ihn.

Dann kam die Kutia, nahm ein Stück Haut und legte es über die Brust und den Bauch. Es sind die rötlichen und weißen Haare, die sie dort hat. Sie erhielt eine kleine Flöte: „king-king.“ So machte es auch die Paka. So erhielt der Tapir seinen pfeifenden Ruf. Dann kam des kleine Wildschwein. Es legte die Haut über die Schultern. Dort wurde sie in schwarze Haare verwandelt. Es erhielt auch seine Flöte: „hch-hch,“ die es noch heute hat. Dann kam das große Wildschwein und erhielt seine Flöte: „rr-rr.“ Dann kam der große Ameisenbär. Er legte sich das Stück Haut über das Rückgrat und über die Arme. Dort wurde es in die gelben Haare verwandelt, die er noch heute dort hat. Er erhielt seine Flöte: „rr-rr.“ So erhielten alle Jagdtiere ihre bunten Haare und ihre Flöte. Der Vater des Knaben gab auch allen Affen ein Stück Haut der Schlange, dem Brüllaffen, dem Makako und dem Zwergäffchen, und sie fanden die Flöte schön und behielten sie bis auf den heutigen Tag.

Dann machte Kuläwönte einen Tragkorb und legte den Körper seines Sohnes hinein. Er ging sehr weit. Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist. Die Großmutter trug den Korb auf dem Rücken. Sie ging dahin und sang. Ich weiß nicht mehr, was sie sang; einen bestimmten Gesang. Das Blut des Knaben lief aus dem Tragkorb auf den Boden. Sie ging überallhin durch den Wald am Caroni, durch das Land der Inga-





riko und Kamarakoto. Der Leib des Knaben verweste. Es fiel das Fleisch des Leichnams aus dem Korb, und es blieben nur die Knochen. Die Alte ging immer weiter. Wo das Blut und das Fleisch hinfielen, da wuchs Timbo (Fischgift). So blieb es bis auf den heutigen Tag. Die Knochen, die sie begruben, wurden schwacher Timbo. Das ist der Timbo, den wir heute haben.

37. Wie die Plejaden an den Himmel kamen

Es war einmal ein Mann namens Schilischoaibu; der hatte eine Frau, Wayulale, die nichts von ihm wissen wollte. Er hatte einen schönen Bruder, den sie lieb hatte.
Bei einer Gelegenheit pflückte Schilischoaibu Abacate-Früchte und stieg auf den Baum. Sie hatte eine Axt mitgenommen und hielt sie versteckt. Der Mann stieg auf den Baum, um Früchte zu holen. Er warf die Früchte herab, und sie las sie zusammen und wartete nur auf den Augenblick, wenn er herunterkäme. Er stieg herab. Als er auf der Hälfte des Stammes war, nahm sie die Axt und schlug ihm das rechte Bein ab, wie man noch heute sieht. Sie kehrte in das Haus zurück.
Der Bruder war in der Pflanzung und arbeitete. Da saß ein kleiner Vogel auf einem Baum und sang: „schirischowaid!" Der Bruder fragte: „Was sagt der Vogel?" Dieser kam weiter herunter, schlug mit den Flügeln und sang: „Deines Bruders Bein schlug ab seine Frau mit der Axt!" Der Bruder ließ seine Hacke liegen und lief zornig nach Hause.
Wayulale lag in der Hängematte. Sie stand auf, als er kam und gab ihm Kaschiri. Er fragte: „Wo ist mein Bruder?" Sie sagte: „Er ist dort geblieben und pflückt Früchte!" Er wurde traurig und legte sich in die Hängematte. Sie kam und legte sich über ihn. Er wollte herausspringen, aber sie wickelte ihn in die Hängematte ein. Es wurde Nacht.

Der Mann lag im Wald und schrie vor Schmerz. — Sie sagte: „Laß deinen Bruder! Er ist vielleicht fischen gegangen. Wenn er kommt, gehe ich heraus aus der Hängematte." Der Bruder aber wußte alles, da es ihm das Vöglein erzählt hatte.
In der Nacht bat er sie um Speise, damit er Zeit hätte, vor das Haus zu gehen. Sie verließ die Hängematte. Da kam ihr Mann an, kriechend, und schrie: „O mein Bruder, mein Bein ist mit der Axt abgeschlagen! Töte diese Frau!" Der Bruder fragte die Frau: „Was hast du mit deinem Manne gemacht?" Sie antwortete: „Ich habe nichts mit ihm gemacht! Ich ließ ihn zurück, fischend und Früchte pflückend." So betrog sie immer den Bruder. Er antwortete: „Du hast etwas mit meinem Bruder gemacht! Der kleine Vogel hat mir die Geschichte erzählt!" Sie sagte: „Lüge! Ich habe nichts mit ihm gemacht! Ich habe ihm nichts Böses getan!" Als der Mann draußen vor Schmerz schrie, ging sie wieder zu dem Bruder in die Hängematte und hielt ihn fest umschlungen, so daß er nicht weg konnte. Der Bruder sagte: „Du hast etwas mit dem Manne gemacht! Hörst du nicht, wie er schreit?" Die Frau aber ließ den Bruder nicht aus der Hängematte heraus, während der andere vor dem Haus lag und schrie: „Mein Bruder, mein Bruder, hilf mir, mein Bruder!" Er konnte nicht herauskommen.
Der verwundete Bruder hatte eine Rohrflöte. Er blieb liegen und schrie bis Mitternacht. Da antwortete der Bruder: „Ich kann dir nicht helfen! Deine Frau läßt mich nicht aus der Hängematte heraus!" Sie hatte die Tür geschlossen und mit Stricken zugebunden. Da sagte der Bruder: „Ich werde dich eines Tages rächen! Leide da draußen! Deine Frau soll auch eines Tages leiden!" Er schlug das Weib, aber sie ließ ihn nicht los.
Der Verwundete richtete sich draußen am Pfosten der Tür hoch, kletterte auf das Dach und blies auf seiner Rohrflöte: „ting-ting-ting". Der Bruder im Haus weinte, denn er hatte Mitleid mit ihm. Dieser nahm die Flöte vom Mund und sprach zu dem Bruder: „Bleibe im Haus! Ziehe gute Söhne

und gute Töchter auf! Gute Gesundheit und Glück! Ich gehe weg! Schaffe eine gute Familie, aber nimm dich vor der Frau in acht und mißtraue ihr immer!" Der Bruder fragte: „Wohin gehst du?" Er antwortete: „Ich gehe zum Himmel! Ich will sein Tamökang, Körper mit einem Bein, das zurückbleibt!" Da antwortete der Bruder: „Ich bleibe hier für einige Zeit, solange ich keinen Ärger habe, und mir kein Unglück zustößt. Ich bin traurig, daß du so leiden mußt! Deine Frau wird eines Tages büßen, was sie dir getan hat! Ich habe großes Mitleid mit dir!" Da sagte der andere: „Wenn ich zum Himmel komme, gibt es viel Gewitter und Regen. Dann kommen die Fischzüge, und du wirst viele Fische essen!" — Bis auf den heutigen Tag zeigt Tamökang die Regenzeit an.

Tamökang ging zum Himmel, immer flötend: „ting-ting-ting". Da ließ die Frau den Bruder los, machte die Tür auf und spähte ihm nach. Der Bruder setzte sich auf die Erde und weinte. Auch Tamökang weinte und sagte: „Ich will sehen, wo ich bleiben kann, wo ich einen Platz finde am Himmel!"

Der jüngere Bruder blieb mit der Frau zusammen, machte Haus und Pflanzung und hatte mit ihr fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne. Er dachte immer traurig an die Reise seines Bruders.

Eines Tages ging er jagen und fand ein Bienennest. Er sann immer auf ein Mittel, seine Frau zu töten. Als er nach Hause zurückkehrte, sagte er zu seiner Frau: „Dort sind Bienen. Wir wollen den Honig holen!" Die Frau antwortete: „Wir wollen ihn holen!" Er dachte immer daran, wie sein Bruder gelitten hatte, und sann auf ein Mittel, die Frau zu töten. Sie nahm dieselbe Axt mit, mit der sie seinem Bruder das Bein abgeschlagen hatte. Das Bienennest war nicht hoch. Er machte mit der Axt ein großes, rundes Loch in den Stamm und probierte so lange, bis er den Kopf hineinstecken konnte. Dann sog er den Honig heraus. Dabei sah er immer mißtrauisch nach der Frau zurück, da er sich

immer der Worte seines Bruders erinnerte. Aber sie saß da und wollte ihn nicht töten, denn sie war sehr zufrieden mit ihm, nachdem sie den Bruder getötet hatte. Dann sagte er: „Mein Leib ist voll. Jetzt kommst du. Versuche es! Sauge den Honig!" Sie nahm die Kalabasse, um den Honig mit der Hand hineinzuschöpfen. Da sagte er: „Stecke den Kopf hinein! Es geht zu viel Honig verloren!" Der Mann hatte den Honig mit beiden Händen tief hinuntergedrückt, damit sie recht tief eindringen konnte. Da ließ sie die Kalabasse und drang mit Kopf und Oberkörper in das Loch ein. Er faßte sie an den Beinen und stieß sie ganz hinein. Er nahm das Stück Holz, das er aus dem Baum gehauen hatte. Die Frau fragte: „Wozu ist das?" Er antwortete: „Das ist, um höher zu steigen." Da nahm er das Stück Holz und stieß es in das Loch hinein. Die Frau rief: „Was machst du da? Du willst mich wohl töten!" Er antwortete: „Was du mit meinem Bruder gemacht hast, das sollst du mir jetzt büßen! Du wirst jetzt das leiden, was mein Bruder gelitten hat! Es tut mir sehr leid um dich, Weib, aber ich kann es nicht mehr ertragen, was du meinem Bruder getan hast!" Er verschloß das Loch.

Dann horchte der Mann am Baum. Er wollte hören, was aus ihr würde. Sie schrie zuerst laut: „Meine armen Kinder! Meine armen Kinder! Wenn ich auch in ein Gürteltier verwandelt werde, so werde ich mich doch immer meiner Kinder erinnern!" Dann schrie sie immer leiser, machte: „kenong-kenong-kenong", wie das Gürteltier macht, und blieb in ein Gürteltier verwandelt.

Der Mann kehrte nach Hause zurück. Die Kinder fragten ihn: „Wo ist unsere Mutter?" Er aber erzählte ihnen nicht, was er mit ihr gemacht hatte, sondern täuschte die Kinder und sagte: „Ich habe euere Mutter im Walde gelassen und weiß nicht, wo sie ist. Vielleicht hat sie der Jaguar gefressen!"

Einige Tage später ging er mit seinen Kindern in den Wald und fand ein Bienennest. Er führte die Kinder tiefer in den

Wald hinein und ließ sie dort. Er kehrte zurück und zündete das Haus an. Er wollte sie nicht sehen lassen, wie er das Haus anzündete. Dann kehrte er zu seinen Kindern zurück, und sie gingen, den Honig zu holen. Er schlug den Baum um, nahm Honig und aß ihn, bis sein Bauch voll war. Dann sagte er zu den Kindern: „Was sollen wir nun werden?" Eine Tochter sagte: „Ich weiß es nicht." Er sagte: „Kutia, das kann nicht sein! Tapir, das kann nicht sein! Hirsch, das kann nicht sein! Mutum, Jnambu, Kujubim, das kann nicht sein! Wenn wir uns in diese Tiere verwandeln, werden sie uns töten und aufessen! Wir wollen sein Araiuag (Waldhunde), denn diese töten und essen sie nicht!"

Er sagte: „a—", und alle Kinder sagten: „a—a—a—", und sie verschwanden einer hinter dem anderen in den Wald.

Deshalb liebt Araiuag den Honig bis auf den heutigen Tag und hat keine Angst vor den Bienen.

38. Der Besuch im Himmel

In alter Zeit war ein Krieg zwischen zwei Stämmen. Der eine Stamm hieß Kuyalakog, der andere Palawiyang. Der Krieg war in der Gegend des Uraukaima-Gebirges. Die Palawiyang griffen die Kuyalakog an. Sie töteten einige, als sie zur Pflanzung gegangen waren. Da vereinigten sich die Kuyalakog, um die Palawiyang zu vernichten. Sie kamen und griffen sie an. Sie kamen an das Dorf, das aus fünf Häusern bestand, und zündeten es an zwei Stellen an, bei Nacht, damit es hell wurde, und die Feinde nicht im Dunkeln entfliehen konnten. Sie töteten viele mit der Keule, als sie aus den Häusern entweichen wollten.

Ein Mann namens Maitchaule legte sich unversehrt zwischen einen Haufen Toter und bestrich das Gesicht und den

Leib mit Blut, um die Feinde zu täuschen. Die Kuyalakog gingen weg. Sie glaubten, alle seien tot. Der Mann blieb allein zurück. Dann ging er weg, badete und ging nach einem anderen Haus, das nicht weit entfernt war. Er dachte, es seien Leute dort, aber er fand niemand. Alle waren geflohen. Er fand nur Maniokfladen und alten Rostbraten und aß. Dann dachte er nach. Er ging aus dem Haus hinaus und weit weg. Dann setzte er sich hin und dachte nach. Er dachte an seinen Vater und an seine Mutter, die die Kuyalakog getötet hatten, und daß er nun niemand mehr habe. Dann sagte er: „Ich will mich zu meinen Gefährten legen, die tot sind!" Er kehrte voll Furcht nach dem verbrannten Dorf zurück. Dort waren sehr viele Aasgeier. Maitchaule war ein Zauberarzt und hatte von einem wunderschönen Mädchen geträumt. Er verscheuchte die Aasgeier und legte sich neben seine toten Gefährten. Er hatte sich wieder mit Blut beschmiert. Er hielt die Hände an den Kopf, damit er sofort zugreifen konnte. Dann kamen die Aasgeier wieder und stritten sich um die Leichen. Da kam die Tochter des Königsgeiers. Was tat nun die Tochter des Königsgeiers? Sie setzte sich Maitchaule auf die Brust. Als sie ihm in den Leib hacken wollte, ergriff er sie. Die Aasgeier flogen weg. Er sagte zur Tochter des Königsgeiers: „Verwandle dich in eine Frau! Ich bin so allein hier und habe niemand, der mir hilft." Er nahm sie mit nach dem verlassenen Haus. Dort hielt er sie wie einen zahmen Vogel. Er sagte zu ihr: „Ich gehe jetzt fischen. Wenn ich zurückkehre, will ich dich in eine Frau verwandelt wiederfinden!" — Die Leute, die geflohen waren, hatten eine Pflanzung, Bananen usw.
Er ging fischen und verschloß das Haus und ließ die Tochter des Königsgeiers zurück. Da verwandelte sie sich in eine Frau. Es war viel Mais im Haus. Sie entkörnte den Mais, zerstieß ihn im Mörser, setzte einen Topf an das Feuer und tat alle Arbeit einer Frau. Sie machte Kaschiri und tat es in eine Kürbisflasche. Dann verwandelte sie sich wieder in

einen Aasgeier, denn sie schämte sich noch vor dem Mann. Da kam Maitchaule zurück mit Fischen und Wildbret, einem Hirsch. Er kam in das Haus und hatte großen Durst. Er fand das Haus offen, aber der Aasgeier war drinnen. Er legte den Hirsch und die Fische nieder. Dann ging er aus dem Haus und fand Spuren von Menschen. Es waren die Spuren der Frau, die Brennholz geholt hatte. Er ging den Spuren nach und fand, daß jemand im Wald Brennholz gebrochen hatte. Da wurde er mißtrauisch. Dann ging er den Spuren nach, die zurückführten, und kam so nach dem Hause zurück. Er fand auch Spuren, die zum Hafen gingen, wo das Mädchen Wasser geholt hatte. Er ging ihnen nach und kam zum Hafen. Alle Spuren, die er fand, führten zum Hause zurück. Er kam zum Haus und fand die Kürbisflasche mit Kaschiri. Er fand eine Kalabasse und trank Kaschiri. Dann legte er sich nieder und dachte nach. Er dachte über die Menschenspuren nach. Vielleicht seien es Leute, die ihn angreifen wollten. Er fand auch Wasser im Haus und Brennholz. Es fehlte nichts. Dann zerlegte er den Hirsch, machte einen Bratrost, röstete den Hirsch und gab der Tochter des Königsgeiers davon zu essen. Diese aß davon. Er briet auch alle Fische und schlief dann in dieser Nacht.

Vor Tagesanbruch verwandelte sich die Tochter des Königsgeiers wieder in einen Mensch und ging weg, Wasser zu holen. Sie brachte Wasser und ließ das Haus offen. Er hatte das Haus wohl verschlossen. Er schlief. Sie machte Feuer an, stellte den Pfeffertopf ans Feuer und tat ein Stück Hirschbraten hinein. Sie kochte es und ließ es am Feuer stehen. Als Maitchaule am Morgen erwachte, war das Essen fertig. Er hatte Maniokfladen. Er blieb mißtrauisch, als er den Topf am Feuer fand und sagte: „Hier sind Leute!“ Das Mädchen hatte sich wieder in einen Aasgeier verwandelt. Sie wollte sich ihm nicht zeigen. Dann ging er weg mit Bogen und Pfeilen, verschloß das Haus, ging ein Stück weit und kehrte dann zurück. Er wollte sehen,

wer dies alles tat. Er verbarg sich in der Nähe des Hauses. Er hatte seine Angelrute absichtlich mitten im Haus liegen lassen. Er blieb versteckt und wartete. Da öffnete das Mädchen das Haus und trat heraus. Es war ein sehr schönes Mädchen mit vielen Perlenschnüren an der Brust, an den Armen und Beinen. Sie hatte eine schöne Perlenschürze an. Das Mädchen ging zum Hafen. Maitchaule ging in das Haus, nahm die Angelrute und verbarg sich hinter dem Eingang. Da kam das Mädchen zum Hause zurück. Sie wußte von nichts und glaubte, der Mann sei weit. Sie kam in das Haus zurück mit Wasser. Sie stellte das Wasser hin und legte sich in die Hängematte. Da kam Maitchaule hinter dem Eingang hervor mit der Angelrute in der Hand. Er sagte: „Jetzt habe ich eine Frau!" Sie war sehr schön und voll Perlen an Armen und Beinen. Sie wickelte sich voll Scham in die Hängematte. Er sagte: „Schäme dich nicht!" und legte sich zu ihr.

Dann sagte er zu ihr: „Habe ich es dir nicht gesagt, du solltest dich in eine Frau verwandeln, um mit mir zu leben? Jetzt habe ich keine Mutter mehr. Ich habe niemand mehr. Ich bin ganz allein. Jetzt gehe nicht weg! Bleibe hier als meine Frau! Wir haben Pflanzungen. Ich habe die Pflanzungen nicht angelegt, aber ich habe sie übernommen. Meine Verwandten sind alle geflohen aus Furcht vor dem Krieg mit den Kuyalakog. Ich bin ganz allein. Jetzt kommen meine Verwandten nicht mehr. Wenn Essen fehlt, ich gehe jagen und fischen. Ich bringe dir Hirsch, Tapir oder Fische. Ich bin da, daß du keinen Hunger leidest. Jetzt bleibe hier im Haus und mache Maniokfladen für uns zu essen! Ich gehe jagen! Gehe nicht weg!"

Er ging jagen und fischen und ließ sie im Hause zurück. Er tötete einen Hirsch und zwei Schweine und brachte zuerst den Hirsch heim. Sie machte gerade Maniokfladen, als er zurückkehrte. Er ging wieder weg, um die Schweine zu holen. Er brachte das eine heim und ging wieder weg, das andere zu holen. Er brachte auch das andere. Sie hatte Maniok-

fladen bereitet und war dabei, Kaschirimasse zu machen. Er zerlegte den Hirsch und die beiden Schweine und legte die Stücke auf den Bratrost. Dann sagte er: „Das kannst du essen, wie du willst, roh oder gekocht!" Dann aß er mit ihr, und sie gewöhnte sich schnell an ihn. Sie hatte ihn gern, denn er brachte viel Wildbret heim. Er schlief die Nacht mit ihr.

Danach blieben sie einige Zeit in diesem Haus. Dann sagte sie: „Jetzt will ich meine Familie sehen! Habe Geduld!" Maitchaule wollte sie nicht lassen. Er sagte zu ihr, wenn sie wegginge, würde er einen Strick nehmen und sich erhängen. Da sagte sie: „Nein! Ich gehe nicht weg! Ich gehe rasch, um meine Familie zu besuchen. Bleibe hier und erwarte mich hier! Gehe nicht weg von hier! Ich kann dich nicht mitnehmen, ohne daß dich mein Vater sieht. Ich gehe, Kumi holen und Kleider, dich zu bekleiden, damit du fliegen kannst, wie wir fliegen. Ich werde meinem Vater sagen, daß ich mit dir verheiratet bin." — Dann sagte sie: „Weine nicht, wenn du mich vor dem Hause zum Himmel fliegen siehst!" — Er ging mit ihr zum Haus hinaus und sagte zu ihr: „Gehe nicht weg! Bleibe bei mir! Laß deinen Vater!" Sie beruhigte ihn und sagte: „Ich werde dich nicht verlassen. Ich will nur meinem Vater sagen, daß er jetzt einen Schwiegersohn hat." Maitchaule wollte sie nicht weglassen. Da sagte sie: „Gut! Schneide mir meine Haare ab!" Der Mann schnitt ihr die Haare ab. Dann sagte sie: „Schneide ein Stück Bambus ab, stopfe die Haare hinein, blase Tabakrauch darauf und verstopfte es mit Bienenwachs! Wenn ich morgen nicht zurückkehre, so verstopfe es mit Pech! Dann muß ich dort sterben!" Dann verabschiedete sie sich und sagte: „Wenn ich nicht morgen sehr früh zurückkomme, komme ich nachmittags." Dann ging sie weg, und er schaute ihr nach. Sie hüpfte mehrmals auf, verwandelte sich in einen Aasgeier und flog in Kreisen hoch und immer höher. Er schaute ihr nach, bis sie ganz klein wurde und verschwand. Da trat er ins Haus zurück, legte sich in die

Hängematte und dachte viel nach. Er schlief nicht in dieser Nacht, sondern dachte immer nach.
Es wurde Morgen. Als sie wegging, hatte sie zu ihm gesagt: „Gehe morgen sehr früh vor das Haus und erwarte mich! Wenn ich nicht zurückkomme, erwarte mich bis zum Abend!" Er machte sich eine Zigarre im Haus. Dann ging er aus dem Haus und setzte sich hin. Als er mit Rauchen fertig war, ging er ins Haus und legte sich schlafen. Er träumte. Im Traum sagte sie zu ihm: „Ich bin schon auf dem Heimweg mit zwei Schwägern." Er erwachte plötzlich, ging vor das Haus und setzte sich nieder. Er war aufgeregt durch den Traum. Er schaute in die Höhe. Da sah er drei Aasgeier, wie er geträumt hatte, zwei weiße und einen schwarzen. Er wurde froh, als er sie erblickte. Sie kamen, in Kreisen fliegend, herab, bis sie ganz nahe über ihm waren. Sie sagte zu ihm: „Hier sind meine Brüder! Schäme dich meiner nicht! Ich schäme mich deiner auch nicht! Ebenso kannst du mit diesen da verkehren."
Die Schwäger gewannen ihn lieb. Dann sagte sie: „Wir bleiben hier zwei Tage und gehen dann weg zum Himmel." Da forderten ihn die Schwäger auf, einen Hirsch für sie zum Essen zu töten. Er schoß einen Hirsch und brachte ihn heim. Die Schwäger zerlegten den Hirsch, kochten ihn und aßen ihn. Es blieb ein Rest übrig, den sie auf dem Bratrost rösteten.
So blieben sie zwei Tage im Hause des Schwagers. Dieser zeigte ihnen seine Pflanzung, seinen Mais. Als sie kamen, hatten sie ihm ein Federkleid der Königsgeier mitgebracht. Die Frau befahl, ihren Mann damit zu bekleiden. Er zog das Kleid an und verwandelte sich in einen Aasgeier. Die Frau kaute Kumi und blies ihren Mann damit an. Sie sagte: „Jetzt wollen wir weggehen! Habe keine Furcht! Ich komme hinter dir her." Die Schwäger flogen schon in Kreisen über ihm und erwarteten ihn. Sie sagte zu ihm: „Jetzt schlage mit den Flügeln! Wenn du mit den Flügeln schlägst, wirst du die Leiter sehen, die dort festgebunden ist." Als er

mit den Flügeln schlug, wurde er leicht. Er sah die Leiter und stieg auf ihr hinter den Schwägern her. Seine Frau flog hinter ihm her, um ihn aufzufangen, wenn er fiel. Er stieg empor, bis er dem Himmel nahe war. Als er dem Himmel nahe war, sah er den Eingang des Königsgeiers. Seine Frau war dicht hinter ihm, um ihn aufzufangen, wenn er fiel. Sie kamen an den Eingang und traten ein. Das Haus des Königsgeiers war nicht weit vom Eingang des Himmels. Die Schwäger und die Frau gingen voraus. Er blieb zurück. Sie sagten: „Wir wollen unsern Vater rufen, damit er dich sieht!"

Sie kamen in das Haus des Königsgeiers, Kasanapodole, des Vaters der Königsgeier, und sagten zu ihm, daß der Mann dort stehe. Der Alte freute sich und ging mit seinen Söhnen hinaus, um den Mann seiner Tochter zu sehen. Er fand Maichtchaule und sagte zu ihm: „Wir wollen ins Haus gehen!" Er nahm ihn mit in sein Haus. Er nahm ihn sehr gut auf. Es waren viele Leute da. — Wenn sie im Himmel ankommen, ziehen die Königsgeier die Kleider aus und sind dann Leute.

Es vergingen einige Tage. Da sagte seine Frau zu ihm: „Wenn du Hunger hast, so gehe in das Haus der Periquitos! Sie haben Maiskaschiri. Du brauchst nicht zu trinken, was wir hier trinken. Gehe in das Haus des Papagei! Dort bekommst du Maiskaschiri. Gehe in das Haus der gelben Perikitos! Sie haben Maiskaschiri." — Alle Papageien, Perikitos und Araras haben Maiskaschiri. Im Himmel sind sie alle Leute. — Er ging in das Haus der Papageien und trank dort Maiskaschiri und führte ein gutes Leben mit den Papageien, Araras und Perikitos.

Eines Tages sagte der Königsgeier zu seiner Tochter: „Sage deinem Manne, daß er den See Kapöpiakupö in zwei Tagen austrocknet!" Es war ein sehr großer See. Als Maitchaule aus dem Haus der Perikitos zurückkehrte, sagte seine Frau

zu ihm: „Mein Vater hat gesagt, du solltest den See Kapöpiakupö in zwei Tagen austrocknen.“ Wenn er dies nicht fertig brächte, wollte der Königsgeier ihn töten und fressen. Maitchaule sagte zu seiner Frau: „Ich weiß nicht, wie ich diesen See austrocknen soll.“

Dann verstopfte er den Zufluß des Sees und fing an, das Wasser auszuschöpfen, so daß es zum Fluß ablief. Da begegnete ihm die Wasserjungfer. Sie sagte zu ihm: „Was machst du da, Schwager?“ Er antwortete: „Kasanapodole hat mir befohlen, diesen See auszutrocknen. Er hat mich auf die Probe gestellt. Er will mich fressen.“ Da sagte die Wasserjungfer: „Er wird dich nicht fressen! Wir helfen dir! Wir trocknen den See aus!“ Dann begegnete ihm der Vogel Uoimeg. Er fragte ihn: „Was machst du da, Schwager?“ Da antwortete die Wasserjungfer: „Dieser Mann hier ist beauftragt von Kasanapodole.“ Uoimeg fragte: „Wozu?“ Die Wasserjungfer antwortete: „Er soll diesen See austrocknen.“ Uoimeg sagte: „Gut! Ihr könnt ihn abdämmen! Ihr könnt ihm helfen!“ Da sagte die Wasserjungfer: „Wir helfen ihm. Wir schöpfen das Wasser aus.“ Sie sagte zu Uoimeg: „Du gehst auf den Weg und benachrichtigst mich, wenn Leute kommen!“ Uoimeg antwortete: „Gut! Ich gehe auf den Weg und gebe acht. Wenn Leute kommen, rufe ich: ‚uoimeg — uoimeg!‘ Dann versteckt ihr euch!“ Er ging auf den Weg.

Die Wasserjungfern — es waren viele — fingen an, Wasser auszuschöpfen. Sie befahlen Maitchaule, sich niederzusetzen, und sagten zu ihm: „Wenn Uoimeg singt, nimmst du die Kalabasse und schöpfst Wasser aus.“ Die Wasserjungfern schöpften nun in aller Eile Wasser aus. Uoimeg lauerte auf dem Weg, ob Leute kämen. Sie schöpften so viel Wasser aus, daß der See schon anfing trocken zu werden. Da sang Uoimeg auf dem Weg. Alle Wasserjungfern versteckten sich und Maitchaule ergriff die Kalabasse. Da kam seine Frau und sagte: „Mein Vater schickt mich, zu fragen, ob du fertig seist.“ Er antwortete: „Ich bin noch nicht fertig.“ Da

sagte sie: „Wenn du bis morgen nicht fertig bist, kommt mein Vater hierher." Er antwortete: „Ich weiß nicht, ob ich heute fertig werde." Die Wasserjungfern hatten sich alle versteckt. Die Frau ging weg. Da erschienen die Wasserjungfern wieder, und er setzte sich hin. Die Wasserjungfern begannen wieder Wasser auszuschöpfen. Sie schöpften viel Wasser aus, und der See wurde immer trockner. Es fehlte nur noch ein kleines Stück. Da kam die Frau wieder. Die Wasserjungfern versteckten sich wieder alle, und Maitchaule nahm die Kalabasse in die Hand. Die Frau sagte: „Mein Vater schickt mich, zu fragen, ob du fertig seist. Er hat Hunger." Sie sagte: „Ich will hier warten!" Er aber erwiderte: „Nein! Gehe weg! Ich bleibe allein hier. In kurzem bin ich dort!" Als sie weg war, erschienen die Wasserjungfern wieder. Sie schöpften viel Wasser aus, und der See wurde trocken. Da kamen alle Tiere zum Vorschein, die in dem See waren: viele große Wasserschlangen, Alligatoren, Fische, Schildkröten u. a. Dann sagte die Wasserjungfer: „Fertig, Schwager! Jetzt kannst du es deinem Schwiegervater sagen! Wir gehen weg! Gehe hin, deinen Schwiegervater zu rufen." Sie gingen weg.

Maitchaule ging weg mit Uoimeg. Er kam in das Haus. Uoimeg blieb draußen nahe beim Haus. Maitchaule sagte zu seinem Schwiegervater: „Der See ist fertig!" Da freute sich der Alte. Maitchaule sagte: „Es sind dort viele Fische, Wasserschlangen, Alligatoren!" Da schickte Kasanapodole einen seiner Söhne aus, nachzusehen, ob es nicht vielleicht eine Lüge seines Schwiegersohnes sei. Der Sohn des Königsgeiers ging hin nachzusehen und fand sehr viele Fische, Alligatoren, Schlangen, denn der See war sehr groß. Er kehrte zurück und sagte: „Es war keine Lüge, mein Vater. Der See ist trocken. Es sind dort sehr viele Fische, Wasserschlangen, Alligatoren, Schildkröten und andere Tiere." Da sagte der Alte: „Morgen wollen wir alle anderen Leute einladen, um die Fische zu greifen!"

Am anderen Morgen kamen viele Leute, um die Fische zu

fangen. Sie gingen hin. Der Alte blieb zu Hause und sagte zu ihnen: „Verliert nichts! Fangt alles, was im See ist!" Die Leute fingen viele Tiere und brachten Tragkörbe voll nach Hause. Der Alte freute sich über die vielen Fische. Er befahl, Blätter abzuschneiden. Die Leute brachten Blätter und breiteten sie auf dem Boden aus. Dann befahl der Alte, alle Fische aufzuschneiden und auf die Blätter zu legen. Sie zerschnitten alle Tiere und legten sie auf die Blätter. Dann befahl er, sie mit Blättern zuzudecken. Sie aßen viele davon. —

Was tat dann Kasanapodole? Er befahl seinem Schwiegersohn, auf einem Felsen ein Haus zu bauen. Wenn er es nicht fertig brächte, wollte er ihn töten und fressen. Er befahl dies alles in der Absicht, ihn zu töten. Maitchaule ging weg. Kasanapodole hatte ihm ein Grabscheit mitgegeben. Maitchaule kam zum Felsen und stieß mit dem Grabscheit dagegen, konnte aber kein Loch machen. Da begegnete ihm der Regenwurm. Er fragte ihn: „Was machst du da, Schwager?" Maitchaule antwortete: „Kasanapodole hat mich beauftragt, hier auf dem Felsen für ihn ein Haus zu bauen." Der Regenwurm sagte: „Gut! Ich will hier in den Felsen eindringen! Wenn ich eingedrungen bin, setze sofort die Hauspfosten in das Loch!" Sogleich drangen viele Regenwürmer hier und dort in den Felsen ein. Die Hauspfosten lagen fertig da. Der Alte hatte sie schlagen lassen. Maitchaule setzte alle Hauspfosten ein, fügte die Querbalken an und setzte das Dachgerüst darauf.

Als er das Dachgerüst fertig hatte, begegnete ihm der Webervogel. Dieser fragte ihn: „Was machst du da, Schwager?" Er antwortete: „Kasanapodole hat mir befohlen, hier auf diesem Felsen ein Haus für ihn zu bauen. Ich bin dabei, es hier zu bauen." Da sagte der Webervogel: „Gut, Schwager! Ich will dir helfen! Setze dich hierher! Schaue mir nicht nach! Ich klettere in die Höhe." Der Webervogel kletterte in die Höhe. Maitchaule blieb unten sitzen und blickte ihm nicht nach. Der Webervogel deckte das Haus in einem

Augenblick. Dann stieg er herab. Er sagte zu Maitchaule: „Fertig! Jetzt kannst du hinsehen!" Maitchaule schaute aufwärts. Das ganze Haus war gedeckt. Alles war verschlossen. Der Webervogel schickte ihn aus dem Haus und sagte zu ihm: „Setze dich hierher und blicke nicht nach dem Haus!" Maitchaule ging hinaus und setzte sich hin mit abgewendetem Gesicht. Der Webervogel deckte nun alle Wände und machte einen Zugang vorn und hinten. Dann befahl er ihm, sich umzuwenden und sagte: „Fertig! Das Haus ist fertig, Schwager!" Maitchaule sah das ganze Haus gedeckt, mit Wänden und Zugängen. Dann sagte der Webervogel: „Jetzt kannst du zu deinem Schwiegervater gehen und ihm sagen, daß das Haus fertig ist. Ich gehe weg! Erzähle nicht, daß ich das Haus gebaut habe!" Der Webervogel ging weg. Der Regenwurm ging auch weg. Maitchaule ging zum Hause seines Schwiegervaters und sagte ihm, das Haus sei fertig. Der Alte freute sich und ging hin, das Haus zu sehen. Er fand das Haus schön und kehrte nach Hause zurück.

Dann sagte er zu seinem Schwiegersohn: „Jetzt mache mir eine Bank aus Stein mit zwei Köpfen wie mein Kopf!" Maitchaule dachte nach. Dann ging er weg. Der Alte wollte die Bank für sein neues Haus haben. Nahe dem Haus war ein runder Fels. Maitchaule schlug darauf. Es flog auch ein Stück davon ab, aber es reichte zu nichts. Da begegneten ihm die weißen Termiten. Sie fragten ihn: „Was machst du da, Schwager?" Er antwortete: „Ich bin dabei, hier eine Bank zu machen für Kasanapodole. Er befahl, zwei Köpfe daran zu machen, wie sein Kopf." Da befahlen ihm die Termiten, seine Hängematte im Hause anzubinden, und sagten zu ihm: „Schaue nicht auf uns! Wir wollen dir alle helfen! Wir wollen eine Bank machen, aber eine Bank, die geht, wie die Leute!" Maitchaule ging ins Haus, band seine Hängematte an und legte sich hinein. Die Termiten blieben draußen und machten die Bank. Es war morgens, als er ihnen begegnet war. Sie machten die Bank in einem Augenblick. Bis zum Mittag waren sie damit fertig. Dann

riefen sie: „Fertig, Schwager! Die Bank ist fertig!“ Da ging er hinaus, und die Termiten sagten zu ihm: „Erschrick nicht, Schwager! Wir wollen die Bank in das Haus gehen lassen!“ Dann sagten sie zur Bank: „Gehe ins Haus!“ Die Bank hatte zwei Köpfe wie Kasanapodole. Die Bank ging dahin, wie eine Schildkröte geht. Maitchaule erschrak. Die Termiten sagten zu ihm: „Erschrick nicht! Sie frißt niemand!“ Die Bank ging ins Haus. Dann sagten sie zu Maitchaule: „Fürchte dich nicht! Wenn du zur Bank sagst: ‚Gehe dahin! Wechsele deinen Platz, meine Bank!‘ dann geht sie. Wenn du zu ihr sagst: ‚Bleibe stehen, meine Bank!‘ dann bleibt sie stehen.“ Dann befahlen sie ihm, der Bank zu sagen, sie solle gehen. Da befahl er der Bank zu gehen: „Ich will, daß du hinausgehst, meine Bank! Bleibe gegenüber dem Eingang stehen!“ Die Bank ging hinaus und blieb gegenüber dem Eingang des Hauses stehen. Dann sagten die Termiten: „Jetzt kannst du zu deinem Schwiegervater sagen, die Bank sei fertig. Erzähle ihm aber nichts von uns! Wir gehen weg!“ Die Termiten gingen weg. Er ging zum Hause seines Schwiegervaters. Kasanapodole gab ihm Kaschiri zu trinken. Es waren alle die verfaulten Tiere aus dem See, Fische, Alligatoren, Schlangen, die voll Würmer waren. Das ist das Payua für die Königsgeier. Er trank nichts davon, sondern gab alles seiner Frau. Diese trank das Payua. Er trank Maiskaschiri im Hause der Perikitos, Papageien und Araras. Er trank auch Maniokkaschiri im Hause der Enten. Diese hatten Maniokpflanzungen. Maitchaule verbarg heimlich ein Maiskorn in seinem Mund und nahm es mit, als er wieder hinunter auf die Erde ging. In jener Zeit hatten die Leute auf Erden noch keinen Mais.
An diesem Tag, als er seinem Schwiegervater gemeldet hatte, die Bank sei fertig, sagte er zu ihm: „Erschrick nicht vor der Bank!“ Kasanapodole sagte zu Maitchaule: „Komm mit mir!“ Er lud auch seine Söhne ein, mitzugehen und die Bank zu sehen. Sie gingen zu dem neuen Haus. — Als die Bank fertig war, hatte Maitchaule die Wespen daran-

gesetzt und zu ihnen gesagt: „Wenn Kasanapodole sich auf die Bank setzt, stecht ihn!“ — Maitchaule forderte nun seinen Schwiegervater auf, sich auf die Bank zu setzen, und sagte zu ihm: „Erschrick nicht!“ Dann sagte er zur Bank: „Gehe ins Haus!“ Als sich Kasanapodole auf die Bank setzte, wurde er von den Wespen zerstochen, und die Bank lief mit ihm weg. Da erschrak der Alte so, daß er aufsprang und weglief, ganz zerstochen von den Wespen. Er stieß mit dem Kopf wider einen Baum und fiel zu Boden. Auch seine Söhne liefen alle weg. Der Alte wälzte sich, ganz wirr im Kopf, auf dem Boden umher und konnte nicht gehen. Da befahl Maitchaule der Bank, sie solle nahe zu dem Alten hingehen. Als die Bank ankam, stieß sie der Alte zurück. Aber die Bank kam immer wieder hinter ihm her. Maitchaule befahl der Bank, immer hinter dem Alten herzulaufen. Er sagte zu ihr: „Wenn der Alte nach seinem Haus geht, kommst du hinter ihm her und bleibst am Eingang stehen!“ Der Alte lief wie verrückt nach seinem Haus; die Bank immer hinter ihm her. Der Alte lief in sein Haus und verschloß die Tür hinter sich. Die Bank blieb am Eingang stehen.

Dann dachte Maitchaule nach, wie er wieder auf die Erde hinunterkommen könnte. Da begegnete ihm der Vogel Murumuruta, die Nachtigall. Sie fragte ihn: „Was machst du da, Schwager?“ Maitchaule antwortete: „Ich denke nach, wie ich nach unten zurückkehren kann.“ Da sagte Murumuruta: „Warte, ich hole Kumi!“ Sie ging weg, um Kumi zu holen. Maitchaule blieb zurück. In kurzem kam Murumuruta wieder mit Kumi. Sie sagte zu Maitchaule: „Bücke dich! Ich will dich mit Kumi anblasen!“ Sie kaute Kumi und blies ihn damit an. Maitchaule wurde sehr leicht. Dann befahl ihm Murumuruta, ihr Kleid anzuziehen. Maitchaule zog das Kleid an. Dann sagte der Vogel: „Jetzt schlage mit den Flügeln!“ Da flog Maitchaule. Sie flogen weg. Sie kamen zum Eingang des Himmels. Da sagte der Vogel: „Jetzt bücke dich!“ Maitchaule bückte sich und flog durch

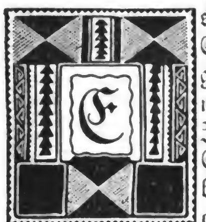
den Eingang des Himmels. Sie flogen weg, abwärts. Murumuruta wußte, wo Maitchaules Verwandten waren. Sie führte Maitchaule zum Hause seiner Verwandten. Nahe dem Haus war ein Bach, wo der Hafen war. Der Vogel ließ ihn am Hafen und sagte zu ihm: „Jetzt gehe hin nach dem Hause deiner Verwandten! Ich gehe weg!“ Murumuruta ging weg.

Maitchaule kam in das Haus seiner Verwandten. Sie erkannten ihn und fragten ihn: „Wo kommst du her? Wo bist du gewesen?“ Er antwortete: „Ich war im Himmel im Hause des Königsgeiers.“ Er erzählte, er habe eine Tochter des Königsgeiers gefangen und sei von ihr zum Himmel getragen worden. Kasanapodole habe ihn fressen wollen. Deshalb sei er weggegangen. Murumuruta habe ihn hergebracht.

Er blieb hier bei seinen Verwandten. Sie hatten eine neue Pflanzung. Da pflanzte er das Maiskorn, das er mitgebracht hatte. Daraus entstand Mais mit zwei Kolben. Da wollten die Verwandten den Mais essen. Er aber sagte: „Nein! Laßt ihn als Samen, um viel zu pflanzen!“ Der Mais wurde trocken. Dann schlugen sie eine andere Rodung und brannten sie. Dort pflanzten sie Mais. Die anderen Verwandten erfuhren es, daß er Mais hatte. Sie kamen und erbaten von ihm Mais. Er gab ihnen aber nicht gleich einen Kolben, sondern nur ein Korn. Er verkaufte es ihnen für eine Hängematte. Er sagte zu ihnen: „Ich habe nur ein Korn vom Himmel gebracht und es dort bezahlt. Hier unten hättet ihr niemals Mais gefunden. Ich habe ihn vom Himmel holen müssen.“ Dann verbreitete sich der Mais. Die Leute pflanzten viel Mais, und er blieb alle für uns. Es ist der Mais, den wir heute haben.

Maitchaule setzte auch die Wespen neben die Webervögel. Seit dieser Zeit sind die Webervögel immer vereinigt mit den Wespen. Die Webervögel machen Nester bei dem Haus der Wespen. Sie sind Freunde bis auf den heutigen Tag. — Das ist das Ende der Geschichte.

39. Eteto



Es war einmal ein Jüngling namens Eteto. Er war verheiratet und hatte einen Schwager. Dieser sagte zu ihm, er töte gar nichts, obgleich er jeden Tag auf die Jagd ginge.

Eines Tages fand Eteto eine kleine Kürbisflasche. Sie gehörte Salo, der Fischotter, die sie zur Hälfte mit Wasser füllte und am Ufer ausschüttete. Dann kamen viele Fische aus der Kürbisflasche. Salo hatte die Kürbisflasche am Ufer ausgeschüttet und war den Fischen, die herauskamen, nachgelaufen, um sie mit einem Stock totzuschlagen. Salo gab nicht acht auf die Kürbisflasche. Da kam Eteto, der alles gesehen hatte, ergriff die Kürbisflasche und lief davon. Salo tötete derweil Fische und merkte nichts davon.

Eteto kam ganz oben an einen Bach, an einen Ort, den er kannte, und füllte die Kürbisflasche zur Hälfte. Dann schüttete er sie am Ufer des Baches aus. Da kamen viele Fische heraus, Fische jeder Art. Er tötete viele Fische. Er hielt die Kürbisflasche in der Achselhöhle, damit er sie nicht verlor. Dann verbarg er die Kürbisflasche in dem Loch eines Baumstammes und ging mit den Fischen nach Hause. Niemals hatte er Fische heimgebracht. Sein Schwager, seine Frau, sein Schwiegervater, alle wurden mißtrauisch wegen dieser Fische. Sie aßen die Fische.

Eteto brachte nun alle Tage Fische heim. Eines Tages ging er nach Sonnenaufgang weg. Sein Schwager ging seinen Spuren nach. Er fand Eteto, als er Fische fing und die Kürbisflasche in der Achselhöhle hielt. Er fragte ihn: „Hier tötest du also jeden Tag Fische, Schwager?" Eteto antwortete: „Ja, hier." Dann sagte er: „Töte Fische, Schwager! Ich gehe derweil in den Wald." Er ging in den Wald und verbarg die Kürbisflasche. Der Schwager tötete Fische, aber er sah, daß Eteto die Kürbisflasche verbarg. Eteto hatte

sie in dem Loche eines Baumstammes versteckt und kam nun zurück. Er befahl seinem Schwager: „Ziehe die Fische auf eine Liane; wir wollen nach Hause gehen!“ Der Schwager antwortete: „Du kannst die Fische nach Hause tragen. Ich gehe noch ein bißchen in den Wald jagen.“
Eteto ging nach Hause. Was machte nun der Schwager? Er ging ein Stück den Bach entlang und wartete dort, ob Eteto auch wirklich nach Hause ging. Dann ging er seinen Spuren nach, suchte die Kürbisflasche und fand sie im Loche des Baumstammes. Er nahm sie und ging an das Ufer des Flusses. Dort füllte er sie mit ein wenig Wasser. Dann schüttete er es am Ufer des Flusses aus und ließ die Flasche liegen. Als er den Fischen nachlief, um sie zu fangen, rollte



die Kürbisflasche das Ufer hinab und fiel in das Wasser. Der Pirandira-Fisch ergriff sie und verschluckte sie. Die Kürbisflasche blieb in den Eingeweiden der Fische und wurde in die Blase verwandelt.
Der Schwager fing viele Fische. Dann suchte er die Kürbisflasche, fand sie aber nicht mehr. Er ging nach Hause mit den Fischen. Als er in das Haus kam, sagte er es sofort Eteto, er habe seine Kürbisflasche verloren. Da zankte Eteto mit ihm und sagte, er habe die Kürbisflasche nicht zu nehmen brauchen, da er jeden Tag durch sie Fische zu essen gehabt habe. Dann ging Eteto aus, die Kürbisflasche zu suchen. Er suchte und suchte. Dann wußte er es, daß die Fische sie verschluckt hatten.
Er ging flußabwärts und fand Palua, die Fischotter, mit einem Ruder. Palua sperrte den Fluß ab. Er steckte das Ruder am Ufer in das Wasser. Da wurde der Fluß abwärts ganz trocken. Als Palua flußabwärts gegangen war, um

Fische zu fangen, und das Ruder hatte stecken lassen, kam Eteto hinter ihm her und riß das Ruder an sich. Da kam das Wasser mit aller Kraft und riß Palua mit sich. Eteto lief mit dem Ruder flußaufwärts davon. Er kam an einen Bach, in dem Fische waren, und steckte das Ruder in das Wasser, wie es Palua getan hatte. Da trocknete der Bach aus, und er fing viele Fische. Er verwahrte das Ruder in dem Loche eines Baumstammes und ging nach Hause. Der Schwager dachte, Eteto habe die Kürbisflasche wiedergefunden. Dann brachte Eteto jeden Tag Fische.

Eines Tages ging der Schwager hinter ihm her. Er sah, wie Eteto es mit dem Ruder machte, blieb aber von ihm unbemerkt. Eteto fing viele Fische. Dann versteckte er das Ruder wieder in dem Loche des Baumes und ging mit den Fischen nach Hause. Als er weg war, kam der Schwager hervor und holte das Ruder. Er ging an das Ufer des Flusses und steckte das Ruder in das Wasser. Dann fing er viele Fische. Das Wasser staute sich so sehr, daß das Ruder es nicht mehr aufhalten konnte. Da riß das Wasser das Ruder mit sich, und der Krebs verschluckte es. Das Ruder blieb in seinen Armen bis auf den heutigen Tag.

Der Schwager kehrte mit den Fischen nach Hause zurück und sagte zu Eteto, er habe sein Ruder verloren. Eteto stritt mit ihm, weil alle seine Sachen durch ihn verloren würden. Dann ging er aus, das Ruder zu suchen. Er ging am Ufer des Flusses hinter dem Ruder her und fand Yalima, der mit einem Pfeil ohne Ziel in die Luft schoß. Da fielen alle jagdbaren Vögel herunter. Eteto gab acht, wo der Pfeil hinfiel. Der Pfeil fiel weit. Während Yalima die Vögel aufsammelte, die auf dem Weg des Pfeiles niederfielen, lief Eteto dem Pfeil nach, nahm ihn auf und lief mit ihm davon. Yalima blieb da. Eteto kam nahe an sein Haus und erprobte den Pfeil. Da fielen viele jagdbare Vögel herab. Er lief sofort dem Pfeil nach und nahm ihn zuerst an sich. Dann sammelte er die Vögel. Er versteckte den Pfeil in dem Loche eines Baumstammes und ging nach Hause.

Der Schwager mißtraute ihm. Er dachte, Eteto habe wieder ein Zaubergerät gefunden. Dieser brachte jeden Tag Vögel heim, alle Vögel der Jagd. Er ging sehr früh in der Morgendämmerung weg, damit der Schwager es nicht wisse. Eines Tages ging der Schwager hinter ihm her. Er ging seinen Spuren nach und fand Eteto, wie er auf einem Baumstamm saß und den Morgen erwartete. Der Schwager wollte wissen, was Eteto machte. Er versteckte sich hinter einem Baumstamm und wartete, was Eteto machen würde. Dieser ging auf den Baumstamm los, wo der Pfeil versteckt war, und zog den Pfeil heraus. Der Schwager sah es. Eteto schoß. Da fielen viele Vögel herab. Eteto ging sofort, den Pfeil zu holen. Dann sammelte er die Vögel auf und verbarg den Pfeil im Loche des Baumstammes. Der Schwager sah es. Eteto ging mit den Vögeln nach Hause. Der Schwager blieb versteckt. Als Eteto weg war, ging der Schwager hin und zog den Pfeil heraus. Dann schoß er damit in die Luft und tötete viele Vögel. Der Pfeil fiel nieder. Er ging hin und sammelte die Vögel auf und kümmerte sich nicht um den Pfeil. Yalima nahm den Pfeil weg. Dann ging der Schwager dem Pfeil nach, fand ihn aber nicht mehr. Yalima hatte ihn mitgenommen.

Der Schwager ging mit den Vögeln nach Hause. Er sagte zu Eteto, er habe seinen Pfeil verloren. Da zankte Eteto mit ihm und sagte zu ihm: „Du hattest gut zu essen durch diesen Pfeil!" Dann ging Eteto aus, den Pfeil zu suchen. Er fand Kaikang, das große Gürteltier, am Eingang seines Loches sitzend. Kaikang hatte eine Kürbisrassel in der Hand und sang: „Der Jagdtiere Rassel schüttele ich!" Er schüttelte die Rassel. Da kamen alle Jagdtiere, Tapire, Wildschweine, Hirsche und andere. Wenn Kaikang gerasselt hatte, verschwand er in dem Loch. Die Tiere liefen vorüber. Eteto hatte sich versteckt und sah zu. Als Kaikang wieder an den Eingang des Loches kam und von neuem sang, stieß ihn Eteto mit dem Blasrohr wider

den Hintern. Da ließ Kaikang die Rassel fallen und schlüpfte ins Loch. Eteto ergriff die Rassel und lief davon. Er ging weit weg, stieg auf einen Baum und fing an zu singen, wie Kaikang gesungen hatte. Dann schüttelte er die Rassel. Da kamen viele Jagdtiere, Tapire, Wildschweine, Hirsche und andere Tiere. Er schoß mit dem Blasrohr zwei Schweine und ging nach Hause.

Als er mit den Schweinen kam, mißtraute der Schwager wieder. Er dachte, Eteto habe wiederum ein Zaubergerät gefunden. Dann brachte Eteto jeden Tag Schweine heim. Als er eines Tages wegging, ging ihm der Schwager nach. Er hörte den Lärm der Schweine, die Eteto mit seiner Rassel herbeigerufen hatte. Die Schweine, die er mit dem Blasrohr geschossen hatte, schrien laut. Der Schwager horchte. Eteto war mit den Schweinen auf dem Rücken nach Hause gegangen. Der Schwager ging dem Geschrei der Schweine nach und fand Spuren und Blut. Er fand auch die Spuren von Eteto und fand die Rassel, die Eteto in dem Loche eines Baumstammes verborgen hatte. Er erstieg einen Baum und sang den Gesang, den Eteto zu Hause in der Hängematte zum Zeitvertreib gesungen hatte. Dann schüttelte er die Rassel. Da kamen viele Schweine. Er legte die Rassel auf den Baum. Als er nach den Schweinen schoß, stieß er wider die Rassel. Da fiel die Rassel auf den Boden, und die Schweine nahmen sie mit. Er tötete ein Schwein und ging damit nach Hause. Dort sagte er zu Eteto, er habe die Rassel verloren. Da zankte Eteto mit ihm und sagte: „Jetzt ißt du nichts mehr! Jetzt leidest du Hunger!"

Eteto wußte, daß er jetzt nichts mehr finden würde. Er ging fischen. Er dachte viel nach und fing gar keine Fische. Dann kehrte er nach Hause zurück. Dort machte er einen Angelhaken aus einem Stückchen Eisen. Er sagte zum Angelhaken: „Wenn mein Schwager dich erproben will, dann dringe in seine Hand ein!" Dann bog er den Angelhaken um. Da kam der Schwager. Er faßte alle Sachen an, die Eteto

hatte. Er fragte Eteto: „Ist deine Angel gut, Schwager?“ Eteto antwortete: „Ich weiß nicht, ob sie gut ist.“ Da sagte der Schwager: „Laß mich sehen!“ Eteto gab sie ihm. Der Schwager probierte die Angel an der Handfläche. Da drang die Angel ein. Der Schwager schrie laut. Die Angel zog ihn in die Höhe über die Tür des Hauses und fraß ihn auf. Sie ging ihm durch den Arm, kam an der Schulter heraus, drang an der einen Seite der Brust wieder ein, kam auf der anderen Seite heraus, drang in den anderen Arm ein, kam an der Hand wieder heraus, ging ihm durch die Beine und durch den ganzen Körper und machte ihn voll Wunden. Der Schwager verfaulte und starb. Die Angel verwandelte sich in ein Geschwür.

Da sagte die Mutter des Schwagers zu seinem Schatten: „Wenn Eteto fischen geht und auf dem Weg Hunger hat, dann verwandele dich in einen Baum voll Früchte! Verwandele dich in gekochtes Hirschfleisch!“ Sie wollte Eteto töten.

Eines Tages ging Eteto fischen. Er fischte im Fluß und fing nichts. Er ging morgens weg und kam gegen Abend heim. Da fand er einen Acaju-Baum mit Früchten. Er ging vorüber, denn er wußte, daß es der Schwager war. Dann fand er Mais. Er ging vorüber. Dann fand er eine Kürbisflasche voll Kaschiri. Er hatte großen Hunger. Er zerschlug die Kürbisflasche. Er ging weiter und fand gekochtes Hirschfleisch mit Maniokfladen. Da sagte er: „Dieses gekochte Hirschfleisch, sagte meine Schwiegermutter, sei für mich zum Essen, aber ich esse es nicht!“ Er warf den Topf um, daß er zerbrach. Dann ging er weiter und fand einen Bananenbaum voll reifer Früchte. Er hatte großen Hunger, denn er hatte seit frühem Morgen nichts gegessen. Er sagte: „Überall ißt man diese Bananen! Ich werde sie sofort essen!“ Er aß von den Bananen. Je mehr er davon aß, desto mehr Lust bekam er zu essen. Er aß alle Bananen. Dann verschluckte er seinen Bogen und seine Pfeile und verwandelte sich in Wöwöpodole, den Vater des Vielfraßes.

phot. Koch-Grünberg



Totentanz der Kobéua / Nordwestbrasilien

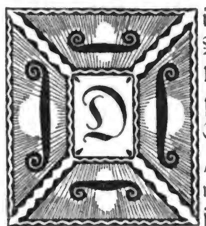
Es wurde Nacht, und er ging immer den Weg weiter. Er kam in die Nähe seines Hauses, setzte sich auf einen Stein und schrie: „Bring Feuer! Ich finde den Weg nicht mehr! Beleuchte den Weg!" Da kam seine Frau mit einem Feuerbrand. Er verschluckte den Feuerbrand. Dann verschluckte er die Frau. Darauf sagte er: „Ach, ich habe meine Frau verschluckt!" Dann schrie er von neuem. Da kam seine Schwiegermutter mit einem Feuerbrand. Er verschluckte den Feuerbrand. Dann verschluckte er die Schwiegermutter. Dann schrie er von neuem: „Bring anderes Feuer! Das Feuer ist erloschen!" Da kamen drei Männer. Einer brachte einen Feuerbrand. Die beiden anderen blieben ein wenig zurück, um zu sehen, was da wäre. Er sprach vom Felsen herab, als wenn die Leute, die er verschluckt hatte, noch um ihn ständen: „Sofort, als du mir das Feuer brachtest, ist es erloschen!" Da kam der Mann mit dem Feuerbrand. Wöwö verschluckte das Feuer. Dann verschluckte er den Mann. Die beiden anderen lauschten. Da sagte Wöwö: „Jetzt habe ich meinen Schwager verschluckt!" Da sagten die anderen: „Ach, er ist in ein Gespenst verwandelt!" und kehrten ins Haus zurück. Sie verschlossen die Tür und verrammelten sie ganz mit Baumrinde. Wöwö schrie fortwährend laut: „Bring Feuer!" Um Mitternacht hörte er auf zu schreien. Er sah, daß niemand mehr kam, und ging zum Eingang des Hauses und setzte sich dort nieder.

Als der Morgen kam, saß er noch immer vor dem Eingang. Die Leute sagten: „Er ist weg!" Wöwö lauerte draußen. Da öffneten die Leute die Tür. Als ein Mann herauskam, setzte sich ihm Wöwö auf die Schulter. Der Mann sah ihn nicht. Er hörte ihn nur sprechen. Da litt der Mann großen Hunger, denn Wöwö ließ ihn nicht essen. Er verschluckte alles, was der Mann essen wollte.

Eines Tages nahm der Mann die Angelrute und ging fischen. Er angelte Fische. Die Fische fielen nahe bei ihm nieder. Wöwö kam von seiner Schulter herab und verschluckte die Fische sofort. Was tat nun der Mann? Als wieder ein

Fisch an seine Angel biß, riß er ihn mit aller Kraft aus dem Wasser, so daß er von der Angel ab weit weg flog. Wöwö sprang von seiner Schulter und lief dem Fisch nach. Der Mann lief sofort nach der anderen Seite weg den Bach entlang. Wöwö kehrte zurück und fand den Mann nicht mehr. Er lief seinen Spuren nach. Der Mann lief auf dem Weg eines Tapirs. Wöwö war dicht hinter ihm, um ihn zu fassen. Da begegnete der Mann dem Tapir, und der Tapir lief weg. Der Mann verließ sofort den Weg des Tapirs und blieb zur Seite stehen. Wöwö hörte den Lärm, den der Tapir machte, und lief hinter diesem her, weil er glaubte, es sei der Mann. Er faßte den Tapir an der Schulter und setzte sich darauf. Er ließ ihn nicht mehr fressen. Wenn der Tapir Früchte essen wollte, verschluckte sie Wöwö. Der Tapir starb Hungers. Wöwö blieb bei dem toten Tapir und wartete, wer kommen würde. Der Tapir verweste und stank. Da kamen die Aasgeier. Wöwö sah zu. Des Nachts kam der Königsgeier, der Vater der Aasgeier. Wöwö faßte ihn an der Schulter und setzte sich darauf. Da wurde der Königsgeier sehr froh und sagte: „Ah, Gefährte meines Kopfes!" Er freute sich sehr über ihn und dachte nicht mehr daran, den Tapir zu essen. Er flog mit Eteto zum Himmel.
Seit dieser Zeit hat der Königsgeier zwei Köpfe. Eteto ist sein linker Kopf. Vorher hatte er nur einen Kopf.

40. Das Augenspiel



Die Krabbe schickte ihre Augen nach dem Meeressee. Sie sagte: „Geht an das Ufer des Meeressees, meine Augen, fort-fort-fort-fort!“ Die Augen gingen weg. Sie blieb ohne Augen. Dann sagte sie: „Ah, sie sind weg, meine Augen! Jetzt werde ich meine Augen rufen!“ Dann sagte sie: „Kommt vom Ufer des Meeressees, meine Augen, kommt-kommt-kommt-kommt!“ Da kamen ihre Augen zurück.

Während ihre Augen zurückkamen, lauerte ein Jaguar. Da sagte die Krabbe: „Ah, da kommen meine Augen!“ Dann sagte sie: „Jetzt schicke ich meine Augen wieder weg!“ Als sie dies sagte, sprang der Jaguar hinter sie und erschreckte sie: „e—!“ Er fragte sie: „Was sagst du da, Schwager?“ Die Krabbe antwortete: „Ich schicke meine Augen nach dem Meeressee.“ Der Jaguar sagte: „Wie ist das, Schwager? Ich will es sehen!“ Da sagte die Krabbe: „Aimala-podole, der Vater des Trahira-Fisches, kommt schon meinen Augen nahe, um sie zu verschlucken!“ Da sagte der Jaguar: „Nein, ich will es sehen! Schicke deine Augen!“ Die Krabbe sagte: „Gut, ich werde sie schicken!“ Dann sagte er: „Geht an das Ufer des Meeressees, meine Augen, fort-fort-fort-fort!“ Da gingen ihre Augen weg, und es blieben nur die Löcher. Dann sagte die Krabbe: „Hast du es gesehen, Schwager?“ Da erwiderte der Jaguar: „Rufe deine Augen, Schwager!“ Die Krabbe sagte: „Kommt vom Ufer des Meeressees, meine Augen, kommt-kommt-kommt-kommt!“ Da kamen ihre Augen. Da sagte der Jaguar: „Schicke meine Augen, Schwager!“ Die Krabbe antwortete: „Nein! Trahiravater ist schon nahe!“ Der Jaguar sagte: „Doch! Ich will, daß du sie schickst!“ Da antwortete die Krabbe: „Gut! Bleibe ruhig!“ Dann sagte sie: „Geht an das Ufer des Meeressees, Augen meines Schwagers, fort-fort-fort-fort!“ Da gingen die Augen

des Jaguars weg, und er wurde blind. Da sagte der Jaguar: „Rufe meine Augen, Schwager!" Er bekam gleich Angst. Die Krabbe sagte: „Kommt vom Ufer des Meeressees, Augen meines Schwagers, kommt-kommt-kommt-kommt!" Da kamen die Augen des Jaguars zurück. Da sagte der Jaguar: „Das hast du gut gemacht, Schwager! Schicke sie noch einmal weg!" Die Krabbe antwortete: „Nein, Trahiravater ist schon ganz nahe!" Der Jaguar sagte: „Doch! Schicke meine Augen noch einmal, nur noch einmal!" Da sagte die Krabbe: „Geht an das Ufer des Meeressees, Augen meines Schwagers, fort-fort-fort-fort!" Da gingen die Augen des Jaguars weg. Trahiravater faßte die Augen und verschluckte sie. Der Jaguar blieb blind und sagte: „Rufe meine Augen, Schwager!" Die Krabbe rief die Augen des Jaguars: „Kommt vom Ufer des Meeressees, Augen meines Schwagers, kommt-kommt-kommt-kommt!" Aber die Augen kamen nicht. Trahiravater hatte sie verschluckt. Da sagte die Krabbe zum Jaguar: „Hast du es gesehen, Schwager? Trahiravater hat sie schon verschluckt!" Da wurde der Jaguar ärgerlich, weil seine Augen nicht kamen. Er sagte zur Krabbe: „Jetzt fresse ich dich!" Als sich der Jaguar erhob, um die Krabbe zu fassen, sprang diese ins Wasser und verbarg sich unter dem Fuße eines Bacaba-Blattes, das dort lag. Der Jaguar suchte sie. Er faßte Holz, indem er glaubte, es wäre die Krabbe. Der Fuß des Bacabablattes blieb ihr auf dem Rücken haften bis auf den heutigen Tag. Die Krabbe ging weg und verwandelte sich in die Krabbe, wie sie jetzt ist.

Der Jaguar ging ohne Ziel durch den Wald, ohne Augen, ohne zu wissen, wo er ging. Er setzte sich mitten im Walde nieder. Da begegnete ihm der Königsgeier und fragte ihn: „Was machst du da, Schwager?" Der Jaguar antwortete: „Ich mache nichts! Die Krabbe hat meine Augen weggeschickt nach dem Meeressee. Trahiravater hat sie verschluckt!" Er bat den Königsgeier, ihm andere Augen einzusetzen. Dieser sagte: „Gut! Bleibe hier! Ich gehe, Milch des Jatahy-Baumes holen!" Der Königsgeier ging weg. Er blieb lange

aus. Dann kam er. Er befahl dem Jaguar, sich hinzulegen. Dann zündete er die Milch an und sagte: „Sage nicht: ‚ai‘! Bleibe ruhig! Halte alle Hitze aus!“ Er schüttete die Milch in das rechte Augenloch. Der Jaguar hielt alle Hitze aus und sagte nicht: „ai“. Der Königsgeier füllte das rechte Augenloch aus. Dann füllte er das linke Augenloch aus. Dann suchte er einen kleinen Ast und zog Milch von dem Baume Kaikusäschimpipö, um die Augen des Jaguars zu waschen. Dann wusch er die Augen mit dieser Milch. Da bekam der Jaguar schöne, klare Augen. Dann sagte der Königsgeier: „Jetzt töte mir einen Tapir zur Mahlzeit als Tausch für die Augen!“ Der Jaguar tötete einen Tapir als Tausch für die Augen. Er sagte zum Königsgeier, er habe einen Tapir getötet. Da sagte der Königsgeier: „Immer gib mir jetzt zu essen! Wenn du einen Hirsch oder Tapir tötest, gib uns davon zu essen!“

So blieb es bis auf den heutigen Tag. Der Jaguar tötet Wild, damit der Königsgeier zu essen hat.

Der Jaguar ging weg mit klaren Augen.

41. Maiuag und Korotoiko



n alter Zeit war Maiuag verheiratet mit einer Schwester der Frau von Korotoiko. Was machte nun Korotoiko? Er ging des Morgens sehr früh weg und schlug mit der Axt einen einzigen Baum nieder. Dann setzte er sich auf den Stumpf und fing an zu schlafen. Erst nachmittags kam er wieder nach Hause zurück. Maiuag ging des Morgens sehr früh weg und kehrte schon um Mittag wieder nach Hause zurück. Die Schwiegermutter sagte zu ihrer Tochter, der Frau von Maiuag: „Mein Schwiegersohn Korotoiko arbeitet mehr als Maiuag! Laß deinen Mann laufen! Er taugt nichts! Korotoiko arbeitet mehr als dein Mann. Deshalb habe ich ihn lieber.“ Da sagte die Frau

von Maiuag: „Du hast niemals die Pflanzung meines Mannes gesehen. Wenn du willst, wollen wir die Pflanzung deines Schwiegersohnes Korotoiko besichtigen!“
Die Alte gab Korotoiko bessere Nahrung als Maiuag, und Korotoiko verlebte gute Tage. Maiuag ging morgens weg, schlug sein Waldmesser in einen Strauch und setzte sich hin. Das Waldmesser arbeitete allein weiter, schlug viel Unterholz nieder und kehrte dann zu Maiuag zurück. So machte Maiuag in zwei Tagen eine große Rodung. Am anderen Tag ging Maiuag wieder zu seiner Pflanzung, um die Bäume niederzuhauen. Er schlug seine Axt in einen Baum und setzte sich hin. Die Axt schlug allein weiter. Sie schlug alle Bäume um in einem Tag, eine große Rodung, und kehrte dann zu Maiuag zurück. Korotoiko brauchte zwanzig Tage, um eine ganz kleine Rodung zu schlagen. Zehn Tage brauchte er, um das Unterholz abzuhauen, zehn Tage, um die Bäume niederzuschlagen. Dann warteten beide, bis das Holz trocken war, um zu brennen. Maiuag wartete fünf Tage. Korotoiko wartete nur zwei Tage. Darauf brannten sie. Das Holz, das Korotoiko geschlagen hatte, war noch ganz grün. Nur die Blätter brannten! — Maiuag brannte seine Rodung, die gut trocken war. Am anderen Tag reinigte Maiuag seine Rodung. Er schlug seine Axt in einen halbverbrannten Baumstamm und setzte sich dann hin. Die Axt schlug allein weiter alle Baumstämme klein und schaffte das ganze Holz an den Rand der Rodung. In zwei Tagen war die ganze Rodung gereinigt. Korotoiko hatte nur ein ganz kleines Stück gereinigt. Er setzte sich auf einen Baumstamm und fing an zu schlafen. Am anderen Tag ging Maiuag mit dem Grabscheit zu seiner Rodung, um zu pflanzen. Er stieß das Grabscheit in die Erde und setzte sich hin. Das Grabscheit arbeitete allein weiter. Es ging aus seiner Hand und grub Löcher in den Boden und kehrte um Mittag zu Maiuag zurück. Maiuag hatte Maniok-Stecklinge mitgebracht. Er schlug sein Messer in einen Steckling. Das Messer arbeitete allein weiter und schnitt einen ganzen Haufen Stecklinge. Alle seine Werk-

zeuge arbeiteten. Dann stieß er einen Steckling in ein Loch. Der Steckling ging aus seiner Hand, und alle Stecklinge pflanzten sich selbst.
Maiuag kehrte gegen Abend nach Hause zurück. Seine Frau fragte ihn: „Was hast du bis jetzt gemacht?" Maiuag antwortete: „Nichts! Ich war mißmutig!" Da erwiderte seine Frau: „Niemals habe ich etwas gesagt, was dich mißmutig machen könnte!" Darauf sagte Maiuag: „Eines Tages werde ich mich davonmachen!" Dann ging Maiuag wieder frühmorgens zu seiner Rodung, um fertig zu pflanzen, und nahm seine Frau mit, daß sie die Pflanzung sähe. Niemals hatte er vorher seine Frau mitgenommen. Er stieß sein Grabscheit in den Boden. Das Grabscheit ging aus seiner Hand und arbeitete allein weiter. Die Frau sah es. Um Mittag kam das Grabscheit zu ihm zurück. Dann schlug er sein Messer in einen Steckling, und das Messer arbeitete weiter und schnitt alle Stecklinge. Darauf steckte er einen Steckling in den Boden, und die Stecklinge gingen alle dahin und pflanzten sich selbst. Am Abend war die Pflanzung fertig. Dann kehrte Maiuag mit seiner Frau nach Hause zurück.
Korotoiko aber schlief den ganzen Tag in seiner kleinen Pflanzung und duldete nicht, daß seine Frau mit ihm ging. Er war eifersüchtig auf Maiuag. Als er feine Tapiokafladen aß, die ihm seine Schwiegermutter vorgesetzt hatte, sagte er: „Ich möchte Maniokfladen aus der Pflanzung von Maiuag essen!" Er hatte gar keine Zuneigung zu Maiuag und wollte ihn verspotten, da er glaubte, Maiuag habe nichts in seiner Pflanzung.
So verging ein Monat. Korotoiko arbeitete noch immer in seiner Rodung. Maiuag hatte schon Mais aus seiner Pflanzung. Da sagte die Schwiegermutter: „Ich will die Pflanzung von Maiuag sehen!" Sie ging hin mit ihrer Tochter, der Frau von Maiuag. Da sagte Maiuag: „Verirrt euch nicht in der Pflanzung!" Als sie dorthin kamen, sagte die Alte: „Alle Wetter!" Sie erstaunte über die Pflanzung.

Die Alte ging mitten in die Pflanzung hinein und rief: „he!" Die Tochter blieb da und antwortete: „he!" Die Alte ging und ging und ging weit in die Pflanzung hinein. Sie rief immer: „he—! he—! he—!" Da veränderte sich allmählich ihr Ruf, und sie verwandelte sich in die Taube Weludschi. Die Tochter rief: „Mama! Mama!", aber die Mutter antwortete nicht mehr. Da verwandelte sich die Tochter in eine kleine, braune Taube.

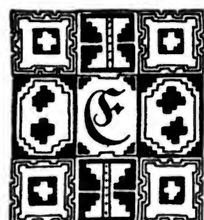
Was tat nun Korotoiko? Er ging über den Fluß und tötete einen Hirsch. Korotoiko hatte zwei Schwäger, die mit seinen Schwestern verheiratet waren. Er fing auf dem anderen Ufer des Flusses an zu schreien: „Bring mein Wildbret hinüber, Schwager!" Er schrie und schrie, aber die Schwäger antworteten ihm nicht. Da veränderte sich allmählich sein Schrei, und er wurde in eine Eule verwandelt.

Maiuag wartete auf Korotoiko. Die Schwäger wußten, daß Maiuag eine Axt hatte, die selbst arbeitete. Sie waren böse auf ihn, weil sie ihre Mutter verloren hatten, obwohl Maiuag keine Schuld daran hatte. Die Schwäger gingen aus, um zu sehen, wo die Axt war. Sie fanden die Axt und das Waldmesser. Sie wußten aber nicht, wie sie die Sachen gebrauchen mußten. Sie wußten nicht, wie Maiuag zu der Axt sagte. Sie schlugen das Waldmesser in einen Strauch. Es entschlüpfte ihrer Hand und ging fort. Dann schlugen sie die Axt in einen Baum. Sie wollten sie am Stiel festhalten, aber die Axt entschlüpfte ihrer Hand und ging fort. Die Axt verwandelte sich in den Specht. Das Waldmesser verwandelte sich in den Käfer, der Äste abschneidet. Das Grabscheit verwandelte sich in das kleine Tier, das im Fußboden der Häuser und in den Sandbänken Löcher macht.

Dann ging Maiuag aus, seine Axt zu suchen, fand sie aber nicht mehr. Er dachte, die Schwäger wollten ihn töten, wegen ihrer Mutter. Deshalb machte er sich davon. Die Schwäger kamen hinter ihm her, um ihn zu töten. Da sagte Maiuag zu einer kleinen, stacheligen Palme: „Schließt die Schwäger ein, die hinter mir herkommen!" Die Schwäger

kamen in die Stacheln hinein und konnten nicht weiter. Sie erstiegen einen Baum, um über die Stacheln wegzukommen. Da wurden sie in Affen verwandelt und blieben Affen bis auf den heutigen Tag. Maiuag kam an einen großen Fluß und sagte: „Was soll ich nun machen? Jetzt werden sie mich töten!" Die Affen kamen schon hinter ihm her auf den Bäumen. Er wußte, daß es die Schwäger waren. Sie waren schon nahe. Da stürzte er sich ins Wasser und tauchte unter. Mitten im Fluß tauchte er wieder auf und verwandelte sich in eine Ente bis auf den heutigen Tag. — Das ist das Ende der Geschichte.
Wenn sich Korotoiko nicht mit Maiuag gestritten hätte, und wenn die Schwäger nicht so schlecht gewesen wären, so wären die Axt, das Waldmesser und das Grabscheit für uns geblieben bis auf den heutigen Tag, und wir brauchten nicht so viel zu arbeiten.

42. Jaguar und Regen



s war einmal ein Haus, in dem es nachts sehr heiß und rauchig war, weil die Leute ein großes Feuer im Haus angezündet hatten. Deshalb gingen die Leute vor das Haus, banden dort ihre Hängematten an und schliefen draußen. Weit vom Hause war ein Jaguar. Der Regen begegnete ihm und sagte: „O Schwager, was machst du da?" Er antwortete: „Ich mache den Leuten Angst, die dort vor dem Hause sind, damit sie wieder ins Haus gehen." Da sagte der Regen: „Die Leute haben keine Angst vor dir, Schwager!" Da sagte der Jaguar: „Doch, sie haben Angst! Willst du es sehen? Ich werde singen rund um das Haus. Gehe hin und höre zu, was die Leute sagen!" Der Regen ging hin und setzte sich nahe bei den Leuten nieder und horchte, was sie sagen würden. Da sang der Jaguar: „Hö-hö-hö-hö-hö!" Die Leute sagten: „Ah, das ist ein Fell

für meine Jagdtasche!" Da sang der Jaguar wieder: „Hö-hö-hö!" Der Regen horchte. Die Leute sagten: „Wir wollen morgen den Jaguar mit Pfeilen schießen!"
Der Regen ging weg und begegnete dem Jaguar. Der Jaguar fragte ihn: „Was haben sie gesagt, Schwager?" Der Regen antwortete: „Nichts! Sie haben nichts gesagt!" Da



sagte der Jaguar: „Sie hatten wohl Angst, Schwager?" Der Regen antwortete: „Nein! Sie hatten keine Angst! Weißt du, was sie sagten? Sie sagten: ‚Ah, das ist ein Fell für meine Jagdtasche!' Sie sagten, sie würden kommen und dich mit Pfeilen schießen. Sie haben keine Angst vor dir!" Da sagte der Regen: „Vor mir, ja! Vor mir haben sie Angst!" Der Jaguar erwiderte: „Nein! Sie haben keine Angst vor dir!" Darauf sagte der Regen: „Doch! Willst du es sehen? Ich will mich bewaffnen, damit du nicht sagen kannst, sie hätten keine Angst vor mir!"
Der Regen ging, sich zu bewaffnen, und befahl dem Jaguar: „Jetzt gehe du hin horchen, Schwager!" Der Jaguar ging in die Nähe der Leute und setzte sich nieder. Der Regen bewaffnete sich, und es wurde ganz dunkel. Es kam ein starker Wind. Da riefen die Leute: „Dort kommt Regen!" Der Regen kam näher, und es fing an stark zu regnen. Da banden die Leute ihre Hängematten los und liefen ins Haus. Der Jaguar bekam den Regen. Da begegnete der Regen dem Jaguar und sagte: „Hast du es gesehen, Schwager? Sie haben Angst vor mir, vor dir nicht!" —
So ist es noch heute. Wir haben Angst vor dem Regen, aber nicht vor dem Jaguar.

43. Jaguar und Blitzstrahl

Der Jaguar traf den Blitzstrahl, der gerade eine Keule machte. Der Jaguar kam von hinten, und der Blitzstrahl merkte es nicht. Der Jaguar sprang auf den Blitzstrahl los, faßte ihn aber nicht. Er glaubte, es wäre ein Tier und wollte es fressen. Der Jaguar fragte den Blitzstrahl, ob er Kraft hätte. Der Blitzstrahl antwortete, er habe gar keine Kraft. Da sagte der Jaguar: „Ich bin nicht so wie du! Ich habe riesige Kraft!" Er sagte zum Blitzstrahl: „Schwager, sieh her! Ich breche alle Äste. Ich habe sehr viel Kraft!"

Der Jaguar erkletterte einen Kaimbe-Baum und brach alle Äste ab. Dann erkletterte er einen Parika-Baum und brach alle Äste ab. Dann stieg er auf den Boden herab, riß alles Gras aus und zerwühlte die Erde mit den Krallen, um zu zeigen, wie große Kraft er hätte. Dann hörte er auf, ermüdet. Er schwitzte und sagte: „F—f—! Siehst du, Schwager, so bin ich! Ich habe Kraft! Ich bin nicht so wie du!" Er wollte den Blitzstrahl fressen. Dann sagte er: „Jetzt will ich deine Kraft sehen! Mache es so, wie ich es gemacht habe!" Der Blitzstrahl antwortete: „Ich bin nicht so wie du! Ich habe keine Kraft!" Da sagte der Jaguar wieder: „Sieh wieder her auf mich! Ich habe Kraft!" Er machte es wie vorher, riß Äste ab, riß Gras aus, zerwühlte die Erde weithin. Dann hörte der Jaguar auf und setzte sich neben den Blitzstrahl mit dem Rücken nach ihm hin.

Als er sich gesetzt hatte, nahm der Blitzstrahl seine kleine Keule und schwang sie einmal. Da kam Donner, Blitz, Sturm und viel Regen. Der Jaguar lief voll Angst weg und stieg auf einen Baum. Aber der Blitzstrahl zerschlug alle Bäume, und der Jaguar fiel auf die Erde. Der Blitzstrahl faßte den Jaguar an den Beinen und warf ihn weit weg. Der Jaguar lief weg und verkroch sich unter einen Fels.

Da zerschlug der Blitzstrahl alle Felsen. Der Jaguar erstieg wieder einen Baum. Da zerschlug der Blitzstrahl alle Bäume. Dann kroch der Jaguar in die Höhle des Riesengürteltiers. Aber der Blitzstrahl war hinter ihm her und zersprengte alle Erde. So lief der Jaguar immer wieder fort, versteckte sich hier und dort, aber der Blitzstrahl zerschlug alles, Bäume, Felsen und Erde. Der Blitz krachte ihm vor den Ohren. Dann wurde es vom Regen und Wind sehr kalt. Der Jaguar fror so, daß er nicht mehr laufen konnte. Als der Blitzstrahl sah, daß der Jaguar ganz zusammengerollt dalag, weil ihm alles wehtat, ließ er von ihm ab. Er sagte zu ihm: „Siehst du, Schwager, so bin i ch! Ich habe auch Kraft! Du bist es nicht allein, der Kraft hat! Du hast wenig Kraft! Ich habe mehr als du!" Dann sagte er zum Jaguar: „Gut, Schwager! Jetzt gehe ich weg!" Er ging weg und ließ den Jaguar liegen. Dann ging auch der Jaguar weg nach seiner Wohnung. Deshalb hat er bis auf den heutigen Tag solche Angst vor dem Gewitter.

44. Epeping-Orion

Man erzählt, daß es drei Brüder gab, zwei ledige und einen verheirateten, der eine Frau hatte; die beiden wohnten weit weg von dem verheirateten. Von jenen beiden war der eine häßlich, und sie sagen, daß der schöne Bruder ihn schief ansah; deshalb sann er auf Mittel, ihn zu töten. Eines Tages verfertigte er eine Stange und spitzte sie gut zu. Darauf sagte er zu dem Bruder: „Mein Bruder, wollen wir Uruku suchen, um unsere Körper zu bemalen?" — „Gut, gehen wir!" — Darauf, erzählt man, kamen sie an den Urukubaum, und er sagte zu seinem Bruder: „Mein Bruder, steige du hinauf, um für uns zu holen!" — Man erzählt, daß dann der häßliche Bruder hinaufstieg und oben auf einem Aste die Beine spreizte. Da

spießte ihn der Bruder von unten. Er starb gleich und fiel auf die Erde. Der Bruder schnitt die Beine ab, ließ den Leichnam liegen, wandte sich um und ging.
Man sagt, daß gleich darauf die Schwägerin kam, um sie zu sprechen: „Wie geht es dir, mein Schwager?" — „Wie soll es mir gehen? Gut." — „Wie geht es meinem anderen Schwager?" — „Der ist hinaus, spazieren gegangen." — „Ei! das ist möglich." —
Man erzählt, daß die Schwägerin in den Wald spazieren ging, und als sie um das Haus bog, fand sie die Leiche ihres Schwagers mit abgeschnittenen Beinen. Darauf kam auch der andere Schwager: „Wozu dienen mir die abgeschnittenen Beine? Zu nichts. Jetzt sind sie nur noch gut, sie den Fischen zu fressen zu geben." — Dann, sagen sie, nahm der Bruder die Beine und warf sie in den Fluß. Der Körper wurde in die Erde begraben, aber die Seele ist fortgegangen in den Himmel.
Als sie in den Himmel kam, verwandelte sie sich in ein Gestirn. Der Körper blieb in der Mitte und die Beine zu beiden Seiten. Er wurde so der Epeping, Orion. Der Brudermörder aber wurde in den Stern Kaiuanon, Venus, verwandelt, und der verheiratete Bruder in den Itenya, Sirius. Beide kamen gegenüber dem Bruder zu stehen, den sie getötet hatten, um zur Strafe ihn ewig anschauen zu müssen.

45. Die Plejaden

Ein Mann hatte sieben Söhne, die jeden Tag weinten und nach den Eltern riefen: „Papa, ich will etwas zu essen haben! Mama, ich will etwas zu essen haben!" „Ach, Kinder, ich gab euch schon zu essen, und jetzt ist es genug!"
Man sagt, daß sie immer weiter greinten, und die Mutter sie deswegen anfuhr: „Ihr seid Freßsäcke!"

„Du willst uns also nichts zu essen geben, Mutter?“ riefen sie. Man sagt, daß die Mutter eine Tapirkinnlade vom Bratrost nahm und sie ihnen hinwarf mit den Worten:
„Da habt ihr zu essen!“
„Das reicht nicht für uns, meine Mutter,“ riefen die Kinder. Da nahm der älteste Sohn seine jüngeren Brüder und gab jedem von ihnen ein Stück zu essen.
„Da habt ihr zu essen, meine Brüder, aber es reicht immer noch nicht für uns.“
Man sagt, daß jeder sein Stück nahm und es verzehrte.
Dann sprach der älteste Bruder:
„Gut, meine Brüderchen, wir wollen zum Himmel gehen, um Sterne zu sein!“ Er packte darauf seine kleinen Brüder unter seine beiden Arme, und sie tanzten und sangen:
„Laßt uns gehen zum Onkel Ueré! Laßt uns gehen zu Ueré! Ueré!“
Und tanzend stiegen sie empor und entfernten sich.
Die Mutter kam heraus, schaute ihnen nach und sah, wie sie davongingen.
„Ach, meine Söhne, wohin geht ihr? Hier ist Speise für euch!“
„Es ist umsonst, meine Mutter! Bleibe da! Wir gehen jetzt zum Himmel, um bei unserem Onkel zu wohnen und Sterne zu sein!“
So zogen sie tanzend dahin in Kreisen wie der Aasgeier und stiegen höher und höher, bis sie zum Himmel kamen.

46. Der Maguary und der Schlaf



Man erzählt, daß der Maguary den Schlaf töten wollte und ihn auf einem Ast erwartete. „Ich will diesen Schlaf töten; jetzt will ich wachen, um ihn zu töten.“ Er wartete. Der Schlaf ließ nicht lange auf sich warten. Der Maguary sah eine Gestalt kommen. „Das scheint der Schlaf zu sein, der da kommt.“ Man sagt, daß, als die Gestalt schon nahe war, und der Schlaf ganz nahe war, der Maguary nickte und plötzlich aufflog und schrie: „Kua! kua! kua!...“ Und der Maguary flog davon. —
„Nun siehe, mein Herz, ich wußte es nicht, als ich nickte, aber jetzt will ich ihn wieder erwarten.“
Er wartete. Da sah er wieder in seiner Nähe eine dunkle Gestalt, die sich ihm näherte.
„Hier kommt er; jetzt will ich ihn mit meinem Schnabel spießen.“
Schon kam die Gestalt ganz nahe, als der Maguary nickte; plötzlich öffnete er die Augen, erschrak und flog davon, indem er schrie: „Kua! ... kua! ... kua! ...“
So geht es jede Nacht, seit undenklichen Zeiten.

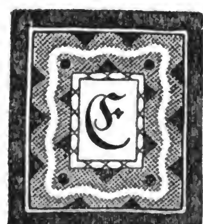


47. Die große Schlange

Man erzählt, daß ein Weib eines Tages in die Hütte eines verheirateten Mannes kam und bat, dableiben zu dürfen. Der Mann fragte sie:
„Was kannst du denn?"
„Ich kann spinnen," antwortete sie.
„So spinne!" sagte er und gab ihr Baumwolle.
Die Frau blieb in seiner Hütte. Sie ließen sie dort allein und gaben ihr nichts zu essen. Da ging sie zu dem Hühnernest und nahm die Eier heraus, um sie auszusaugen. Die Schalen ließ sie ganz liegen, wie wenn sie nicht angebrochen wären.
Eines Tages kehrte der Mann aus dem Walde mit zwei Hokko-Eiern zurück. Er brach das eine auf und tat ein Menschenhaar hinein. Darauf machte sich die Frau daran, sie auszusaugen. Da schwoll ihr der Leib so sehr an, daß sie nicht mehr gehen konnte. Als der Mann aus dem Walde heimkehrte, sagte er zu ihr:
„Wir wollen Kuma pflücken, die ich in der Nähe gefunden habe."
Man erzählt, daß es ihm aus dem Leib antwortete:
„Ich gehe mit dir, meine Mutter."
Darauf sagten sie: „Was ist das?"
Wieder sprach der Leib:
„Ich gehe mit dir, meine Mutter."
Der Mann ging mit ihr weg trotz ihres großen Leibes. Sobald sie zu dem Kuma-Baum kamen, sagte der Mann: „Wollen wir ihn niederhauen oder ersteigen?"
Da antwortete das, was in dem Leib der Frau war: „Ich steige hinauf!"
Darauf nahm der Mann die größte Kuma-Frucht, entfernte ihren Inhalt und füllte sie mit Speichel. Da kam aus der Frau, die da saß, eine Schlange heraus und stieg an dem

Baum in die Höhe. Sie war noch zur Hälfte in dem Leib der Frau, als ihr Kopf schon den Gipfel des Baumes erreicht hatte und gleichzeitig immer dicker wurde. Da sagte der Mann:
„Sobald sie ganz herausgekommen ist, stecke die Spitze des Schwanzes in die Schale der Kuma!"
Die Frau tat, wie ihr geheißen war. Dann flohen sie, indem der Mann die Frau auf seinem Rücken zur Hütte trug. Gleich darauf schrie die Schlange:
„Mutter! Mutter!"
Der Speichel antwortete an Stelle der Mutter:
„Uh! Uh!..."
Sie kamen zur Hütte. Sofort steckte der Mann die Frau in einen Topf und warf Erde darauf. Die Schlange war auf der Spur der Mutter. Sie kam und rief und rief. Als die Mutter nicht antwortete, sprang die Tochter in den Fluß, aber sie fand keine genügende Tiefe. Da kam sie wieder hervor und stieg zum Himmel.
Die große Schlange rief den Mann und sagte:
„Mein Großvater, du hast meine Mutter versteckt. Jetzt gehe ich zum Himmel. Ich fand keinen Platz im Fluß. Wenn ich dich rufe, wirst du mir antworten. Wenn ich erscheine, magst du deine Pflanzung bestellen, weil dann der Sommer beginnt."

48. Der Schlangenpfeil



Ein Jäger verirrte sich im Wald und blieb dort. Als er unter einen großen Baum kam, legte er sich schlafen.
Da hörte er schreien. Der Kurupira schlug wider die hohen Baumwurzeln, dann schrie er. Wiederum schrie er und schlug wider eine Baumwurzel. So kam er immer näher. Dann hörte er ihn ganz nahe. Da kam der Kurupira, setzte sich neben ihn, und sie begannen sich zu unterhalten:

„Ach, mein Enkel, wie geht es dir?"
„Ach, Großvater, mir geht es so so, aber wie geht es dir?"
„Mir geht es auch so so."
„Ach, Großvater, ich habe mich verirrt!"
„Ist es möglich, mein Enkel? Deine Hütte ist doch nicht weit. Wann bist du von Hause weggegangen?"
„Gestern, Großvater."
Sie fuhren fort sich zu unterhalten:
„Ach, mein Enkel, ich habe Hunger."
„Ich habe auch Hunger. Ich habe heute noch nichts gegessen."
„Mein Enkel, ich möchte essen!"
„Ich auch."
„Mein Enkel, gib mir deine Hand zu essen!"
„Hier ist sie, Großvater."
Er schnitt die Hand eines Affen ab, den er am Abend erlegt hatte, und gab sie ihm. Der Kurupira nahm sie und aß.
„Mein Enkel, deine Hand schmeckt gut. Ich möchte auch die andere essen!"
„Hier ist sie, Großvater."
Er nahm sie und aß.
„Ach, mein Enkel, ausgezeichnet schmeckt deine Hand! Gib mir nun auch deinen Fuß zu essen!"
„Hier ist er, Großvater."
Er schnitt den Fuß des Affen ab und gab ihn ihm.
„Hier ist er, Großvater."
Der Kurupira nahm ihn und aß.
„Ach, mein Enkel, schmackhaft ist dein Fuß!"
„Ist es möglich, Großvater?"
Dann bat er ihn um sein Herz.
„Ach, mein Enkel, ich möchte auch dein Herz haben."
„In der Tat, Großvater? Hier ist es."
Er zog sogleich das Herz des Affen hervor und gab es ihm.
Der Kurupira nahm das Herz des Affen und aß es. Darauf bat der Jäger um das Herz des Großvaters.
„Nun möchte ich auch dein Herz haben!"

Bevor ihn der Kurupira um eine andere Sache bitten konnte, bat ihn jener um sein Herz.
„Ist es möglich, mein Enkel? Dann gib mir dein Messer!"
„Hier ist mein Messer."
Der Kurupira nahm sofort das Messer, stieß es sich in die Brust, fiel um und starb. Der Jäger machte sich davon und ließ ihn liegen.
„Wohl getan, daß er gestorben ist!"
Damit ging er weg. Nach einem Jahr erinnerte er sich wieder der Sache.
„Jetzt will ich nach dem Kurupira sehen, der gestorben ist, um ihm die grünen Zähne auszuziehen als Zaubermittel. Er muß schon verwest sein. Ich will mir seine Knochen holen zu Pfeilspitzen."
Er ging hin, fand die schon gebleichten Knochen und machte sich daran, sie mit der Axt, die er mitgenommen hatte, abzulösen.
„Jetzt ziehe ich mit der Axt die Zähne aus," sagte er.
Er schlug sogleich mit der Axt auf die Zähne. Da wurde der Kurupira wieder lebendig und setzte sich auf. Der Mann erschrak heftig.
„Ach, mein Enkel, ich habe Durst; ich will Wasser!"
„In der Tat?"
Da schlug der Mann sogleich sein Wasser in seinen Hut ab.
„Hier ist Wasser für dich, Großvater!"
„Jetzt bin ich gut erwacht, aber ich weiß nicht, wo wir in der Unterhaltung stehengeblieben waren, als ich einschlief. Was war es doch, mein Enkel?"
„Ich weiß es nicht."
„Jetzt wollen wir gehen, mein Enkel. Was willst du nun haben, mein Enkel?"
„Ich weiß es nicht."
„Ich gebe dir einen Pfeil, damit du Beute machst."
„Wohl gesprochen, Großvater!"
„Vorwärts also!"
„Vorwärts!"

Sie gingen in den Wald, und dort gab ihm der Kurupira den Pfeil.
„Jetzt hast du einen Pfeil für die Jagd. Willst du nun gehen?"
„Ja, ich will gehen."
„Weißt du vielleicht, wo deine Hütte ist?"
„Nein."
„Dann will ich mit dir zu deiner Hütte gehen."
„Gut, Großvater, laß uns also gehen!"
Sie kamen in die Nähe der Hütte.
„Jetzt, mein Enkel, gehe ich weg und lasse dich da. Wenn du mich haben willst, wirst du mich schon zu finden wissen. Wenn du es wünschest, komme ich zu dir. Verstanden? Nun lebe wohl! Du allein kennst die Kraft dieses Pfeils. Nimm ihn nicht mit in deine Hütte! Erzähle niemand etwas davon, nicht einmal deiner Frau! Du allein verstehst es, mit ihm zu jagen. Dieser Pfeil ist eine Surukuku-Schlange. Du brauchst keinen Bogen, um Beute zu machen. Es genügt, wenn du den Pfeil schleuderst. Ich erzähle dir dies alles, damit du es weißt und ihn nicht verlierst. Gut! Jetzt gehe ich weg!"
„Lebe wohl, Großvater! Ich werde dich bald besuchen."
„Gut, mein Enkel! Ich bin immer zu deiner Verfügung."
Von da an war der Jäger immer erfolgreich. Er erlegte viel mehr Wild als die anderen. Niemand wußte, wie er jagte. Da sagten sie: „Wie verhält sich das? Er schießt Vögel, er erlegt Vierfüßler. Warum können wir das nicht so?"
„Ich weiß es nicht."
„Wir gehen in den Wald und erbeuten nichts. Er aber geht weg und kommt rasch wieder heim, wenn wir ihn noch gar nicht erwarten."
Andere sagten: „Wie kann das nur sein? Wir wollen ihn belauern, wie er seine Beute erlegt!"
„Laßt uns zwei Knaben schicken, ihn auszuspähen!"
„Vorwärts!"

Sie machten sich sogleich daran, ihn zu belauern. Als er in den Wald ging, schlichen sie hinter ihm her. Heimlich beobachteten sie ihn. Sie sahen, wie er seinen Pfeil von dem Ast eines Baumes schoß, und schlichen sich sogleich hin, um zu beobachten, wie er mit dem Pfeil tötete.

„Jetzt werden wir schon ausspähen, wo der Pfeil ist! Jetzt werden wir die Wahrheit schon erfahren!"

Sie belauerten ihn. Er sah einen Vogel dahinfliegen. Da beobachteten sie, wie er den Pfeil hinter ihm her schleuderte und darauf zu dem Vogel lief, der tot am Boden lag mit dem Pfeil daneben.

„Ist es denn möglich? Jetzt wissen wir, wie er seine Beute erlegt!"

Sie kehrten um und sprachen:

„Morgen wollen wir hingehen, um seinen Pfeil zu erproben, und sehen, wie er Beute macht!"

Am Morgen gingen sie hin. Sie fanden den Pfeil, zogen ihn aus seinem Versteck hervor und erprobten ihn sogleich an einem fliegenden Vogel. Sie schleuderten den Pfeil. Dieser flog dahin, kehrte um und traf einen von den Knaben, der sofort zu Boden stürzte und starb. Der andere lief heim und erzählte:

„Mein Gefährte ist tot!"

„Woran ist er denn gestorben?"

„Eine Schlange hat ihn gebissen!"

„Laßt uns sehen!"

Sie gingen hin und fanden den Leichnam.

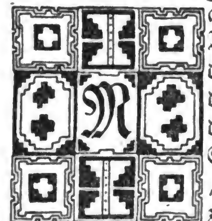
Der Herr des Pfeils suchte nach diesem, um auf die Jagd zu gehen, aber er fand ihn nicht mehr.

„Wo ist mein Pfeil hingekommen? Vielleicht ist er zu seinem Herrn zurückgekehrt. Was mache ich nun? Jetzt habe ich keinen Pfeil mehr! Vielleicht haben sie ihn entdeckt, und deswegen ist er umgekehrt. Vielleicht ist der Pfeil zum Kurupira zurückgekehrt!"

Er ruhte nicht eher, als bis er wußte, daß sie seinen Pfeil gefunden und erprobt hatten, daß der Knabe von der

Schlange gebissen worden und gestorben war, und daß der Pfeil darauf zum Kurupira zurückgekehrt war.
„Das ist eine schöne Geschichte! Wer hat sie geheißen, den Pfeil anzurühren? Sie dachten wohl, es sei ein gewöhnlicher Pfeil, während es doch eine Schlange war. So haben sie mich um meinen Pfeil gebracht, so daß er nicht mehr zu mir zurückkehrt!"
Deswegen machte sich der Knabe davon in ein anderes Land und floh mit den übrigen Verwandten, die sich aus Furcht vor der Rache des Jägers einen anderen Wohnsitz suchten.

49. Der alte Aasgeier und seine Töchter



Man erzählt, daß ein alter Aasgeier vier Töchter hatte. Eine war verheiratet mit der Eidechse, die andere mit der Eule, die dritte mit der Ente und die vierte mit der kleinen Taube. Man sagt, daß die Schwiegermutter zu ihren Töchtern sprach: „Ach, meine Töchter, laßt unsere Pflanzung herrichten!"
„Ja, Mutter," antworteten sie.
Sie sagten es sogleich ihren Gatten:
„Mann, richte die Pflanzung her für meine Mutter!"
„Wenn es weiter nichts ist?" erwiderte er. „Wohlan!"
Die Eidechse und die Eule gingen sofort zusammen weg in der Morgendämmerung, um zu roden. Am Mittag kamen sie zum Essen. Die Schwiegermutter hatte sie gern.
Die anderen, die Ente und das Täubchen, gingen zur Arbeit, als die Sonne schon hoch gestanden hatte. Die Schwiegermutter haßte sie. Es dauerte nicht lange, da kehrten sie schon wieder von der Arbeit zurück, und die Schwiegermutter sagte, als sie sie kommen sah:
„Ah, da sind sie ja! Da kommen schon diese Faulenzer!"
Sie brauchten zum Roden ganze drei Tage und am Morgen

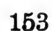
des folgenden Tages begannen sie das Unterholz umzuhauen. Einer von ihnen sagte: „Frau, morgen wollen wir anfangen, unsere Rodung vom Unterholz zu reinigen."
Die Schwiegermutter hörte es.
„Das ist eine Lüge!" sprach sie. „Sie haben nichts getan. Die anderen beiden Söhne sind arbeitsam; diese aber betrügen mich."
„Warte nur, Schwiegermutter!" sagte er da. „Meinetwegen sei wütend über mich und meinen Freund. Ich werde mich schon zu rächen wissen!"
Die anderen gingen nur weg, um zu schlafen. Sie rodeten nicht; sie arbeiteten nicht. Sie betrogen die Schwiegermutter, die sie liebte, weil sie glaubte, sie seien fleißig. Die Eule schlief auf einem Baum, die Eidechse in einem Loch.
Die Ente sagte zu ihrem Gefährten:
„Mein Bruder, wollen wir uns ihre Arbeit ansehen?"
Sie gingen und fanden die beiden schlafend, die Eule auf dem Baum, die Eidechse im Loch.
„Also, so verhält es sich? Mein Bruder, da kannst du Arbeiter sehen! Und deshalb liebt sie die Mutter. Uns liebt sie nicht, weil wir nichts arbeiten. Jetzt haben wir alles gesehen!" Sie kamen nach Hause und sagten:
„Ha, mein Weib, wir haben ihre Arbeit gesehen."
„Ist ihre Pflanzung groß?"
„Wo ist sie denn? Nichts, gar nichts! Sie haben nicht gerodet. Nicht einen einzigen Baum haben sie umgehauen!"
„Ist es möglich!"
„Wie sollte es anders sein? Wir fanden sie schlafend!"
„Ha-ha! Deswegen also liebt sie die Mutter.'
Man sagt, daß sie dies ihrer Mutter erzählte.
„Mutter, sie behaupten, die anderen hätten nichts gearbeitet. Nicht einen einzigen Baum hätten sie gefällt. Sie trafen sie schlafend!"
Darauf ließen diese ihre Rodung trocknen, gingen auf die Jagd, schossen Fische, fingen Vögel und sammelten Früchte für die Schwiegermutter. Dann sagte der eine von ihnen:

„Weib, übermorgen wollen wir unsere Rodung brennen. Sage es doch deiner Mutter und deinem Vater!"
„Gut," antwortete die Frau.
Darauf gingen sie zu ihrer Mutter:
„Mutter, dein Sohn will, daß du mit uns gehst, um unsere Rodung zu brennen. Der Vater soll ebenfalls mitgehen, um uns zu helfen."
„Gut, meine Tochter, wann soll das sein?"
„Übermorgen."
„Alter!"
„Was gibt's?"
„Deine Tochter ist gekommen, um uns zu bitten, ihnen beim Brennen ihrer Rodung zu helfen."
„Es ist recht, Alte; ich bin bereit."
Der Tag kam, und sie gingen zur Rodung. Als die Alte den Rand der Rodung erreichte, schrie sie gleich:
„Herrgott, was für eine große Rodung!"
„Vater, komm und hilf mir die Rodung brennen, und auch du, Mutter!" bat die Tochter.
„Weib, sage deiner Mutter, sie solle mitten in die Rodung gehen, dorthin, wo jener hohe Baum steht! Wir anderen wollen am Rande brennen."
„Mutter, geh mit dem Vater dorthin nach der Mitte, wo jener hohe Baum steht!"
„Es ist recht, meine Tochter."
Die Alte ging mit dem Alten, und die beiden, die Tochter und ihr Mann, blieben am Rande der Rodung. Die anderen waren auf der anderen Seite. Dann sahen sie, daß das Feuer sie schon umkreiste. Die Alte schrie, als sie die Flammen kommen sah:
„Ach, meine Tochter, warum verbrennst du uns? Jetzt, Alter, müssen wir verbrennen! Ach, meine Tochter, warum verbrennst du uns? Ich habe keinen Zorn. Ich habe nichts über dich gesagt. Was soll ich denn von dir erzählt haben? Verdirb mich nicht!"
Darauf erstieg sie den hohen Baum. Das Feuer war stark.

Es kam seinen Weg daher. Zwar erreichte es sie nicht mehr, aber die Hitze drang bis zu ihr.
So fielen sie beide verbrannt herab und wurden von den Flammen verzehrt.

50. Wettflug zwischen Storch und Kolibri

Man erzählt, daß der Kolibri sich zum Maguary-Storch gesellte.
„Schwager, wir wollen um die Wette fliegen!" sagte er zu ihm.
„Vorwärts! Aber hast du denn auch Kraft zum Fliegen?" antwortete ihm dieser.
„Ich habe Kraft."
„Das werden wir sehen. Wann soll es denn sein?"
„Morgen früh."
„Gut! Ich warte auf dich."
Am anderen Morgen kam der Kolibri und gesellte sich zum Maguary.
„O, Schwager, was gibt's Neues?'
„Nichts von Bedeutung."
„So wollen wir anfangen!"
Man sagt, daß alsdann der Maguary den Kolibri fragte:
„Wer fliegt zuerst? Gehe du; ich komme nach."
Der Kolibri flog also davon und verschwand. Dann machte sich der Maguary auf. Kaum war der Kolibri bis in die Mitte des Flusses gekommen, da ermüdete er, fiel herab und trieb auf dem Wasser dahin. Gleich darauf kam der Maguary.

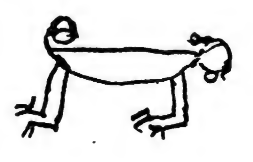


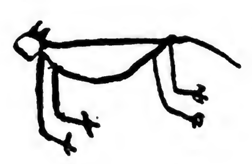
„O, Schwager, was gibt's Neues?"
„Nichts von Bedeutung. Ich bin müde."
„Siehst du's?"
„O, Schwager, laß mich dein Steuer ergreifen!"
„Einverstanden! Setze dich auf meine Beine!"
Da stieg der Kolibri auf seine Beine.
„Nun vorwärts, Schwager!"
Man sagt, daß sie weiterflogen und mit Sonnenuntergang an das andere Ufer des Flusses kamen.

51. Was die Äffchen sagen

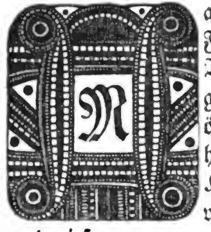


Die Schwarzmäuler schlafen, dicht aneinander gekauert, auf den Blättern der Yauary-Palme. In Gewitter- und Regennächten wimmern und schreien die Jungen vor Kälte. So geht es auch den Mutteraffen. Die Väter sagen dann: „Morgen machen wir unser Haus." Ein anderer antwortet: „Ja, morgen." — Wenn es wieder Morgen wird, sagen sie: „Wollen wir unser Haus bauen?" Der eine antwortet: „Ich will erst noch ein bißchen essen." Andere antworten: „Ich auch." Andere sagen: „Ich auch." Alle gehen fort und denken nicht mehr daran, das Haus zu bauen. Wenn sie aber beim Schlafen sind, und der Regen kehrt wieder, dann denken sie daran und sagen: „Wir müssen unser Haus bauen." Eines Tages werden sie Häuser bauen. —
So machen es auch die Menschen.





52. Der Kurupira und die Frau



Man erzählt, daß ein Mann von seiner Frau einen kleinen Sohn hatte. Eines Tages ging der Mann jagen und begegnete dem Kurupira. Dieser tötete ihn, öffnete ihm den Leib und nahm die Leber heraus! Dann zog er ihm Hose und Hemd aus und bekleidete sich damit. So verkleidet, ging er zu der Frau des Toten und rief:

„Alte! Alte! Wo bist du?"

„Hier bin ich," antwortete diese.

Er trat in das Haus, und da sie ihn nicht anschaute, dachte sie, es sei ihr Gatte.

„Hier bin ich. Ich bringe gutes Fleisch. Bereite es mir zu!"

Mit diesen Worten zog er die Leber ihres Gatten hervor und gab sie ihr. Sie briet sie und, nachdem sie Maniokmehl geholt hatte, setzte sie sich mit dem Kind zum Mahle nieder. Auch der Kurupira setzte sich auf die Matte und sprach:

„Wir wollen essen!"

Sie aßen zusammen. Dann sagte der Kurupira:

„Jetzt will ich schlafen. Bring mir den Sohn, daß er bei mir schläft!"

Der Kurupira legte sich sogleich in die Hängematte. Die Frau brachte ihm den Sohn. Während jener schlief, betrachtete sie ihn aufmerksam. Dann sagte sie:

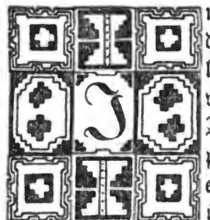
„Das ist nicht mein Mann! Das ist nicht mein Mann! Das ist der Kurupira!"

Sofort packte sie ihre Sachen in einen Tragkorb, nahm ihren Sohn und legte jenem an seiner Stelle einen Mörser an die Brust. Dann lud sie den Korb auf den Rücken, nahm das Kind in eine Tragbinde an die Brust und machte sich davon.

Gleich darauf erwachte der Kurupira. Er erhob sich, ging hinaus und sagte:

„Ah, dieses Weib hat mich betrogen!"
Sofort machte er sich auf die Suche, indem er schrie:
„Alte! Alte! Wo bist du?"
Die Frau sah den Kurupira auf ihrer Spur gehen und floh vor ihm. Sie lief und stieg auf den hohen Ast eines Mambui-Baumes. Dort blieb sie, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie sah den Kurupira unten kommen und hörte ihn rufen:
„Alte! Alte! Wo bist du?"
Ein Uakurau, der auf einem Ast des Baumes saß, sang:
„Mambui! Mambui!"
Der Kurupira dachte, er sänge nur, und da er die Frau nicht sah, kehrte er um. Als die Frau den Kurupira umkehren sah, stieg sie sofort herab und lief in den Wald hinein. Man erzählt, daß der Kurupira sagte:
„Dieses Weib hat mich betrogen!"
Er kehrte wieder um und lief hinter ihr her, indem er rief:
„Alte! Alte! Wo bist du?"
Da eilte die Frau zu einem großen Baumstamm, der ein großes Loch hatte, aus dem die Kröte Kunauaru hervorsprang.
„Ach, Kunauaru," sagte sie, „befreie mich, bitte, von dem Kurupira!"
Man erzählt, daß die Kröte von dem Harz ihres Körpers ein Seil machte, an dem die Frau durch das Loch des Baumes emporstieg. Der Kurupira kam und rief:
„Alte! Alte! Wo bist du?"
Der Kunauaru sagte:
„Hier ist sie."
Man sagt, daß die Frau die Kröte bat, den Kurupira nicht hinaufsteigen zu lassen.
„Fürchte dich nicht! Ich will ihn töten," antwortete darauf der Kunauaru. Er strich sofort sein Harz auf den Stamm des Baumes, und als der Kurupira sich gegen den Baum lehnte, blieb er daran kleben, so daß er starb.
Darauf stieg die Frau mit ihrem Sohn herab und lief nach Hause.

53. Die Schildkröte und das Fest im Himmel



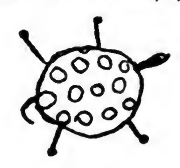
m Himmel feierte man ein Fest, zu dem die Schildkröte und der Aasgeier eingeladen waren. Sie schlug ihm eine Wette vor, wer zuerst dorthin kommen würde. Der Aasgeier nahm die Wette an und packte den Mundvorrat für die Reise in einen Tragkorb. In der Nacht kamen sie überein, daß die Abreise am frühen Morgen vor sich gehen sollte und gingen dann schlafen. Als die Schildkröte sah, daß der Aasgeier schlief, kroch sie in seinen Tragkorb und versteckte sich unter den Mundvorrat. Vor Tagesanbruch brach der Aasgeier auf und kam zum Himmel, wo er seinen Tragkorb stehen ließ und fortging, um zu sehen, was es besonderes gäbe. Da benutzte die Schildkröte die Gelegenheit, kam aus dem Tragkorb heraus und ging ebenfalls spazieren. Später, als der Aasgeier schon müde war, auf die Schildkröte zu warten, begegnete er ihr und sprach: „Endlich also kommst du?"

„Nein," antwortete sie, „ich bin schon lange da!"

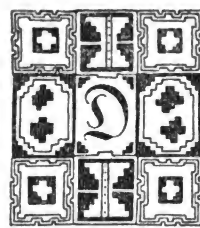
Diese Wette hatte er also verloren. Als das Fest zu Ende war, schlug der Aasgeier eine andere Wette vor: „Laß uns jetzt wetten, wer zuerst wieder hinabkommt!"

„Gut!" antwortete die Schildkröte, und sie machten sich auf. Die Schildkröte ließ sich fallen, während der Aasgeier flog. Als die Schildkröte sich der Erde näherte, sah sie einen großen Felsen unter sich, auf den sie fallen mußte. Da schrie sie laut: „Geh aus dem Weg, Fels, sonst zerschmettere ich dich!"

Der Fels ging beiseite, und die Schildkröte schlug heftig auf die Erde auf, wodurch sich ihre Brust abplattete und ihre Schale spaltete, wie wir es noch heute sehen.



54. Die Schildkröte und der Mensch



Die Schildkröte saß in ihrer Höhle und spielte Flöte. Die Leute, die vorübergingen, lauschten. Einer sagte: „Ich will diese Schildkröte fangen!" Er trat vor die Höhle und rief: „Schildkröte!" — Diese antwortete: „U!" Der Mann sagte: „Komm heraus, Schildkröte!" — Wohl, hier bin ich; ich komme schon!" — Die Schildkröte kam heraus. Der Mann faßte sie und trug sie nach Hause. Dort steckte er sie in einen Kasten.

Am anderen Morgen sagte der Mann zu seinen Kindern: „Jetzt laßt die Schildkröte nicht heraus!" — Er ging nach der Pflanzung. Die Schildkröte aber blies ihre Flöte in dem Kasten. Die Kinder hörten es und kamen zu lauschen. Da schwieg die Schildkröte. Darauf sagten die Kinder: „Flöte, Schildkröte!" — Da antwortete die Schildkröte: „Ihr findet das schön. Wie würdet ihr euch erst wundern, wenn ihr mich tanzen sähet!" — Die Kinder öffneten den Kasten, um die Schildkröte tanzen zu sehen. Die Schildkröte tanzte im Zimmer herum: tum-tum-tum-tum-tum-tum-tum-tum-tein! Da bat die Schildkröte die Kinder, daß sie ihre Notdurft verrichten dürfe. Die Kinder sagten zu ihr: „Gehe, Schildkröte, jetzt fliehe aber nicht!" — Die Schildkröte ging hinter das Haus, lief und versteckte sich im Walde. Ein Kind sagte: „Was wird es nun geben? Was werden wir unserm Vater sagen, wenn er kommt? Wir wollen einen Stein bemalen wie den Schild der Schildkröte; sonst wird er uns schlagen, wenn er kommt!" — So taten sie.

Abends kam der Vater und sagte: „Stellt den Topf aufs Feuer, damit wir der Schildkröte die Schale abziehen!" — Der Vater legte den bemalten Stein in den Topf und meinte, es sei die Schildkröte. Darauf sagte er zu den Kindern: „Bringt die Teller, damit wir die Schildkröte essen!" — Die Kinder brachten sie. Der Vater zog die Schildkröte aus

dem Topf, und als er sie auf die Schüssel legte, zerbrach diese. Da sagte er zu den Kindern: „Habt ihr die Schildkröte fliehen lassen?" — Sie sagten: „Nein!" — Als sie dies sagten, blies die Schildkröte auf ihrer Flöte. Als der Mann das hörte, sagte er: „Ich will sie wieder fangen." — Er ging und rief: „Schildkröte!" — Diese antwortete: „U!" — Der Mann ging in den Wald, um sie zu suchen, und rief: „Komm, Schildkröte!" — Er rief auf der einen Seite, und die Schildkröte antwortete auf der anderen. Der Mann wurde es müde, kehrte zurück und ließ sie gehen.

55. Die Schildkröte und der Riese

Die Schildkröte saß in einem Baumloch und spielte auf ihrer Flöte. Der Riese hörte es und sagte: „Dies ist niemand anderes als die Schildkröte. Ich will sie fangen." — Er ging an das Loch. Die Schildkröte spielte ihre Flöte: fing-fing-fing-kulo-fong-fing! Der Riese rief: „Schildkröte!" — Diese antwortete: „U!" — „Komm, Schildkröte, wir wollen unsere Kraft erproben!" — Die Schildkröte antwortete: „Wir wollen uns messen, da du es so willst!"

Der Riese ging in den Wald, schnitt eine Liane ab und brachte sie an das Ufer des Flusses. Dann sagte er zur Schildkröte: „Wir wollen es versuchen, Schildkröte, du im Wasser, ich auf dem Lande!" — Die Schildkröte sagte: „Gut, Riese." — Die Schildkröte sprang ins Wasser mit der Liane und band sie an den Schwanz eines großen Fisches. Dann ging sie heimlich ans Land und verbarg sich im Walde. Der Riese zog an der Liane. Der Fisch zog auch und schleppte den Riesen an dem Hals bis ins Wasser. Der Riese zog wieder, als wollte er den Schwanz des Fisches an das Land ziehen. Der Fisch zog wieder und riß den Riesen am Halse bis ins Wasser. Die Schildkröte sah es vom Walde aus

und lachte. Als der Riese schon müde war, sagte er: „Es ist genug, Schildkröte!" — Die Schildkröte lachte, sprang ins Wasser und löste die Liane vom Schwanze des Fisches. Dann ging sie ans Land. Der Riese fragte sie: „Bist du müde, Schildkröte?" — Diese antwortete: „Nein, wovon soll ich müde sein?" — Da sagte der Riese: „Jetzt weiß ich es sicher, daß du mehr Mannes bist als ich. Ich ziehe fort, lebe wohl!"

56. Wettlauf zwischen Schildkröte und Hirsch

Eine kleine Schildkröte wollte ihre Verwandten besuchen und begegnete einem Hirsch. Dieser fragte sie: „Wohin gehst du?" — Die Schildkröte antwortete: „Ich gehe, meine Verwandten einzuladen, damit sie meine große Jagdbeute, den Tapir, holen." — Der Hirsch sprach: „Du hast also einen Tapir getötet? Gehe, rufe alle deine Leute! Ich bleibe hier, um sie alle zu sehen." — Die Schildkröte aber antwortete: „Dann gehe ich nicht. Ich will wieder zurückkommen, wenn der Tapir verfault ist, um aus einem seiner Knochen eine Flöte zu machen. Es ist gut, Hirsch, ich gehe." — Da sprach der Hirsch: „Du hast den Tapir getötet; jetzt will ich sehen, ob du mit mir um die Wette laufen kannst." — Die Schildkröte antwortete: „Dann erwarte mich hier! Ich gehe, den Weg zu sehen, den ich zu laufen habe." — Der Hirsch sagte: „Wenn du auf der anderen Seite läufst, und ich rufe, dann antwortest du!" — Weiter sprach er zu ihr: „Jetzt gehe und eile dich; ich will deine Tüchtigkeit sehen!" — Die Schildkröte antwortete: „Warte noch ein wenig; laß mich auf die andere Seite gehen!"

Sie ging dorthin und rief alle ihre Verwandten. Sie stellte sie alle längs des Ufers des kleinen Flusses auf, um dem

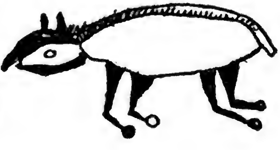
dummen Hirsch zu antworten. Dann sprach sie: „Hirsch, bist du bereit?" — Der Hirsch antwortete: „Ich bin bereit." — Die Schildkröte fragte: „Wer läuft zuerst?" — Da lachte der Hirsch und sprach: „Elende Schildkröte, du läufst zuerst." — Die Schildkröte lief nicht, täuschte den Hirsch und blieb am Ende der Laufbahn. Der Hirsch war sehr zuversichtlich, da er sich auf seine Beine verließ. Die Verwandte der Schildkröte rief dem Hirsch zu. Der Hirsch antwortete von hinten: „Hier gehe ich, elende Schildkröte, aus dem Walde." — Der Hirsch lief, lief, lief; darauf schrie er: „Schildkröte!" — Die Verwandte der Schildkröte antwortete immer vor ihm. Der Hirsch sagte: „Siehe, ich gehe, Elende!" — Der Hirsch lief, lief, lief und schrie: „Schildkröte!" Die Schildkröte antwortete immer vor ihm. Der Hirsch sagte: „Ich will erst Wasser trinken." — Da aber schwieg der Hirsch. Die Schildkröte rief, rief, rief. Niemand antwortete ihr. Dann sagte sie: „Es ist möglich, daß jener Elende schon gestorben ist; laßt mich ihn erst noch sehen!" — Sie sagte zu ihren Verwandten: „Ich gehe langsam, um ihn zu sehen." — Als die Schildkröte vom Flußufer wegging, sagte sie: „Ich bin nicht einmal geschwitzt." — Der Hirsch aber antwortete ihr nicht. Als die Begleiter der Schildkröte den Hirsch sahen, sagten sie: „Wirklich, er ist schon tot!" — Die Schildkröte sagte: „Wir wollen ihm den Knochen herausziehen!" — Die übrigen fragten: „Warum willst du das?" Die Schildkröte antwortete: „Damit ich jederzeit darauf flöten kann. Jetzt gehe ich fort von hier bis auf einen anderen Tag."

57. Schildkröte und Tapir



ie Schildkröte ist ein guter Mann, nicht bösartig.
Eines Tages befand sie sich unter einer Tapereiwa, um ihre Mahlzeit einzunehmen. Da kam ein Tapir und sagte zu ihr: „Geh weg da, Schildkröte, mache dich fort von hier!"
Die Schildkröte antwortete: „Nein, ich werde nicht weggehen, denn das ist mein Baum!"
„Geh weg, Schildkröte, sonst trete ich dich unter die Füße!"
„Immer zu! Ich will sehen, ob du allein ein Mann bist."
Der verfluchte Tapir trat die Schildkröte unter seine Füße und stampfte die Unglückliche in den Kot. Dann ging er weg.
Die Schildkröte sagte bei sich: „Warte nur, Verfluchter! Wenn die Regenzeit da ist, werde ich wieder herauskommen. Dann will ich dir folgen, bis ich dich treffe, und du sollst mir dafür büßen, was du mir jetzt angetan hast!"
Als die Regenzeit kam, wurde die Schildkröte frei und machte sich auf die Suche nach den Spuren des Tapirs. Sie fand eine Spur und fragte sie: „Wie lange ist es her, daß dein Herr hier vorübergekommen ist?"
Die Spur antwortete: „Es ist schon eine geraume Zeit her," und die Schildkröte ging weiter.
Einen Monat später begegnete sie einer anderen Spur und fragte sie: „Wie lange ist es her, daß dein Herr dich getreten hat?"
Die Spur antwortete: „Es ist schon recht lange her."
Die Schildkröte ging weiter. Nach Verlauf von einem Monat begegnete sie einer anderen Spur und fragte sie: „Ist dein Herr noch sehr weit?"
Die Spur antwortete: „In zwei Tagen wirst du ihm begegnen."
„Pah!" sagte die Schildkröte. „Ich bin überdrüssig, hinter ihm herzulaufen. Vielleicht ist er sehr weit gegangen."

„Warum suchst du ihn denn?“ fragte die Spur.
„Weil ich mit ihm zu sprechen habe,“ antwortete die Schildkröte.
„Dann gehe auf diesen Flußarm zu!“ sagte die Spur. „Dort wirst du meinen großen Vater finden!“
„Es ist gut, ich gehe dorthin,“ sagte die Schildkröte.
Als sie an den Flußarm kam, fragte sie ihn: „Fluß, wo ist dein Herr?“ Der Flußarm antwortete: „Ich weiß es nicht.“ Darauf sagte die Schildkröte: „Warum sprichst du so zu mir?“
„Ich spreche so zu dir,“ sagte der Fluß, „weil ich weiß, was mein Vater dir getan hat.“
„Es ist gut,“ erwiderte die Schildkröte, „ich werde ihn auch so bald finden. Lebe wohl, Fluß! Du wirst mich nur mit dem Leichnam deines Vaters wiedersehen!“
„Störe ihn nicht,“ sagte der Fluß, „laß ihn schlafen!“
„Er schläft also!“ versetzte die Schildkröte. „Oh! Jetzt bin ich sehr zufrieden. Auf Wiedersehen, Fluß!“
Der Flußarm antwortete: „Aufgepaßt, Schildkröte! Du wirst dich ein zweites Mal in die Erde stampfen lassen!“
„Ich bin doch kein Stein, den man in den Boden tritt!“ sagte die Schildkröte. „Ich will jetzt den sehen, der gesagt hat, er sei stärker als ich. Wohlan, Fluß, ich gehe!“
Die Schildkröte ging den Fluß entlang auf der Suche nach dem Tapir und fand ihn: „Ah, da bist du ja! Ich habe dich also gefunden,“ sagte die Schildkröte. „Jetzt wollen wir sehen, ob ich ein Mann bin!“ Bevor sie sich auf ihn stürzte, sagte sie: „Das Feuer, so sagt man, brennt überall!“ — Damit biß sie sich mit aller Gewalt in das Skrotum ihres Feindes fest. Der Tapir erwachte, und da er sich verloren fühlte, schrie er: „Gnade, Schildkröte, Gnade! Laß ab von mir!“
„Ich werde nicht von dir ablassen,“ sagte diese, „denn ich will deine Kraft sehen!“



„Dann gehe ich weg," sagte der Tapir und lief zum Flußarm, wo er nach zwei Tagen starb.

Die Schildkröte schrie: „Nun wohl! Habe ich dich getötet, ja oder nein? Jetzt werde ich meine Verwandten rufen, damit wir dich essen!"

58. Schildkröte und Jaguar

Die Schildkröte schrie: „Meine Verwandten, meine Verwandten! Kommt herbei!"

Der Jaguar hörte sie, eilte herbei und fragte: „Warum schreist du so, Schildkröte?"

Die Schildkröte antwortete: „Ich rufe meine Verwandten, damit sie mit mir meine große Jagdbeute, einen Tapir, verzehren!"

„Einen Tapir!" sagte der Jaguar. „Willst du, daß ich ihn dir zerlege?"

„Ich will es wohl," sagte die Schildkröte. „Schneide ihn in zwei Hälften, eine für dich und eine für mich!"

„Dann geh und suche Brennholz!"

Die Schildkröte entfernte sich; da ergriff der Jaguar ihr Wildbret und machte sich davon.

Als die Schildkröte zurückkam, fand sie nur noch die Exkremente. Sie schalt auf den Jaguar und sagte: „Warte nur! Ich werde dir eines Tages schon begegnen!"

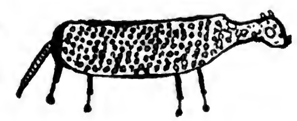
Die kleine Schildkröte ging und ging und ging. Nach zwei Tagen traf sie einen Affen, der auf eine Inaja-Palme geklettert war, um Früchte zu essen. Sie sagte zu ihm: „Affe, wirf mir einige Früchte herunter!"

Der Affe antwortete: „Steige herauf! Bist du kein Mann?"

Die Schildkröte antwortete: „Ich bin gewiß ein Mann, aber ich will nicht hinaufsteigen, weil ich ermüdet bin."

„Alles, was ich für dich tun kann, das ist, daß ich dich hierher hole," sagte der Affe.

„So komm und hole mich!" antwortete die Schildkröte.
Der Affe stieg herab, trug die Schildkröte auf den Baum und verließ sie. Die Schildkröte blieb dort zwei Tage, da sie nicht wußte, wie sie wieder herunterkommen sollte.
Da kam ein Jaguar an den Platz, sah die arme Schildkröte auf dem Baume sitzen und sprach zu ihr: „Oh! Schildkröte, wie bist du denn da hinaufgeklettert?"
„An diesem Baumstamm," erwiderte die Schildkröte.
Der Jaguar, welcher Hunger hatte, forderte sie auf herabzusteigen. Die Schildkröte antwortete: „Ich werde nicht herabsteigen, bevor ich alle

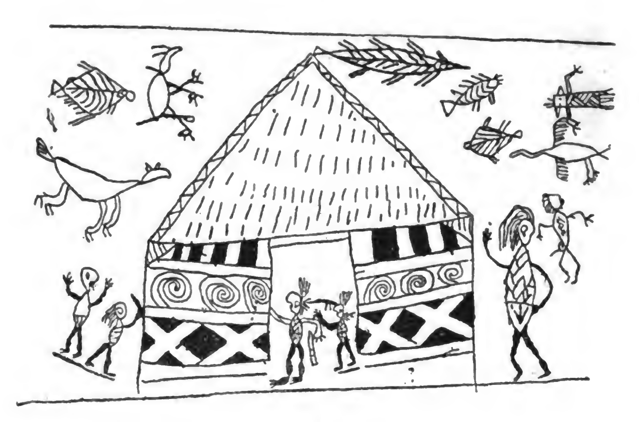


diese Früchte verzehrt habe. Wenn du davon haben willst, schließe die Augen! Ich will dir ein paar hinunterwerfen."
Der Jaguar schloß die Augen. Da sprang ihm die Schildkröte auf den Kopf und tötete ihn.
Sie wartete, bis er verwest war, zog einen Knochen heraus und machte sich eine Flöte davon. Dann ging sie weg, auf der Flöte blasend und singend: „Der Knochen des Jaguars ist meine Flöte, fri-fri-fri!"
Dies hörte ein anderer Jaguar. Er kam herbei und fragte die Schildkröte: „Was spielst du da auf deiner Flöte?"
Die Schildkröte antwortete: „Ich sang: ‚Der Knochen des Hirsches ist meine Flöte, i-i!'"
Der Jaguar erwiderte: „Das war es durchaus nicht, was ich dich flöten hörte."
„Ziehe dich ein wenig zurück," sagte die Schildkröte, „und du wirst es besser hören!"
Die Schildkröte suchte ein Loch, stellte sich an den Eingang und spielte auf ihrer Flöte: „Der Knochen des Jaguars ist meine Flöte, i-i!"
Als der Jaguar sie so spielen hörte, stürzte er auf sie zu, um sie zu fassen. Die Schildkröte schlüpfte in das Loch. Der Jaguar griff hinein und faßte die Schildkröte am Bein.

Die Schildkröte fing an zu lachen und sagte: „Er glaubt mein Bein zu halten und hält nur eine Wurzel!"
„Das ist gut," erwiderte der Jaguar und ließ das Bein der Schildkröte fahren.
Da lachte die Schildkröte von neuem und sprach: „Es war doch mein Bein, das du hieltest!"
Der dumme Jaguar wartete am Rande des Loches. Da kam eine Kröte. Er rief sie an: „Oh, Kröte!" Diese antwortete: „Hier bin ich!"
Der Jaguar sagte: „Die Schildkröte hat sich in diesem Loche versteckt, und ich will sie greifen. Bleib hier und bewache sie! Ich will eine Hacke holen, um sie auszugraben!"
Der Jaguar ging weg.
Die Schildkröte erschien nun am Eingang des Loches, erblickte die Kröte und rief ihr zu: „Oh, Kröte, was machst du da?"
„Ich bin hier, um dich zu bewachen," sagte die Kröte.
„Dann öffne deine Augen!" sagte die Schildkröte.
Die Kröte riß ihre Augen weit auf, und die Schildkröte warf ihr eine Handvoll Sand hinein. Während jene sich die Augen rieb, verließ die Schildkröte das Loch und machte sich davon.
Bald darauf erschien der Jaguar mit seiner Hacke und fragte die Kröte: „Wo ist die Schildkröte?"
„Sie ist im Loch," antwortete die Kröte.
Der Jaguar begann zu graben, zu graben, zu graben. Das Loch war sehr tief. Ganz ermüdet, ließ er endlich die Hacke sinken und fragte wütend die Kröte: „Wo ist denn die Schildkröte?" Die Kröte antwortete: „Ich weiß es nicht."
Da sagte der Jaguar: „Du weißt es wohl! Du hast sie entwischen lassen! Jetzt sollst du mir es büßen!" Mit diesen Worten stürzte er sich auf die Kröte und verschlang sie.

59. Die Entstehung des Tequendama-Falles

In längst vergangenen Zeiten, bevor der Mond die Erde begleitete, lebten die Bewohner der Hochebene von Bogota als rohe Wilde, nackt, ohne Ackerbau, ohne Gesetze und ohne Kult. Plötzlich erschien unter ihnen ein Greis, der von den Ebenen im Osten der Cordillere von Chingasa kam. Er war anscheinend von ganz anderer Rasse als die Eingeborenen, denn er hatte einen langen und dichten Bart. Er trug drei verschiedene Namen: Bochica, Nemquetheba und Zuhe. Dieser Greis lehrte die Menschen sich kleiden, Hütten bauen, die Erde bearbeiten und in Gemeinschaft leben. Er führte mit sich eine Frau, die ebenfalls drei Namen hatte: Chia, Yubecayguaya und Huythaca. Diese Frau war von seltener Schönheit, aber von außerordentlich bösem Charakter. Sie widersetzte sich ihrem Gatten in allem, was er zum Heil der Menschheit unternahm. Durch ihre Zauberkunst ließ sie den Fluß Funzha anschwellen, so daß seine Wasser das ganze Tal von Bogota überschwemmten. Durch diese Flut gingen die meisten Bewohner zugrunde; nur einige retteten sich auf die Gipfel der umliegenden Berge. Der erzürnte Greis jagte die schöne Huythaca weit von der Erde. Sie wurde der Mond, der seit dieser Zeit unsere Erde während der Nacht zu erleuchten begann. Bochica hatte nun Mitleid mit den Menschen, die auf den Gebirgen zerstreut waren. Er zerbrach mit mächtiger Hand die Felsen, die das Tal auf der Seite von Canoas und Tequendama verschlossen, und ließ durch diese Öffnung die Gewässer des Sees von Funzha ausströmen. Dann vereinigte er von neuem die Völker in dem Tal von Bogota, baute Städte, führte den Sonnenkult ein, ernannte zwei Oberhäupter und teilte unter sie die priesterliche und weltliche Macht. Er selbst zog sich unter dem Namen Idacanzas zurück in das heilige Tal von Iraca nahe bei Tunja, wo er unter den strengsten Bußübungen während der Dauer von 2000 Jahren lebte.



60. Iſi



ie Alten erzählen, daß im Anfang unſerer Zeit am Rio Caiary eine große Menge Weiber erſchien, begleitet von altersſchwachen Männern, durch die ſie keine Kinder bekommen konnten. Sie waren traurig, weil ſie vorausſahen, daß die Menſchheit auf dieſe Weiſe ausſterben würde.

Eines Tages erſchien ein Zauberer bei ihnen und ſprach:

„Ihr ſeid traurig?"

„Ja, wir ſind traurig, weil die Männer ſo altersſchwach ſind. Sie taugen nichts, trotzdem ſie Kangeruku getrunken haben."

„Seid nicht mehr traurig! Ihr werdet noch Nachkommenſchaft haben!"

„Wie? Wie?!" riefen ſie.

Sie wurden fröhlich.

„Ihr werdet es ſchon erfahren," antwortete der Zauberer. „Nehmet zunächſt ein Bad!"

Singend eilten ſie zum Fluß und begannen zu baden.

Als ſie aus dem Waſſer ſtiegen, ſprach der Zauberer zu

ihnen: „Jetzt werdet ihr Kinder bekommen, denn die große Schlange hat euch schon alle geschwängert."
Die Monde vergingen, und an einem und demselben Tag erschienen alle Kinder. Die jüngste Frau bekam die schönste Tochter. Das Kind wuchs heran und wurde immer schöner, und alle Jünglinge wollten sie heiraten. Eines Tages ging sie durch den Wald und traf einige Affen, die Uaku-Früchte aßen.
„Diese Früchte sind sehr gut zum Essen," sagte sie.
„Willst du davon haben?" fragte sie der Uaku.
„Ja," antwortete sie.
Die Affen warfen ihr Früchte zu, und sie kostete eine.
„Das schmeckt gut!"
Sie sammelte eine Menge und aß viele, so daß ihr die Brühe aus dem Mund über die Brust lief, bis sie zu dem „Weg der Kinder" kam.
Die Monde vergingen ohne Zeichen ihrer Jungfräulichkeit, aber ihr Leib schwoll an. Da fragten sie die Jünglinge: „Mit wem hast du dich eingelassen?"
Sie fragten, weil sie den Vater ihres Kindes töten wollten.
„Du hast uns nicht gewollt, aber jetzt werden wir dich töten, wenn du uns nicht erzählst, wer dich in diesen Zustand gebracht hat!"
Das Mädchen antwortete:
„Ich weiß nicht, wer es war. Ich habe nur Uaku-Früchte gegessen."
„Wirklich? Was machen wir nun?"
Nach einigen Monaten gebar sie einen Sohn.
In einer Nacht, als sie schlief, verschwand ihr Sohn. Sie weinte bitterlich und suchte ihn überall, konnte ihn aber nicht finden. Da kam sie auch zu dem Stamm des Uaku und hörte ein Kind weinen. Sie suchte nach ihm, fand es aber nicht. Sie verbrachte die Nacht schlafend am Stamme des Uaku. Als sie des Morgens erwachte, fand sie ihre Brüste leer. Das Kind hatte die ganze Nacht, während sie schlief, an ihr getrunken.

Jeden Tag hörte sie das Kind weinen, bis die Nacht kam, und jeden Morgen waren ihre Brüste leer, weil das Kind sie ausgetrunken hatte. So ging es Tag für Tag.
Ein Jahr später weinte das Kind nicht mehr, und ihre Brüste trockneten aus. Darauf hörte sie das Kind scherzen, lachen und hin und her laufen, ohne daß sie sah, wer da spielte.
Die Zeit ging dahin.
Eines Tages erschien ihr Sohn, der schon Mann geworden war, und Feuer ging aus seinen Händen und Haaren.
„Mutter, hier bin ich! Laß uns nach Hause gehen!" Alle Leute freuten sich und liefen hin zu ihm, und die Alten kamen, ihn zu sehen.
Die Zauberer kamen, bliesen ihn an und gaben ihm den Namen Isi, d. h. „du bist aus der Frucht entstanden".
Das Volk sprach: „Dieser soll unser Häuptling sein! Wir wollen ihn als Häuptling haben!"
Er antwortete: „Ich kann euer Häuptling nicht sein, weil ich noch nicht den Stein Nanacy habe. Er befindet sich auf dem Gebirge der Mondsichel."
Man sagt, daß die Sonne ihm ein Säckchen voll Zaubersachen gab. Sie sagte zu ihm: „Da hast du es, mein Sohn! Alles, was du machen willst, wirst du hier drinnen finden. Wo ich hinkomme, da wirst du auch hinkommen, und alle werden auf dich hören."
Man erzählt, daß die Weiber nach dem Gebirge gehen wollten, um den Stein des Häuptlings zu suchen. Die Männer wollten es ebenfalls. Da sagten die Zauberer:
„Die Weiber können diesen Stein nicht ergreifen."
Da begannen alle zu streiten.
Isi zog nun aus dem Säckchen einen kleinen Topf und setzte ihn aufs Feuer, um Pech zu sieden. Als es zu kochen begann, kamen aus dem Rauch Fledermäuse hervor. Dann kamen Nachtschwalben, Käuzchen, Eulen und andere Nachtvögel.
Darauf kamen heraus andere Vögel, wie Schwälbchen, dann kleine Geier. Als der Königsgeier herauskam, packte ihn Isi

und sprach zu ihm: „Bring mich nach dem Gebirge der Mondsichel, und wenn du mich zurückbringst, werde ich dich freilassen."
Der Geier brachte Isi nach dem Gebirge des Mondes.
Als er auf den Gipfel des Gebirges kam, fand er dort den Mond sitzen. Dieser sprach zu ihm:
„Nimm deinen Stein! Empfange deine Würde, mit der du Herrscher deines Volkes sein sollst. Versammele dein Volk und laß es fasten. Ich will dich lehren, wie du dein Volk regieren sollst. Wer auf deine Worte nicht hört, den töte! Jetzt gehe weg!"
Isi ging weg, und als er zurückgekommen war, entließ er den Geier.
Man sagt, daß er nach seiner Rückkehr die Alten und die Zauberer zusammenrief und ihnen alles erzählte, was ihm der Mond gesagt hatte, und sie bat, nichts auszuplaudern. Dann verließ er sie.
Die Weiber wollten gern wissen, was Isi gesagt hatte und suchten die Alten zu verführen. Bei Einbruch der Nacht machten sich die hübschesten Mädchen zu den Alten in die Hängematten und taten ihnen schön, damit sie erzählten.
Die Alten schliefen ermüdet, und als sie des Morgens erwachten, sahen sie niemand.
„Ich träumte!" sagte einer.
„Ich auch! Ich auch!" riefen die anderen.
Da nun die Weiber alles wußten, was Isi gesagt hatte, gingen sie daran, Häuptlinge zu machen. Die Männer begehrten es ebenfalls. Von den Alten, die geplaudert hatten, verbrannte Isi einen und streute seine Asche in den Wind. Da kamen daraus hervor Skorpione, Tokandyra-Ameisen und andere Sachen, die Schmerz bereiten, auch giftige Pflanzen, wie Curare. Einen anderen verwandelte er in eine Kröte; einen anderen in eine Schlange.
Isi erschien wieder, ordnete Fasten an, geißelte Männer und Weiber und lief hinter einer Frau her, die das Geheimnis enthüllte.

Er forderte sie auf, seine Worte nicht weiter zu verbreiten, vereinigte sich mit ihr und tötete sie alsdann.
Darauf veranstaltete er sein großes Fest, versammelte vier Alte und verbot den Weibern, etwas davon zu sehen und zu hören.
Er gab neue Befehle und sagte zu ihnen:
„Alle Weiber, die mein Geheimnis zu wissen begehren, werden sterben. Alle Männer, die es ausplaudern, werden sterben. Ihr könnt es den Jünglingen erzählen, aber nicht den Kindern.“
Nachdem er dies gesagt hatte, weinte er.
Die neugierigsten unter den Weibern wünschten das Geheimnis zu erfahren und gingen hin, um zu lauschen.
Als er mit seiner Rede zu Ende war, starben sie alle und verwandelten sich in Steine.
Isi weinte, weil seine Mutter auch gelauscht hatte und gestorben war. Darauf tanzte er, um seine Häuptlingsschaft und seine neue Würde zu feiern. Dann ging er zum Himmel, nachdem er einige Male durch den Wald gewandelt war.
Die Jahre vergingen.
Eines Tages waren einige Jünglinge unter dem Uakubaum, als ein Zauberer kam und zu ihnen sprach:
„Jünglinge, ihr sollt fasten! Wenn ihr es nicht tut, fresse ich euch auf!“
Man erzählt, daß sie nicht fasten wollten. Da erschien eines Tages der Zauberer, packte sie und verschlang alle.
Die Eltern der Jünglinge ergrimmten über den Zauberer. Sie ließen Kaschiri bereiten und luden den Zauberer dazu ein. Der Zauberer kam, und sie tranken an diesem Tag. Er betrank sich bis zur Bewußtlosigkeit. Als die Alten ihn betrunken sahen, sagten sie:
„Wir wollen Feuer machen und ihn verbrennen, damit wir uns rächen!“
Darauf, so erzählt man, warfen sie den Zauberarzt ins Feuer. Er verbrannte und zerfiel in Asche.
In der Nacht erstand aus seiner Asche die Paschiuba-Palme,

und als sie des Morgens kamen, sahen sie die wiedererstandene Asche, und sie riefen aus:
„Wie ist aus der Asche des Zauberers die Paschiuba entstanden?“
Die Palme wuchs, und ihre Blätter berührten den Himmel, und durch ihr Mark stieg die Seele des Zauberers in Gestalt eines Eichhorns empor.
Die Alten, die wußten, daß die Seele des Zauberers an der Paschiuba emporgestiegen war, schlugen den Baum um, und als er zu Boden stürzte, sagten sie:
„Jetzt kommt seine Seele nicht mehr!“

61. Das Haus der Jungfrauen

Man sagt, daß es in früheren Zeiten am Anaua, am Caiary Jungfrauen gab, die die heiligen Geräte hüteten.
Man sagt, daß einmal eine dieser Jungfrauen geflohen sei, um sich einen Mann zu verschaffen. Als sie in den Wald gekommen war, und die Nacht anbrach, ging sie schlafen. Gegen Morgen weinte sie. Da hörte sie Männer sprechen. Einer von ihnen sagte:
„Ich werde mich nicht verheiraten; vielleicht aber begegne ich einem schönen Mädchen, dann werde ich sie heiraten.“
Darauf trafen sie die Jungfrau. Er sah sie und fand sie schön, und auch sie fand Gefallen an ihm.
Der Mann sagte zu ihr:
„Willst du mich heiraten?“
Das Mädchen antwortete: „Ich will es.“
Darauf nahm er sie mit in sein Land.
Jener Mann gehörte dem Volke der Agamis an.
Die Eltern verheirateten ihn, und nach der Hochzeit gingen sie im Flüßchen baden. Dort fanden sie das Kraut des Agami. Mit diesem rieben sie den Körper ein und wuschen sich. Man sagt, daß sie sich alsdann beide in Agamis (Trom-



petervögel) verwandelten. Darauf fühlte sie, daß sie Eier hatte, und ihr Leib schwoll an, so daß sie nicht mehr gehen konnte. Man erzählt, daß die Frau sagte:

„Das sind keine Eier, das sind vielleicht Kinder."

Einige Monate später brachte sie zwei Kinder zur Welt, ein Mädchen und einen Knaben.

Die Kinder wuchsen heran. Der Knabe war kräftig, und man sagt, daß er es liebte, mit dem Pfeil zu schießen, so daß seine Mutter zu ihm sagte:

„Mein Sohn, in einiger Zeit wirst du Agamis schießen."

Die Mutter sah die Kinder niemals, wenn sie schliefen. Eines Nachts jedoch sah sie sie. Sie blickte auf ihre Kinder und erschrak. Die Kleine, sagt man, hatte sieben Sterne auf der Stirn, und der Knabe trug andere Sterne, wie eine Schlange gewunden, auf dem Körper.

Die Mutter blieb erschrocken und rief ihren Gatten, daß er die Kinder sähe. Der Vater kam und erschrak ebenfalls. Er sprach:

„Ich bin doch ein Vogel; wie kommt es, daß ich Kinder habe?"

Darauf, so erzählt man, ging er zu den Zauberärzten und sprach zu ihnen:
„Wer will mir dies erklären: ich bin ein Vogel, und mein Weib hat Kinder?"
Die Zauberärzte antworteten:
„Das sind ebenso deine Kinder. Als du mit deinem Weibe zusammenwarst, schaute sie auf die Sterne, und daher fielen die Sterne auf die Kinder."
Während der Vater mit den Zauberärzten sprach, und auch die Mutter ausgegangen war, ergriff der Knabe seine Pfeile und seinen Bogen und ging auf die Jagd. Er traf Agamis und tötete alle. Nachdem sie alle tot waren, kamen andere, und er tötete auch diese. Dann ging er heim. Darauf kam die Mutter. Er sagte zu seiner Mutter:
„Mutter, ich habe alle Agamis getötet. Willst du sie sehen?"
„Vorwärts!"
Als sie hinkamen, sah sie, daß der Kleine seinen Vater und alle Zauberärzte getötet hatte.
Da sagte die Mutter zu ihm:
„Mein Sohn, du hast deinen Vater und die Zauberärzte getötet. Jetzt gibt uns niemand den Unterhalt. Du hast uns sehr geschädigt."
Darauf, so erzählt man, antwortete der Knabe:
„Mache dein Herz nicht traurig, Mutter! Dafür bin ich da, daß ich dir geben werde, was dir fehlt."
Darauf machten sie sich auf nach dem Lande der Großeltern. Auf dem Weg sagte sie zu ihrem Sohn:
„Mein Sohn, wie werden wir in das Land deines Großvaters kommen? Als ich damals von dort wegging, hatte ich noch keine Kinder, war ich noch Jungfrau. Jetzt wird mich dein Großvater wieder in das Weiberhaus sperren wollen, in jenes finstere Haus, damit ich die Männer nicht kennen lerne."
„Beruhige dich, Mutter! Laß mich nur machen! Wenn ich dorthin komme, mache ich ein Ende mit diesen Sachen."
Als sie in das Land des Großvaters kamen, ergriff dieser

kleine Knabe einen großen Felsen und warf ihn auf das Haus, so daß es ganz platt gedrückt wurde. Alle Frauen, die darin waren, flohen. Durch seine eigene Schwere bohrte sich der Fels tief in die Erde.
Als der Großvater dies sah, erfaßte ihn Furcht vor dem Knaben, und alle Häuptlinge und das ganze Volk fürchteten sich.
Darauf, so erzählt man, sprach ein Häuptling:
„Ich werde dich lieben mein ganzes Leben lang, nur wünsche ich von dir, daß du wiederherstellst, was du zerstört hast, wie es vorher war."
Darauf erwiderte der Knabe dem Häuptling:
„Ich wünsche ebenfalls alle Dinge wieder an ihrem Platz zu sehen."
Damit ergriff er den großen Felsen und legte ihn wieder an seinen Platz. Sie blieben nun wohl aufgehoben in dem Lande ihrer Verwandten.
Darauf, so sagt man, begann das Mädchen zu kränkeln, weil sie keinen Mann hatte.
Da sprach der Knabe zu seiner Mutter:
„Gib mir meine Schwester, damit ich sie wegführe und heile, denn nur ich weiß, wo das Heilmittel für sie ist!"
Also führte der Bruder sie weg zum Himmel, da er nicht wünschte, daß sie heiratete. Sie ist es, die wir heute dort sehen und Siusi, das Siebengestirn (Plejaden), nennen.
Als die Kinder nicht wiederkamen, ging die Mutter aus, sie zu suchen. Beim Überschreiten eines Flüßchens wurde sie von der großen Schlange verschluckt.
Der Sohn kam zurück und fand die Mutter nicht mehr. Da ging er aus, sie zu suchen.
Er zog durch alle Länder und hinterließ überall Söhne. Endlich fand er seine Mutter. Als er sie gefunden hatte, nahm er sie mit sich zum Himmel. Er ist heute jener Stern, den wir „Pino" oder „große Schlange" nennen.
Was ich hier erzählt habe, geschah in unserem Anfang, im Anfang der Welt unserer Ahnen.

phot. Koch-Grünberg



Maskentanz der Kaua / Nordwestbrasilien

62. Die erste Paschiuba-Palme

Vor vielen, vielen Jahren kam aus dem großen Wasserhaus, der Heimat der Sonne, ein kleiner Knabe, der so wunderschön singen konnte, daß viele Leute von nah und fern herbeieilten, ihn zu sehen und zu hören. Der Knabe hieß Milomaki.

Als aber die Leute, die ihn gehört hatten, heimkehrten und Fische aßen, fielen sie alle tot nieder. Da ergriffen ihre Angehörigen Milomaki, der inzwischen zum Jüngling herangewachsen war, und verbrannten ihn auf einem großen Scheiterhaufen, weil er schlecht wäre und ihre Brüder getötet hätte. Der Jüngling aber fuhr bis zu seinem Ende fort, wunderschön zu singen, und als schon die Flammen an seinem Leib emporleckten, sang er:

„Jetzt sterbe ich, mein Sohn, jetzt verlasse ich diese Welt!"

Als sein Leib von der Hitze anschwoll, sang er noch immer in herrlichen Tönen:

„Jetzt zerbricht mein Leib, jetzt bin ich tot!"

Sein Leib zerplatzte. Er starb und wurde von den Flammen verzehrt; seine Seele aber stieg auf zum Himmel. Aus seiner Asche erwuchs noch an demselben Tage ein langes, grünes Blatt. Es wurde zusehends größer und größer, breitete sich aus und war am anderen Tag schon ein hoher Baum, die erste Paschiubapalme. Denn vorher gab es diese Palmen nicht. Die Leute aber machten aus ihrem Holz große Flöten, und diese gaben die wunderschönen Weisen wieder, die einst Milomaki gesungen hatte. Die Männer blasen sie bis auf den heutigen Tag, jedesmal wenn die Waldfrüchte reif sind, und fasten und tanzen zu Ehren von Milomaki, der alle Früchte geschaffen hat. Die Weiber aber und kleinen Knaben dürfen die Flöten nicht sehen, sonst müssen sie sterben.

63. Die Falken und die Sintflut



Ein Mann fand auf einem Baume das Nest eines Falken und holte seinen jüngeren Bruder, damit er ihm helfe, es auszunehmen. Sie machten eine Leiter, und der ältere stieg hinauf, während ihm der jüngere die Stangen hinaufbrachte. Während dieser Arbeit fiel dem jüngeren irgend etwas von dem Baum auf den Kopf, und er bat die Frau seines Bruders, es ihm aus dem Haar herauszusuchen. Als der ältere Bruder auf der Leiter diese Szene sah, wurde er eifersüchtig. Als nur noch wenige Sprossen bis zu dem Nest fehlten, stieg er herab und hieß seinen Bruder den Rest machen. Als dann der jüngere die Leiter fertiggestellt hatte, stieg er ihm nach und hieb unter ihm die sämtlichen Schlingpflanzen durch, mit denen die Stangen befestigt waren. Dann ging er mit seiner Frau heim und ließ seinen Bruder auf dem Baum bei dem Nest zurück, von wo er ohne Leiter nicht mehr heruntersteigen konnte.

In dem Nest war nur ein Junges. Nach einiger Zeit kam das Falkenweibchen geflogen und fragte den Mann, was er da oben wolle. Er erzählte, wie er wegen des jungen Falken auf den Baum gestiegen und von seinem Bruder in dieser Lage verlassen worden sei. „Willst du meine Tochter aufziehen?" fragte das Falkenweibchen. Der Mann bejahte es, und die Mutter gab ihm einen Affen, den sie getötet hatte; den solle er für das Junge rupfen. Nach einer Weile kam auch der Falke selbst mit einem großen Brüllaffen geflogen. Der Mann erzählte auch ihm seine Geschichte, und der Vogel lehrte ihn nun zuerst, wie er den Brüllaffen zu rupfen habe, denn das ging bei dem Manne noch viel zu langsam. Dann fragte er ihn, ob er nicht auch ein Falke werden wolle, und der Mann stimmte zu. Der Falke flog nun fort und kam bald darauf mit einigen Genossen zurück. Zu zweien

und dreien kamen dann viele Falken von allen Arten geflogen, bis ein großer Schwarm versammelt war. Sie setzten sich um den Mann herum und begannen ihre Gesänge. Da wuchsen dem Manne Federn und Klauen, und er wurde zum Falken. Dann versuchte er zu fliegen. Anfangs glückte es ihm nicht; dann aber halfen ihm die Falken, und er lernte es.

Die Vögel beschlossen nun, seinen Bruder zu töten, und teilten ihren Beschluß dem Manne mit. Im Dorfe der Brüder war gerade ein Fest, und der ältere saß vor seiner Hütte und bemalte sich zum Tanz. Da erschien der jüngere in der Gestalt eines kleinen Falken und setzte sich in seiner Nähe nieder. Die Leute des Dorfes riefen seinem Bruder zu, er solle doch den Vogel schießen, denn er war als ihr bester Pfeilschütze bekannt. Da holte er seine Waffen aus der Hütte und entsandte einen Pfeil nach dem Falken, aber dieser flog auf, und das Geschoß ging unter ihm durch. Ebenso ging es mit einem zweiten Pfeil, und der kleine Falke setzte sich nun ganz dicht vor dem Manne nieder. Wütend schoß dieser zum dritten Male, und als auch dieser Pfeil vorbeigegangen war, flog der Vogel herzu und faßte ihn mit seinen Krallen am Schopf. In demselben Augenblick verwandelte er sich in einen riesigen Falken und trug seinen Bruder in den Fängen in die Luft empor. Sogleich fiel ein großer Schwarm von Raubvögeln über ihn her und fraß ihn auf, daß nur die Knochen zur Erde fielen.

Der jüngere Bruder konnte sich nun beliebig in einen Menschen oder Falken verwandeln. Die Falken schickten ihn aus, um auch seine Eltern zu holen. Er kam in Menschengestalt in sein Dorf, und als ihn die Leute nach so langer Zeit wieder erscheinen sahen, erschraken sie und sagten, er sei wohl auf dem Wege des Azang (Dämon) gekommen. Er forderte darauf seine Eltern auf, mit ihm zusammen in ein Haus zu gehen und zu tanzen. Auch andere Dorfbewohner lud er ein; sie wollten aber nicht kommen. Während sie in dem Hause tanzten, löste es sich vom Boden los und stieg mit ihnen in

die Luft empor. Nun liefen die Dorfbewohner zusammen und wollten die Davonziehenden zurückhalten. Die Medizinmänner rauchten ihre Zigarren und bliesen den Rauch in die Höhe, aber es nützte nichts.

Die ganze folgende Nacht hindurch regnete es, und das Wasser stieg so hoch, daß viele Leute ertranken. Eine Anzahl Personen rettete sich auf Uassaï-Palmen. Da sie in der Dunkelheit nichts unter sich sehen konnten, so warfen sie von Zeit zu Zeit Palmfrüchte herunter, um am Aufschlagen zu erkennen, ob der Boden trocken sei oder unter Wasser stände. Es klang aber nur immer pluk — pluk, wenn die Früchte ins Wasser fielen. Da begannen sie, sich in der Dunkelheit gegenseitig wie Kröten anzurufen, und das taten sie so lange, bis sie selbst zu Kröten wurden.

64. Die Tochter des Königsgeiers



ie Königsgeier pflegten an einen See zu kommen. Dort legten sie ihre Federkleider ab und badeten in der Gestalt junger Mädchen. Da war ein Mann, der schon anfing alt zu werden, und der kein Weib besaß. Als er die Mädchen in dem See baden sah, dachte er, wie er sich eins davon als seine Gefährtin einfangen könnte. Er baute eine Jagdhütte am Ufer, ging hinein und wartete. Die Geiermädchen kamen und legten ihre Federkleider ab, und das eine ließ sein Kleid dicht bei der Jagdhütte. Da sprang der Mann hervor und ergriff das Federkleid. Die anderen Geiermädchen liefen rasch nach ihren Federn, legten sie an und flogen auf; nur das Mädchen, dessen Kleid der Mann ergriffen hatte, blieb stehen und bat: „Gib mir nun auch meine Federn; meine Gefährtinnen sind schon fort, und ich will auch weiterfliegen!" — „Nein," antwortete der Mann, „dein Federkleid bekommst du nicht mehr!" — Dann sahen sie sich gegenseitig an und fanden

Gefallen aneinander. Der Mann nahm das Geiermädchen mit in seine Hütte und verwahrte das Federkleid in einem Korbe.
Er gab ihr andere Kleidung und heiratete sie. Sie gewöhnten sich aneinander und hatten einen Sohn, der aufwuchs und groß wurde.
Eines Tages schlug die Frau ihrem Manne vor, ihren Vater zu besuchen. Der alte Königsgeier aber wohnte jenseits des Himmels. — „Wie sollte ich wohl dorthin kommen; ich habe doch keine Flügel!?" sprach der Mann; seine Frau aber versprach, die Sache zu besorgen. Sie brachte Janiparana-Blätter und band sie ihrem Mann und ihrem Sohn an die Arme. Dann fächelte sie die beiden mit ihrem Federhemd an, und die Arme wurden zu Flügeln, die Blätter zu Federn. — „Nun laßt uns den Flug versuchen!" sprach sie. Der Sohn versuchte es zuerst. Er flog auf und setzte sich ein Stück weiter auf einen Baum. Dann versuchte es auch der Vater, aber er fiel sofort zu Boden. — „Ich werde dir helfen, daß du trotzdem mitkommen kannst," tröstete ihn seine Frau. Sie flog nun unter ihm hin und unterstützte ihn, wenn er zu fallen drohte. So stiegen sie auf. Der Sohn flog sofort zur Himmelstür und setzte sich dort nieder. Nach einiger Zeit kamen auch seine Eltern an; der Mann war jedoch vollständig ermattet. Sie gingen in den Himmel hinein. Dort ist es gerade so wie hier unten. Die Geier wohnen dort; sie legen dort aber ihre Federkleider ab und haben Menschengestalt.
Die Familie ging nun im Himmel weiter ihres Weges und kam an das Haus der Sonne. Diese sah aus wie ein Mann mit einem Lippenpflock und einer leuchtenden Federkrone auf dem Kopfe. Man konnte ihm nicht nahe kommen, so heiß war er. Sie begrüßten ihn, und er fragte: „Wo wollt ihr hin?" — „Wir gehen, meinen Vater zu besuchen," antwortete die Frau. Darauf kamen sie zum Hause des Mondes; der hatte einen ganz kahlen Schädel. Hierauf gelangten sie an die Wohnung des Windes, der nicht zu Hause

war. Sie traten ein und warteten. Plötzlich begann ein heftiger Sturm zu wehen. „Da kommt der Wind!" sprach die Frau, und dann trat er ein, bärtig, seinen Kopfschmuck in der erhobenen Hand. Als er eintrat, setzte er seinen Kopfschmuck auf, und sofort legte sich der Sturm. Sie grüßten ihn, und er fragte, wohin sie gingen. — „Zu meinem Vater," antwortete die Frau.

Schließlich kamen sie an das Haus des alten Königsgeiers. Die Frau ließ nun ihren Gatten zurück, um ihren Vater zuerst von seiner Ankunft zu benachrichtigen und zu sehen, ob er ihn empfangen wolle. Sie ging deshalb zuerst nur mit ihrem Sohn zu dem Alten hinein und begrüßte ihn. Der Alte fragte, wer der Vater des Knaben sei, worauf ihm die Frau die Geschichte ihrer Heirat erzählte. Darauf ließ der alte Königsgeier ihren Gatten rufen, empfing ihn und gab der Familie ein Unterkommen. Er war jedoch höchst erbost über seinen Schwiegersohn und sann auf einen Vorwand, ihn umzubringen.

Am folgenden Morgen ließ er dem Manne durch dessen Frau den Befehl überbringen, er solle einen großen Einbaum anfertigen, und zwar solle das Werk unbedingt noch am gleichen Tage fertig sein. Der Mann, welcher nichts vom Bootbau verstand, ging traurig in den Wald und dachte vergebens nach, wie er sich seiner Aufgabe erledigen könne. Schließlich fällte er einen Baum und begann langsam ihn zu behauen: tok-tok-tok. Da kam der Specht und setzte sich bei ihm nieder. Er war der Häuptling aller Spechte, und er fragte ihn: „Was tust du da?" — Der Mann erzählte ihm seine bedrängte Lage, und der Spechthäuptling antwortete: „Wir wollen dir helfen! Laß mich meine Leute zusammenrufen!" — Dann flog er fort und kam mit einem gewaltigen Schwarm von Spechten zurück. Den Falken hieß er auf der Spitze eines Baumes Wache halten, daß der Alte sie nicht überrasche. Die Spechte machten sich dann mit Eifer an die Arbeit des Bootbaues. Sie waren damit auch fast fertig, als der Falke seinen Alarmruf erschallen ließ: „Kja-kja-kja!"

Die Spechte flogen im Nu davon. Der Alte kam und setzte sich bei seinem Schwiegersohn nieder, indem er fragte, wie die Arbeit gehe. — „Ich bin schon fast damit fertig," antwortete dieser. Da stand der Alte nach einer Weile wieder auf und ging. Sofort kam der Spechthäuptling wieder und fragte: „Ist er schon fort?" — „Ja." — Da rief er seine Leute hervor, und als es Abend wurde, war das Boot fertig. Nun gingen alle. Der Mann erzählte seiner Frau, daß das Boot fertig sei, und am folgenden Tage brachten sie es ins Wasser.

Eines Tages hatte der Alte Hunger. Er ließ seinem Schwiegersohn befehlen, er solle noch heute den Fluß absperren, das Wasser ausschöpfen und ihm „Trahira-Fische" bringen. Mit den „Trahiras" aber meinte er Alligatoren. Der Mann ging und sperrte den Fluß ab, aber er dachte vergebens nach, wie er das viele Wasser noch heute ausschöpfen solle. Schließlich nahm er ein hohles Stück Baumrinde und begann damit traurig sein Werk. Da kam der Tatina, welcher der Häuptling aller Libellen war, und fragte ihn, was er da tue. Er erzählte ihm, was ihm sein Schwiegervater befohlen hatte, und der Tatina versprach, ihm mit seinen Leuten zu Hilfe zu kommen. Er rief einen großen Schwarm Libellen von allen Farben. Diese setzten sich der Reihe nach an die Sperre und begannen das Wasser mit den Beinen herauszuwerfen. Sie arbeiteten so schnell, daß in kurzer Zeit das Flußbett trocken war. Den Falken brauchten sie diesmal gar nicht als Wächter, weil der alte Königsgeier, gewiß, daß sein Befehl vollzogen würde, doch nicht kam. Nun hieß der Tatina den Mann, die Trahiras zu töten, und es waren ihrer so viele, daß er sämtliche Körbe, die er mitgebracht hatte, damit anfüllte. Er trug die Fische heim und ließ seinem Schwiegervater sagen, daß er seine Arbeit getan habe.

Der Alte, welcher glaubte, daß der Mann ihm Alligatoren gebracht habe, ließ ihn die Beute in den Wald tragen, damit sie dort verfaule und Maden bekomme, die seine Lieblingsspeise waren. Er ließ dann Tapiokamehl machen, und als

er nach ein paar Tagen meinte, daß schon genug Maden vorhanden sein könnten, füllte er damit eine große Kürbisschale und ging in den Wald, um zu schmausen. Da fand er den Haufen Fische, aber keine Alligatoren, wie er geglaubt hatte, und er kehrte wütend um und schalt seine Tochter, daß sie ihrem Manne den Auftrag nicht richtig gegeben habe.
Die Frau riet nun ihrem Gatten, er solle, um den Alten zu besänftigen, eine neue Sperre anlegen und dieses Mal Alligatoren fangen. Der Mann ging traurig zum Fluß, indem er dachte: „Wer weiß, ob mir der Tatina auch dieses Mal Hilfe bringen wird?" — Als er aber den Fluß abgesperrt hatte, brachte der Tatina wieder sein Volk, welches in kurzer Zeit die Arbeit tat. In dem flachen Wasser tötete darauf der Mann eine Menge Alligatoren, band sie zusammen und schleppte sie heim. Seine Frau teilte dann ihrem Vater mit, daß die Beute bereit sei, und dieser hieß die „Trahiras" wieder in den Wald bringen. Als sie dann Maden bekommen hatten, nahm er eine Kürbisschale mit Tapiokamehl, ging hin und schmauste dort drei Tage lang.
Dann sann er auf einen anderen Vorwand, seinen Schwiegersohn zu töten; seine Tochter aber war schon an den Gatten gewöhnt, und er tat ihr leid. Der Alte steckte ein großes Stück Wald ab und ließ dem Manne sagen, er müsse unbedingt noch heute diesen Wald niederschlagen, sonst lasse er ihn töten. Traurig schliff der Mann seine Axt und ging an die Arbeit. Nachdem er aber die ersten Bäume gefällt hatte, setzte er sich nieder und dachte über seine Lage nach. Da kam wieder der Spechthäuptling geflogen und grüßte ihn: „Guten Tag, Gevatter!" — Er klagte dem Vogel sein Leid, und dieser versprach, ihm wieder mit seinen Leuten zu helfen. Er brachte auch seine ganze zahlreiche Sippe an, und nachdem er den Falken als Wächter ausgesetzt hatte, begannen die Spechte fleißig zu arbeiten. Während die einen das Unterholz niederschlugen, fällten die anderen die dicken Stämme, und sie waren schon fast damit fertig, als der Falke seinen Signalruf erschallen ließ, das Nahen des Alten

verkündend. Rasch flogen die Spechte auf und versteckten sich hinter den Bäumen, während der Alte herankam und hocherfreut war über die getane Arbeit. — „Nun werde ich dich nicht mehr töten," versprach er seinem Schwiegersohn und ging wieder. Da kamen die Spechte sogleich wieder hervor, und als es Abend war, hatten sie den Waldschlag beendet. Darauf gingen alle heim.
Als der geschlagene Wald trocken war, befahl der alte Königsgeier, Feuer anzulegen. Er ging selbst mit, angeblich um seinem Schwiegersohn zu zeigen, wie er es machen solle. Er legte zuerst am Rande Feuer an und befahl dem Manne, in die Tiefe der Rodung zu gehen und zu sehen, ob es dort auch gut brenne. Als sich der Mann jedoch umsah, war ihm von den Flammen schon ringsum jeder Ausweg abgeschnitten. Da erkannte er, daß der alte Königsgeier ihn auf diese Weise töten wolle, und daß er nun sterben müsse. Er setzte sich hin und weinte. Da kam eine Spinne aus ihrem Loch im Boden hervor und fragte ihn, warum er weine. Er erzählte ihr die Bosheit seines Schwiegervaters, worauf ihn die Spinne einlud, mit hinab in ihre Höhle zu kommen. Sie verwandelte den Mann in eine Spinne, und sie gingen zusammen in die Höhle, wo sie aßen und warteten, bis das Feuer ausgebrannt war. Das dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht.
Als der Königsgeier nach Hause kam, fragte er seine Tochter, ob ihr Mann etwa schon zurückgekommen sei. „Ach, der ist doch gewiß schon tot!" antwortete die Frau, welche wohl wußte, was ihr Vater getan hatte. Am folgenden Tage füllte der alte Königsgeier seine große Kürbisschale mit Tapiokamehl und ging nach der Brandstätte, um sein Mahl an der Leiche seines Schwiegersohnes zu halten. Seine Tochter ging weinend mit ihrem Knaben hinter ihm her. Der Alte sah sich überall nach der Leiche um, als er aber mitten in die Brandstätte kam, sah er den Gesuchten unversehrt an einem Baumstumpf stehen. Da schleuderte der Königsgeier grimmig seine Schale mit dem Tapiokamehl

zu Boden und kehrte wütend um. Die Frau aber riet nun ihrem Manne, das Haus des Schwiegervaters zu verlassen, da er ihn sonst doch noch töten werde.
Sie gingen nach Hause, packten ihre Sachen und machten Maniokmehl zur Wegzehrung zurecht. Der alte Königsgeier war furchtbar erbost, und als sie gegangen waren, sandte er ihnen seine Krieger, die Urubus (schwarzen Aasgeier) nach. Die Frau aber hatte dies schon vorausgesehen und zur Vorsicht ein langes Messer mitgenommen. Als nun die Urubus über ihren Mann herfielen und ihn ergreifen wollten, hieb sie mit ihrer Waffe tapfer auf die Angreifer ein, schlug den einen die Köpfe, den anderen die Flügel ab und jagte die übrigen zurück.
So kam die Familie wieder an die Pforte des Himmels und bereitete sich vor, hinabzusteigen. Der Sohn schwebte auch sofort zur Erde hinab; der Mann aber meinte ängstlich, er werde wohl stürzen, sobald er den Flug versuchen würde. Seine Frau tröstete ihn aber, und indem sie unter ihm hinflog, stützte sie ihn so, daß er nicht fallen konnte. Ganz ermüdet und außer Atem kam der Mann unten auf der Erde an. Er mußte sich sofort setzen und anlehnen, so ermattet war er.

65. Der Raub des Feuers

Das Feuer war früher im Besitz des Königsgeiers. Die Tembe trockneten das Fleisch, das sie essen wollten, nur in der Sonnenhitze. Die Tembe beschlossen, dem Königsgeier das Feuer zu rauben, und töteten zu diesem Zweck einen Tapir. Sie ließen ihn liegen, und nach drei Tagen war er verfault und voll Maden. Der Königsgeier kam mit seiner Sippe herab. Sie zogen ihre Federkleider aus und hatten nun Menschengestalt. Sie hatten einen Feuerbrand mitgebracht und mach-

ten damit ein großes Feuer an. Sie sammelten die Maden, wickelten sie in Blätter und brieten sie. Die Tembe, die sich versteckt gehalten hatten, stürzten nun herbei, aber die Geier flogen auf und brachten das Feuer in Sicherheit. So bemühten sich die Indianer drei Tage lang vergebens. Dann machten sie eine Jagdhütte bei dem Aas, und ein alter Medizinmann versteckte sich darin. Die Geier kamen wieder und machten ihr Feuer dicht bei dem Jagdschirm. „Dieses Mal, wenn ich rasch zuspringe, bekomme ich einen Feuerbrand," sagte sich der Alte. Als die Geier ihre Federkleider abgelegt hatten und Maden brieten, sprang er hervor. Die Geier stürzten nach ihren Federkleidern, und unterdessen riß der Alte einen Brand an sich; das übrige Feuer sammelten die Vögel auf und flogen damit fort. Der alte Medizinmann tat nun das Feuer in alle die Bäume, aus deren Holz man heute Feuer bohrt.

66. Der Erwerb der Nacht



u Anfang war der Himmel der Erde viel näher als jetzt. Da beschlossen die Vögel, ihn ein Stück höher zu heben. Sie vereinigten sich alle zu dieser Arbeit und luden auch die Fledermaus dazu ein. Diese wollte sich aber nicht anstrengen und verweigerte ihre Hilfe. Seitdem muß sie mit dem Kopf nach unten schlafen.

Die alten Tembe hatten ihre Hütten auf einer Steppe. Zu jener Zeit war es immer hell, und man mußte am Tag schlafen. Sie wünschten sich sehr ein wenig Dunkelheit, um besser schlafen zu können. Da erzählte ihnen ein Alter, er habe zwei große Töpfe gesehen, bei denen ein alter Azang (Dämon) wache. Die Töpfe seien schwarz, und darinnen sei es dunkel. Da dachten sich die Tembe, in den Töpfen müsse wohl die Nacht enthalten sein, die sie sich so sehnlichst wünschten, und sie gingen hin, um zu sehen, wie sie etwas davon erlangen

könnten. Als sie herangeschlichen kamen, hörten sie in den Töpfen die Stimmen von Eulen, Nachtaffen, des Azang, der „taty" schreit, und anderer Nachtwesen. Sie zerbrachen den kleineren der beiden Töpfe mit Pfeilschüssen und liefen rasch zurück, denn hinter ihnen kam die Nacht mit ihrem Getier. Zu Hause benutzten sie die Dunkelheit, um zu schlafen, sie ging aber viel zu schnell zu Ende. So beschlossen sie, auch den größeren Topf zu zerbrechen, um eine längere Nacht zu bekommen. Arakwang und Jakupewa entschlossen sich zu der Tat. Sie luden auch Uruwawa dazu ein, den sie „Schwager" nannten. Alle diese Vögel waren damals noch Menschen. Sie rieten dem Uruwawa, ja recht schnell zu laufen, aber als sie auch den größeren Topf zerschossen hatten, kam die Nacht so rasch hinter ihnen drein, daß Uruwawa, der über eine Liane gestolpert und gefallen war, von der Dunkelheit überholt wurde. Infolgedessen wurde er in einen Nachtvogel verwandelt.

67. Der Knabe und der Bakurao

Eine Mutter ging mit ihrem Knaben in die Pflanzung, und während sie Maniokwurzeln ausriß, schoß der Knabe am Waldrande nach Vögeln. Ein Bakurao flog vor ihm auf und setzte sich ein Stückchen weiter nieder. Der Knabe schoß einen Pfeil nach ihm ab, der aber nicht traf. Der Vogel flog darauf wieder ein Stück weiter und wartete. Der Knabe lief ihm nach und schoß zum zweitenmal, ohne zu treffen, worauf der Vogel wieder ein Stück weiterflog. So verfolgte der Knabe vergebens seine Beute weit in den Wald hinein, bis der Bakurao schließlich aufflog und zwischen den Bäumen verschwand.
Der Knabe sah nun, daß er sich zu weit von der Pflanzung seiner Mutter entfernt hatte. Er nahm Richtung und lief durch den Wald zurück. Bald darauf stand er am Ufer eines

großen Stromes. — „Wie kommt denn das, daß ich hier einen Strom antreffe, der auf dem Hinweg gar nicht vorhanden war?" dachte der Knabe. „Das hat mir der Bakurao angetan!" — Er ging nun am Ufer auf und ab und schlief schließlich im Wald. So irrte er tagelang zwecklos an dem Fluß umher.

Eines Tages hörte er einen Specht schreien. — „Wenn ich doch fliegen könnte wie ein Specht," sagte der Knabe zu sich selbst, „so würde ich gleich an das andere Ufer fliegen!" — Und dann setzte er hinzu: „Wenn der Specht wie ein Mensch wäre, so würde ich ihn bitten, mich hinüberzutragen."

Da kam der Specht geflogen, setzte sich dicht vor ihm an einen Baum und fragte: „Was hast du gesagt?" — Der Knabe wiederholte seine Bitte. Da wurde der Specht riesengroß und sprach zu ihm: „Setze dich nur auf meinen Rücken, ich werde dich hinüberbringen." — Der Knabe tat es mit Freuden, als aber der Specht in seiner Art zu fliegen begann — zuerst sich fast zu Boden fallen lassend und dann wieder jäh aufsteigend — wurde dem Knaben Angst, und er bat ihn, er möge ihn wieder absetzen. So blieb er wieder am Ufer zurück.

Da sah er einen mächtigen Alligator mitten im Fluß auftauchen und das Wasser mit seinem Schweif schlagen. „Wenn der mich doch hinüberbringen wollte!" sprach der Knabe. Da schwamm der Alligator heran und fragte ihn, was er wolle. Der Knabe brachte seine Bitte vor, und der Alligator hieß ihn auf seinem Rücken Platz nehmen. Dann schwamm er mit ihm dem anderen Ufer zu. Als sie in die Mitte des Stromes gekommen waren, befahl der Alligator dem Knaben: „Jetzt sollst du mir alle Schimpfnamen geben, die du kennst!" Der Knabe wollte es aber nicht tun, denn er wußte, daß ihn der Alligator dann fressen würde. So kamen sie dem Ufer näher, und schließlich sprang der Knabe mit einem Satz ans Land und entfloh. Er lief, verfolgt von dem Alligator, in den Wald hinein und kam an eine Lagune. Da stand der Reiher und fischte. „Warum

rennst du denn so?" fragte er den Knaben. — „Ich fliehe vor dem Alligator, der mich verfolgt und fressen will," antwortete dieser. — „Komm her!" sprach der Reiher, „ich werde dich in meinem Fischnetz verstecken." — Mit dem Fischnetz aber meinte er seinen Kropf. Er spie vier Trahirafische aus, die er im Kropfe hatte, verschluckte den Knaben und darauf wieder die vier Fische. Da kam auch schon der



Alligator auf der Spur des Knaben daher und fragte den Reiher, wo der Knabe hingegangen sei. Der Reiher bestritt, daß der Knabe hier vorbeigekommen sei, aber der Alligator bestand darauf, weil seine Spur hierher führe. — „Gewiß hast du ihn verschluckt," sprach er, „laß sehen, was du in deinem Kropfe hast!" — „Ich habe nur vier Fische gefangen," antworkete der Reiher und spie die Fische aus. „Da sind sie!" — Da kehrte der Alligator um, und der Reiher ließ den Knaben wieder aus seinem Kropf heraus.

Der Knabe ging weiter und kam auf einen breiten Weg. — „Das ist der Weg zu meinem Dorf," dachte der Knabe, es war aber der Weg der Wildschweine. Als er ihn weiter verfolgte, kam er an die Wohnung der Wildschweine. Sie fragten ihn, woher er komme, und er berichtete ihnen die Geschichte seiner Irrfahrt. Da luden ihn die Wildschweine ein, bei ihnen zu bleiben. Sie hatten alle ihre Tierhäute an, die sie aber zu Hause ablegten, um Menschengestalt anzunehmen. Der Knabe erhielt auch seine Tierhaut, damit er sich in ein Wildschwein verwandeln konnte, und blieb nun lange Zeit in seiner neuen Gesellschaft.

„Laßt uns Manduvi (Erdnüsse) sammeln!" sprachen die Wildschweine eines Tages, und sie gingen Jutahi- und Kopaybakerne suchen, das waren ihre „Manduvi". Dann brachten sie sie nach Hause und stießen sie im Mörser; das war das Mehl der Wildschweine.

Eines Tages beschlossen die Wildschweine, in die Pflanzung

zu gehen, um Bataten, Maniok und Kara zu stehlen. Am folgenden Tage machten sie ihre Körbe und Kiepen zurecht und gingen nach der Pflanzung. Während die anderen die Erde nach den Wurzeln umwühlten, ging der Knabe umher. Plötzlich blieb er vor einem umgestürzten Baume stehen und sprach: „War es nicht hier an diesem Baum, wo meine Mutter ihren Korb hinstellte an jenem Tage, als ich den Bakurao verfolgte und mich im Walde verlor? Das ist die Pflanzung meiner Mutter!" — Da zog er seine Tierhaut aus, und während die Wildschweine ihre Lasten zurecht machten, versteckte er sich. Er ließ sie fortgehen und blieb allein an dem Baum zurück.
Nach einer Weile sah er seine Mutter kommen. Sie stellte ihren Korb an der gewohnten Stelle nieder, und als sie sich umdrehte, erblickte sie ihren Sohn. Da weinte sie und wollte ihn umarmen; er aber sprach: „Fasse mich nicht an, Mutter, bleibe dort stehen und weine!" — Dann forderte ihn seine Mutter auf, nach Hause zu kommen, und er folgte ihr von fern. Zu Hause aber hielt er sich stets von den Leuten abgesondert, schlief in einer Ecke und sang die ganze Nacht hindurch von seinen Abenteuern, sowie die Gesänge, die er bei den Wildschweinen gelernt hatte. Er war selbst schon zum Wildschwein geworden.

68. Der rollende Totenschädel


Ein Jägertrupp lagerte im Wald. Die Bratroste waren schwer mit Fleisch beladen. Kapuzineraffen steckten mit ausgebreiteten Armen am Spieß neben zusammengerollten Brüllaffenschwänzen und abgeschnittenen Gliedmaßen von allerlei Tieren. Rund um den Platz herum lagen Köpfe, Felle, Knochen und Eingeweide zerstreut. Die Jäger waren alle ausgezogen und hatten im Lager nur einen Knaben zurückgelassen, um das bratende

Fleisch zu wenden. Da erschien auf dem Lagerplatz ein Mann. Er ging umher, betrachtete finster die Jagdbeute, zählte dann die Hängematten und ging wieder fort. Als die Jäger abends ins Lager zurückkamen, erzählte der Knabe von dem Besuch, aber niemand glaubte es ihm. Als sich dann aber die Männer in ihre Hängematten schlafen gelegt hatten, erzählte der Knabe von neuem die Geschichte seinem Vater, und dieser wurde schließlich mißtrauisch. Er und der Knabe banden ihre Hängematten los und zogen sich in der Dunkelheit ein Stück von dem Lagerplatz in das Dickicht zurück. Sie hatten den Platz noch nicht lange verlassen, als sie Stimmen wie von Eulen, Tigern und anderem Nachtgetier hörten und dazwischen das Stöhnen von Menschen und das Krachen brechender Knochen. „Das ist Kurupira mit seinem Anhang, der die Jäger tötet!“ sagte der Mann zu seinem Knaben.
Als der Morgen anbrach, gingen sie nach dem Lagerplatz: Da waren nur noch die leeren, blutbefleckten Hängematten, und zerbissene Menschenknochen lagen verstreut da, mitten darunter der Kopf des einen Jägers. Als sich der Mann mit seinem Sohn zum Gehen wandte, rief ihn der Kopf plötzlich an: „Nimm mich doch mit, Gevatter!“ Der Mann sah sich erstaunt um. „Bring mich doch nach Hause, Gevatter!“ wiederholte der Kopf seine Bitte. Da sandte der Mann seinen Knaben voraus ins Dorf, während er selbst einen Sipo abriß, den Schädel anband und ihn hinter sich her am Boden schleifte. Bald aber wurde es ihm unheimlich, und er ließ ihn auf dem Weg zurück. Als er aber weiterging, rollte der Kopf wie ein Kürbis hinter ihm her und schrie fortwährend: „Gevatter! Gevatter! Warte doch ein wenig! Nimm mich doch mit!“ — So mußte der Mann langsamer gehen, damit der Schädel dicht hinter ihm drein rollen konnte. Der Mann dachte aber nach, wie er den unheimlichen Begleiter wohl loswerden könnte. Er hieß also den Kopf auf dem Weg ein wenig warten, er müsse im Walde seine Notdurft verrichten. Nachdem er dies getan hatte, ging er jedoch nicht zu dem Kopf zurück, sondern

suchte den Weg ein gutes Stück weiter vorwärts. Dort grub er rasch eine Fallgrube, bedeckte sie mit dünnen Zweigen und Blättern und versteckte sich. Unterdessen wartete der Kopf auf dem Wege, daß der Mann aus dem Walde zurückkommen sollte, und rief schließlich: „Gevatter, bist du denn noch nicht fertig?“ „Noch nicht, Gevatter!“ antwortete der Kot des Mannes. Der Schädel aber sprach: „Was! Zu meiner Zeit, als ich noch Mensch war, konnte doch der Kot nicht reden?“ — Dann rollte er auf dem Wege dahin, und eine Strecke weiter stürzte er in die Fallgrube. Der Mann kam nun hervor, füllte die Grube mit Erde zu und stampfte sie fest. Dann ging er in sein Dorf.

Als es Nacht wurde, hörte man in dem Dorf vom Walde her Schreie, die immer näher kamen. — „Das ist der Totenschädel, der sich aus der Grube befreit hat,“ sprach der Mann zu den Dorfbewohnern.

Der Kopf hatte unterdessen Flügel und Krallen bekommen wie ein riesiger Falke. Er schwebte heran und warf sich auf den ersten, der ihm in den Weg kam, und fraß ihn auf. Am folgenden Abend jedoch versteckte sich ein Medizinmann an der Stelle, wo der Weg aus dem Walde kam, und wartete mit Bogen und Pfeil auf das Ungeheuer. Mit der Dunkelheit kam es schreiend näher gezogen und setzte sich auf einem Baum am Waldrand nieder. Es sah jetzt ganz wie ein riesiger Falke aus. Da schoß der Medizinmann einen Pfeil gegen ihn ab, der ihm durch beide Augen ging, worauf er sofort tot von seinem Sitz herabstürzte.

69. Das Fest der Tiere

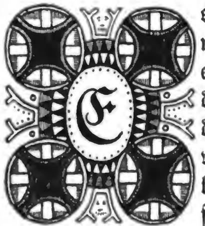


ie Tiere feierten einst ein Fest, das viele Tage lang dauerte. Alle waren dazu eingeladen: Rehe und Tapire, Wildschweine und Jaguare und Vögel von allen Arten. Viele waren schon angekommen, und immer neue zogen noch heran. Den großen Falken Wyrohuete hörte man von fern auf einer Signaltrompete blasen: „Bu-bu-bu“! Und die Tiere freuten sich und sprachen: „Da kommt der große Falke auch, um mit uns zu tanzen!“ — Er schmückte sich aber noch und bereitete sich zum Tanz vor. Auch die Affen waren noch nicht angekommen.

Als die Tiere vom Tanz ausruhten, forderten sie den Sohn des Jaguars zum Singen auf. Der alte Jaguar belehrte ihn erst, wie er singen solle, und dann sang er und sang gut. Dann sollte der alte Jaguar sich auch hören lassen. Seine Frau bat ihn, er möge nichts Schlimmes singen, aber der Jaguar sang: „Die Wildschweinshaut ist voller Schmeißfliegen!“ — Da wurden die Wildschweine zornig. Dann sang er weiter: „Die Rehhaut ist voller Schmeißfliegen!“ — Das verdroß die Rehe, und die Jaguarin sprach zu ihrem Gatten: „Du hättest doch etwas Hübsches singen können; warum mußtest du die anderen beleidigen!?“ — Wieder hörte man die Trompete des großen Falken, aber als er ankam, war das Fest schon zu Ende. Denn der Rehgott Arapuha-Tupana stand auf und trat mitten unter die Frauen, um zu singen. Er sang lange Zeit, aber man darf seinen Gesang nicht singen, sonst müssen alle, die ihn hören, sterben. Plötzlich schnob er und verschwand. Über alle Festteilnehmer ging es dabei wie ein Blitzschlag hin, und sie wurden zu Tieren. Als die Affen

schließlich ankamen und nichts mehr von dem Feste vorfanden, wurden sie zornig. Sie gingen in die benachbarten Pflanzungen, Mais stehlen, und trieben sich, Früchte suchend, auf den Bäumen herum, und dabei blieb es. Wenn sich der Jaguar damals nicht so betragen hätte, so wären noch jetzt alle Tiere wie Menschen und könnten singen.

70. Der Ursprung des Honigfestes



s waren einst zwei Brüder. Der eine machte sich eine Jagdhütte in der Krone eines Azywaywabaumes, auf dem sich die Araras zu versammeln pflegten, um die Blüten zu fressen. Er hatte schon viele Araras geschossen, als zwei Jaguare kamen. Sie brachten Stücke von Kürbisflaschen mit, die sie mit Nektar anfüllten, den sie aus den großen, gelben Blüten des Azywaywa auspreßten. Der Mann sah ihnen verwundert zu, getraute sich aber nicht, auf sie zu schießen. So beobachtete er sie täglich lange Zeit hindurch.

Eines Tages wollte sein Bruder auch in der Jagdhütte ansitzen. Da erzählte er ihm, daß er dort die beiden Jaguare treffen werde, und warnte ihn, er solle nicht auf sie schießen. Der Bruder begab sich in die Jagdhütte. Als aber die beiden Jaguare gekommen waren und sich dicht bei ihm auf die Äste setzten, glaubte er wenigstens den einen töten zu können, und schoß zwei Pfeile auf ihn ab, die nicht die geringste Wirkung taten. Darauf schoß er auch zweimal auf den anderen Jaguar, mit dem gleichen Erfolg. Nun bemerkten aber die Tiere, daß er in der Jagdhütte war. Da verursachten sie einen heftigen Sturm, der die Jagdhütte samt dem Jäger zur Erde schleuderte und zerschmetterte. Die Jaguare aber stiegen herab und schleiften den Leichnam nach dem Eingang zur Unterwelt, der nur so groß war wie ein Ameisenloch. Durch diese Öffnung zogen sie ihn hinab.

Am anderen Tage dachte sich der Bruder des Toten gleich, daß jener seine Warnung nicht beachtet hätte und verunglückt wäre. Er ging, um ihn zu suchen, fand die herabgestürzte Jagdhütte und folgte der Blutspur bis zu dem Ameisenloch. „Hier müssen sie ihn hinabgezogen haben," sagte er sich und verwandelte sich in eine Ameise. Er kroch durch das Loch hinab und kam bald auf eine breite Straße, die nach dem Dorf der Jaguare führte. Schon von weitem hörte er von dort deren Gesänge. Er sah in dem Dorf ein großes Haus, vor dem der Leichnam seines Bruders in der Sonne an einem Holzkreuz angebunden war. Er ging in das Haus hinein und sah an einer Stange unter dem Dach viele Gefäße mit Honig aufgehängt. Darunter tanzten und sangen die Jaguare des Nachts, und der Mann fand dieses Fest so schön, daß er seinen toten Bruder ganz vergaß und nur noch den Wunsch hatte, mittanzen zu dürfen. Er lernte die ganzen Gesänge, und schließlich meinte er, die Jaguare würden ihn wohl auch in Menschengestalt nicht erkennen. So verwandelte er sich allnächtlich in einen Menschen und sang und tanzte mit den Jaguaren, und tagsüber wurde er zur Ameise.

So trieb er es, bis er den Jaguaren alles abgelauscht hatte und ihrer überdrüssig war. Dann kehrte er durch das Ameisenloch an die Oberwelt zurück und erzählte seinem Volk, was er gesehen und gelernt hatte. — „Laßt uns heute singen!" sprach er zu den Leuten, aber diese antworteten: „Wie singt man denn?" — Da lehrte er sie singen. — „Laßt uns nun Honig holen! Ich weiß, wie man unter dem Honig singt." — Sie taten es und brachten den Honig in das Dorf unter Freudengeschrei. Nun lehrte er die Frauen unter den aufgehängten Honiggefäßen singen, und einen Monat später zeigte er auch den Männern, wie man den Honig mit Wasser mischt und auf dem Dorfplatz das Fest feiert.

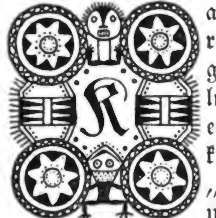
71. Kaboi

Kaboi, der Ahnherr der Karaja, lebte mit seinem Volke in der Unterwelt. Es schien dort die Sonne, wenn auf Erden Nacht war, und umgekehrt. Einst drang der Schrei des Steppenvogels Seriema bis dahin, und Kaboi beschloß, von einigen Leuten begleitet, dem Ton zu folgen. So gelangte er an ein Loch, das auf die Oberfläche der Erde führte. Aber nur seine Leute konnten hindurch, während er selbst wegen seines zu großen Körperumfangs darin stecken blieb und nur mit dem Kopf aus der Öffnung hervorschaute. Die Karaja durchstreiften die Gegend und fanden viele Früchte, ferner Bienen und wilden Honig, sahen aber auch manchen abgestorbenen Baum und dürres Holz. Alles dieses brachten sie zur Stelle, wo Kaboi ihrer harrte, und zeigten ihm, was sie gefunden hatten. — „Wohl ist das Land schön und fruchtbar," sagte dieser, „aber das morsche Holz beweist, daß das, was hier lebt, bald dem Tode verfallen muß. Darum ist es besser, wir bleiben, wo wir sind."

Im Reiche Kabois wurden die Menschen nämlich sehr alt; sie starben erst, wenn sie vor Alter keine Bewegung mehr machen konnten.

Als Kaboi zu seinem Volke zurückkehrte und die Früchte zeigte, wollten die meisten hinauf auf die Oberwelt. Vergeblich warnte er: „Ihr findet alles, dessen ihr bedürft, aber ihr werdet schnell dahinsterben!" — Dennoch zog ein Teil des Volkes fort und bevölkerte die Erde. Die übrigen blieben mit Kaboi in der Unterwelt zurück. Sie leben noch heute in voller Kraft, während das Volk auf der Erde mehr und mehr dem Untergange entgegengeht.

72. Warum die Sonne langsamer geht



aherero, ein Karajamädchen, heiratete den reichen Schokroä. Sie wurde in den Wald geschickt, um Holz zu holen. Die Sonne lief aber so schnell, daß die Nacht hereinbrach, ehe sie fertig wurde. Da beklagte sich das Mädchen bei ihrer Mutter: „Warum habe ich einen so reichen und mächtigen Mann geheiratet, wenn ich gezwungen sein soll, so schnell zu arbeiten? Das halte ich nicht aus. Mache doch, daß die Sonne langsamer geht!" — Die Mutter sandte darauf ihren Sohn aus. Diesem gelang es, der Sonne ein Bein zu brechen. Seitdem geht sie langsamer.

73. Der Alligator und die streitbaren Weiber



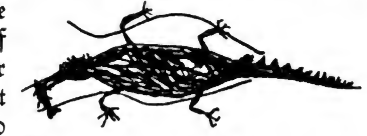
ie Weiber eines Dorfes pflegten zu gewissen Zeiten nach einer Lagune zu gehen, wo ein großer Alligator hauste. Hier hatten sie sich Hütten errichtet mit Kochgeräten, Töpfen usw. Federschmuck und schöne Leibgürtel nahmen sie dorthin mit, auch Moschus, den Körper einzureiben. Eines der Weiber wurde mit allen diesen Zierraten ausgestattet und ihre Haut mit Moschus bestrichen. So blieb sie am Ufer sitzen, während die übrigen im Walde Früchte sammelten. Andere fischten oder bereiteten Speisen zu.

Das Weib im Festschmuck rief, sobald sich alle entfernt hatten: „Alligator komm, bringe Fische!" — Der Alligator antwortete: „Ich komme." — Er kam dann hervor, ein Bündel Fische tragend. Dann legte er seinen Kopf der Frau auf den Schenkel, ließ sich von ihr die Parasiten absuchen und schlief ein. Die anderen Weiber bereiteten unterdessen

das Mahl und gingen nach Beendigung des Festes nach Hause, indem sie den Männern nur die leeren Fruchtschalen brachten. Das geschmückte Weib blieb mit dem Alligator zurück und folgte erst später.

Schließlich wunderten sich die Männer, daß die Frauen immer nur mit leeren Schalen zurückkamen, und beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Einer befahl seinem Sohn, die Mutter zu begleiten. Nach langer Weigerung ward er zugelassen und erzählte den Männern dann, was er gesehen hatte.

Zwei Tage später gingen diese selbst zusammen an den See, während die Frauen zurückbleiben mußten. Auch sie rieben sich mit Moschus ein und riefen den Alligator. Dieser kam wie sonst, brachte Fische und legte sich zum Schlaf nieder, wurde nun aber von den Männern mit einer Keule getötet und



in den Wald geworfen. Darauf gingen die Männer jagen, töteten noch andere Alligatoren, Reiher, Enten, sowie Aasgeier und kehrten mit der Beute zurück. Spöttisch riefen sie den Weibern zu: „Ihr habt uns betrogen; jetzt könnt ihr Aasgeierfleisch essen!"

Andern Tags zogen die Weiber wieder aus; aber der Alligator erschien nicht. Seine Leiche wurde endlich im Walde gefunden. Voll Zorn eilten sie nach Hause, machten sich Pfeile und Bogen und forderten die Männer zum Kampf heraus. Die Männer nahmen die Sache nicht ernst und legten die Pfeile umgekehrt auf den Bogen, um keinen Schaden zu tun; die Weiber aber schossen mit der Spitze und töteten die Männer bis auf wenige, die entkamen. Die Weiber zogen nun den Fluß hinab. Man hat nichts mehr von ihnen gehört.

Solange der Alligator gelebt hatte, sprachen alle Alligatoren. Seitdem spricht keiner mehr.

74. Die Zauberpfeile



In einem Walde hausten zwei große Brüllaffen, welche die Menschen fraßen, deren sie habhaft wurden. Zwei Brüder machten sich auf, sie zu töten. Unterwegs sahen sie eine Kröte sitzen. „Wohin des Wegs?" fragte diese. — „Wir gehen, die Affen zu erlegen." — „Wollt ihr mich zum Weibe nehmen, so sage ich euch, wie ihr euch zu verhalten habt; wenn nicht, so geht ihr dem sicheren Tode entgegen!" — Lachend schlugen die Brüder das Anerbieten aus und zogen weiter. Bald erreichten sie den Baum, auf dem, mit Schleuderpfeilen bewaffnet, die Affen saßen. Ringsum bleichten die Gebeine der Menschen, die ihnen zum Opfer gefallen waren. Die beiden Jünglinge hatten dieselben Waffen und eröffneten sofort den Kampf, aber geschickt bückten sich die Affen, und unschädlich flogen die Pfeile über sie hin. Nun gingen auch sie zum Angriff über. Bald fiel einer der Brüder, ins rechte, bald darauf der andere ins linke Auge getroffen, und die Affen bemächtigten sich ihrer Beute.

Zu Hause war ein dritter Bruder zurückgeblieben. Er war krank. Sein Körper war voll Wunden und Geschwüre. Nur seine Großmutter gewann es über sich, ihn zu pflegen. Einst ging auch er auf die Vogeljagd. Einer seiner Pfeile fiel vor einem Schlangenloch nieder. Die Schlange kam heraus und fragte: „Was machst du hier? Wie kannst du jagen, da du doch so krank bist?" — „Ja," erwiderte er seufzend, „wohl bin ich krank und unglücklich; alles hat mich verlassen; meine Brüder sind tot, nur meine Großmutter erbarmt sich meiner und pflegt mich." — Da sprach die Schlange: „Ich will dir ein Heilmittel geben, aber sage niemand, wer dir geholfen hat!" — So bestrich sie seinen ganzen Körper mit schwarzer Salbe. Als er nach Hause kam, fragte die Alte, wovon er so schwarz geworden

sei. „Ich bin unter die verkohlten Bäume geraten," war seine Ausrede. Am folgenden Tage ließ er sich zum zweitenmal von der Schlange bestreichen und erzählte seiner Großmutter das gleiche. Am dritten Tage fühlte er sich gesund und beschloß nun, seinerseits auszuziehen, um seine Brüder zu rächen.

Die Schlange gab ihm einen Pfeil und sprach: „Mit dieser Waffe wirst du die Affen erlegen, die deine Brüder gefressen haben. Unterwegs wirst du einer Kröte begegnen, die dich auffordern wird, ihr zu Willen zu sein. Tue, als wenn du darauf eingingest und täusche sie!" — Als er zur Kröte kam, tat er, wie ihm geheißen war. Die Kröte ließ sich von ihm betören und riet ihm zum Lohn, die Affen zuerst schießen zu lassen und dann auf ihre Augen zu zielen.

So kam er an den Baum der Ungeheuer und sah die Gebeine seiner Brüder darunter liegen. Die Affen riefen ihm zu, zuerst zu schießen. Er aber wartete ruhig, bis die Gegner schossen, und traf dann erst den einen, darauf den anderen ins Auge. Die Affen stürzten, blieben aber mit ihren Schwänzen in den Ästen hängen. Auf den Rat der Kröte schickte er eine Eidechse, sie herabzuholen, was auch gelang.

Der Jüngling kehrte nun zur Schlange zurück, den glücklichen Ausgang seines Abenteuers zu melden. Diese aber gab ihm ein ganzes Bündel Pfeile, welche die Kraft besaßen, jedes Wild, nach dem man sie ausschickte, zu treffen und herbeizuholen. Auch Waldfrüchte, Honig usw. konnten die Pfeile liefern. Für jede Art Jagd war ein besonderer Pfeil bestimmt. Zu jedem gehörte noch ein besonderes Zaubermittel, in eine Kalabasse eingeschlossen, mit dem man die Wirkung allzu heftig zurückfliegender Pfeile abschwächen und diese zum Stillstand bringen konnte.

So verschaffte sich der junge Mann alle Arten Wild und Fische mit leichter Mühe. Bald darauf nahm er ein Weib, baute sich eine Hütte und legte eine Pflanzung an. Seiner Frau hatte er eingeschärft, daß niemand die Pfeile in seiner

Abwesenheit benützen dürfe, sonst würden alle Leute sterben. Dennoch wußte einst sein Schwager seine Frau zu überreden, ihm die Pfeile zu geben. Anfangs ging alles gut; der Schwein- und Fischpfeil taten das Werk und wurden durch das Zaubermittel zum Stillstand gebracht. Als aber der Honigpfeil zurückkam, erschien plötzlich ein großer, gespenstischer Kopf mit weitem, zahnbewehrtem Rachen. Voll Angst lief der Schwager fort, ohne an das Gegenmittel zu denken. Das Gespenst fiel nun über die Menschen her und tötete, wen es fand. Durch den Lärm herbeigerufen, kam der Mann aus der Pflanzung zurück, und es gelang ihm endlich, das Ungeheuer zu bannen. Aber das halbe Dorf war bereits tot.

Nochmals ging er zur Schlange, ihr sein Leid zu klagen. — „Dir ist recht geschehen," erwiderte sie, „aber was ist zu ändern! Laß uns morgen zusammen auf die Jagd gehen, den Piraruku zu erlegen. Wenn dich aber eine von meinen Töchtern anstößt, so sollst du es mir sagen!" — Des andern Tages kam die Schlange mit ihrer ganzen Familie und traf die mit Netzen ausgerüsteten Karaja an der Lagune. Diese fischten, während der Mann mit der Schlange den Wald durchstreifte. Eine der Töchter hatte ihn unterdessen angerührt, aber er sagte nichts.

Nun verwandelte sich die Schlange in einen Piraruku und überredete den Mann, dasselbe zu tun. Beide gerieten in das Netz der Fischer. Die Schlange entkam durch ein Loch, der Mann aber wurde von den übrigen Karaja ans Land gezogen. Ein Mann versuchte ihn mit Keulenschlägen zu töten, er aber ergriff ihn und zog ihn unter Wasser, so daß jener die Keule fahren ließ. Als die Schlange sah, daß er ohne ihren Beistand schließlich zugrunde gehen mußte, half sie ihm aus dem Netz heraus und entzauberte ihn. „Das war die Strafe," rief sie, „daß du nichts gesagt hast, als meine Tochter dich anrührte!"

75. Die Pirarukus

In einer Lagune waren reiche Fischgründe, wo zur Wasserzeit immer viele Fische gespeert wurden. Oft aber ereignete es sich dabei, daß die Fische die Kanus nach sich zogen und sie an einem großen Baumstamm in der Mitte des Sees zum Umschlagen brachten. Eines Tages ging Aschurä mit einigen Kameraden dort fischen. Da tauchte vor ihnen plötzlich die Federmaske eines Piraruku auf. Die Leute wichen anfangs erschreckt zurück, bald aber ermannten sie sich wieder, riefen noch andere Genossen herbei und begannen, die Pirarukus zu treiben und mit Netzen zu umstellen. Nachdem bereits eine Anzahl erlegt war, sagte ein Greis, nun sei es genug; die übrigen aber töteten mehr. Als nun plötzlich ein Surubim über das Netz sprang, wiederholte der Alte seine Aufforderung, vom weiteren Fang abzulassen; doch vergebens. Endlich sah er auch einen Piaba springen. „Das bedeutet nichts Gutes," rief der Alte, „der Piaba springt sonst nicht; dieser hier ist gesprungen; hört auf!" — Statt dessen versuchten die übrigen, die gefangenen Fische mit Keulenschlägen zu töten. Da verschwand plötzlich der See und alles, was darin war. Nur ein Knabe, der am Ufer auf einem Baume saß, wurde gerettet. Er weinte, und seine Tränen fielen ins Wasser. Ein kleiner Fisch fing sie auf.

Jetzt erschienen die Pirarukus in Menschengestalt wieder. Sie fragten den Knaben einer nach dem anderen: „Sehe ich aus wie dein Vater; sehe ich aus wie dein Onkel, dein Bruder usw.?" bis dieser endlich alle seine Verwandten bestimmt hatte. Nun gingen sie zusammen ins Dorf zu den Weibern, deren Männer sie jetzt vorstellten. Einer der Pirarukus legte seinen Kopf der Frau auf den Schoß, um ihn absuchen zu lassen, befahl ihr aber, ja nicht in seinem Genick nachzusehen, und schlief bald darauf ein. Die Frau aber

vermochte ihre Neugierde nicht zu bezwingen, untersuchte das Genick des Mannes und fand dort eine Reihe kurzer Stacheln. Da erschrak sie und erweckte durch einen lauten Schrei den Mann. „Was hast du?" fragte dieser. — „Ach, es ist nichts; es ist nur eine Laus heruntergefallen." — Der Mann nahm die Entschuldigung an und ging in die Festhütte zum Tanz.

Die Frau beschloß, mit ihrem Kinde zu fliehen. Vor ihrem Weggange sprach sie zu ihrem Papagei: „Wenn der Vater kommt und nach mir fragt, so sage, ich sei beim Wasserholen; kommt er wieder, so sage, ich sei beim Holz- oder Früchtesuchen!" — So geschah es. Der Mann wurde von dem Papagei so lange hingehalten, bis die Frau weit entfernt war. Endlich aber merkte er den Betrug, riß wütend dem Vogel die Federn aus, der höhnisch ausrief: „Jetzt weiß ich, daß du kein Mensch, sondern ein Pirarucu bist!" und eilte seinem Weibe nach. Diese suchte Schutz bei einem Reiher, in dessen Kropf sie sich verbarg. Der Mann kam nach und fragte den Vogel, warum er so dick sei. „Ich habe so viele kleine Fische gegessen," erwiderte dieser. — „So laß deinen Kot sehen!" — Der Reiher tat, wie ihm geheißen war, wobei das Weib beinahe zum Vorschein gekommen wäre. Der Mann eilte weiter. Das Weib mit ihrem Kinde setzte später ihre Flucht fort, aber weit und breit war kein Wasser. Fast verschmachtend, erreichte sie endlich einen Sumpf, in dem ein Zitteraal lag. Sie bat ihn um Wasser; er aber gewährte es nur unter der Bedingung, daß sie ihm zu Willen war.

Später traf das Weib einen zweiten Aal, der die gleiche Forderung stellte, um Wasser zu schaffen, aber von der Frau betrogen wurde; endlich einen dritten, der aber kein Wasser mehr lieferte. Das Kind verwandelte sich vor Durst in einen Vogel und flog fort.

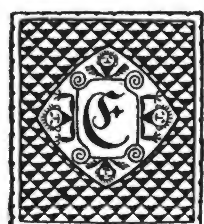
Die Frau begegnete weiter einem Jaguar. Dieser fragte: „Womit hast du dein Kind so schön bemalt?" — „Das habe ich mit gekochtem Wachs gemacht." — Der Jaguar

bat darauf das Weib, ihn ebenfalls so schön fleckig zu machen, und legte sich ruhig vor sie hin. Die Frau kochte eine große Menge Wachs und begoß den Jaguar damit, so daß er starb. Die Schwester nahm dem Jaguar das Fett heraus und stopfte es in einen hohlen Baum, worauf beide Weiber ihre Flucht fortsetzten. Nach einer Weile sagte die Schwester: „Laß mich zurückgehen; ich vergaß meine Pfeife!" — „Geh," sagte das Weib, „aber iß nichts vom Fett des Jaguars, sonst wirst du selbst einer!" — Die Schwester jedoch folgte nicht, verzehrte vielmehr, vom Hunger getrieben, davon eine große Menge. Sie kehrte später ein zweites Mal um unter dem Vorwande, ihre Schürze vergessen zu haben, aß nochmals vom Fett und ward nun selbst in einen Jaguar verwandelt.

So folgte sie in Tiergestalt ihrer Schwester nach. Diese suchte sie nun los zu werden, überredete sie, die Augen zu schließen, und stieg währenddessen auf einen Baum, von dem aus sie dem Jaguar höhnisch zurief: „Das ist die Strafe für deinen Vorwitz; jetzt sieh, wie du weiterkommst!" — Endlich kam sie an einen Fluß, an dem ein Alligator saß. Diesen bat sie, sie überzusetzen. Der Alligator stellte dasselbe Verlangen, wie früher der Zitteraal, sah sich aber ebenfalls betrogen. Voll Ärger brachte er den Mann auf ihre Fährte. Die Frau hatte mittlerweile ein verlassenes Haus erreicht und sich Feuer angezündet, als sie plötzlich eine Dampfwolke aufsteigen sah. Es war ihr Mann, der Pirarukú, der, seine Pfeife rauchend, des Weges kam. Sie warf ihm Asche ins Gesicht, so daß der Mann sie nicht erblickte und seine Pfeife ausging. Während er diese wieder anzündete, gewann sie einen Vorsprung und warf, als er ihr zum zweiten Male nahekam, mit Kohlen nach ihm. Das drittemal blieb dies jedoch erfolglos; da warf sie mit Salz. Ein großer Fluß bildete sich zwischen beiden, so daß die Frau gerettet war. Voll Zorn und Scham darüber, daß es ihm nicht gelang, das Weib in seine Gewalt zu bekommen, kehrte der Pirarukú zu den Seinigen zurück, die, als sie sich er=

kannt sahen, ihren See wieder aufsuchten und sich seitdem nicht wieder haben sehen lassen.

76. Der Stern



s war einmal ein Jüngling, der lebte im Junggesellenhaus. Eines Nachts blickte er empor zum sternenfunkelnden Himmel. Da fiel ihm ein Stern besonders auf durch seinen ruhigen, hellen Glanz.

„Wie schade, daß ich dich nicht in meine Kürbisflasche einschließen kann, um dich nach Herzens Lust zu bewundern!" rief er aus, seufzte und starrte lange Zeit zärtlich hinauf zu dem gefühllosen Stern.

Endlich ging er in das Junggesellenhaus, wo seine Brüder bereits schliefen. Er schlief ein und träumte von dem schönen Stern. In der Nacht wachte er plötzlich auf und sah zu seiner Überraschung ein junges Mädchen mit hellen, leuchtenden Augen zu sich herabblicken. Er dachte, es wäre eine „Versuchung", und beschwor sie, ihn sofort zu verlassen. „Warum?" antwortete sie. „Ich bin der helle Stern, den du in deiner Kürbisflasche zu haben wünschtest."

Der junge Mann war im ersten Augenblick stumm vor Erstaunen. Dann sagte er: „Aber du kannst doch sicherlich nicht in meine Kürbisflasche hinein."

„Doch, das kann ich," antwortete der Stern. Der junge Mann öffnete seine Kürbisflasche und tat das Sternmädchen hinein. Sie erhob ihre Augen zu ihm, und sie waren wunderschön in ihrem leuchtenden Glanz. — Von nun an hatte der Jüngling keine Ruhe mehr. Während des Tages ging er hinaus in den Wald. Er konnte an nichts anderes denken als an den Stern, den er sich in einem Augenblick der Narrheit gewünscht hatte, und dessen Gegenwart ihn nun so beunruhigte.

In seiner Abwesenheit wollten seine Brüder ihm einen

Streich spielen und ihm die Palmnüsse stehlen, die er gewöhnlich in seiner Kürbisflasche aufbewahrte.

Einer von ihnen kletterte hinauf, um die Kürbisflasche von dem Balken loszubinden, an dem sie befestigt war. Der andere stand unten und fing sie auf. Als er sie öffnete, ließ er sie mit einem Schrei fallen.

„Es ist ein Tier darin mit feurigen Augen!" schrie er. Sie liefen beide davon und ließen die Kürbisflasche am Boden liegen.

Als der Jüngling zurückkam, erzählten ihm die Brüder, was sich ereignet hatte, und warnten ihn, die Kürbisflasche zu berühren. Er war ärgerlich auf sie, verhehlte ihnen die Wahrheit, so gut er konnte, und hing die Kürbisflasche auf wie zuvor.

Das Sternmädchen kam nur des Nachts aus seinem Versteck, und der junge Mann, obgleich noch etwas ängstlich, weidete seine Augen an ihrer Schönheit.

Eines Tages forderte der Stern den jungen Mann auf, jagen zu gehen. Sie kamen an eine Bacaba-Palme, und das Sternmädchen bat ihn, hinaufzuklettern und ihr einen Büschel Früchte zu holen. Als der Jüngling den Wipfel erreicht hatte und die Früchte pflückte, rief sie ihm zu: „Halte dich fest!" Und indem sie auf den Baum sprang, schlug sie mit einer Rute dagegen. Da fing der Baum an zu wachsen, wuchs und wurde länger, bis er den Himmel erreichte. Da band sie ihn mit den Blättern an eine dicke Wand, und sie sprangen zusammen in den Himmel hinein.

Der Jüngling fürchtete sich sehr. Er sah ein weites, ödes Feld und in weiter Ferne ein Haus. Das Sternmädchen verließ ihn und ging auf das Haus zu. Sie kam bald zurück mit Speisen für den jungen Mann. Sie bat ihn, sich nicht zu entfernen von dort, wo er war, und ging wieder fort.

Der Jüngling blieb zurück, traurig und verwirrt durch alles, was ihm begegnet war. Nach einer kleinen Weile hörte er, nicht weit entfernt, den Klang von Jagdhörnern und Stim-

men. Es schien ein Fest gefeiert zu werden mit Gesang und Tanz. Das Sternmädchen kam zurück und beschwor ihn, den Platz nicht zu verlassen und vor allem nicht der Versuchung zu unterliegen, hinzugehen und dem Tanze zuzusehen. Dann ließ sie ihn allein.

Der Jüngling war nicht imstande, seine Neugierde zu unterdrücken, und ging zu dem Fest...

Was er sah, war schrecklich! Es war eine Art Totentanz. Eine Menge Skelette drehte sich im Tanz, in formlosem Wirrwarr. Das verfaulte Fleisch hing von den Knochen, und ihre Augen lagen vertrocknet in den eingesunkenen Höhlen. Die Luft war schwer von dem faulen Geruch.

Der junge Mann rannte voll Entsetzen davon. Da traf er das Sternmädchen, das ihn ernstlich tadelte wegen seines Ungehorsams. Sie ließ ihn baden, damit er sich säubere von der Befleckung.

Dann verließ sie ihn wieder und ging fort. Aber er konnte nicht länger dort bleiben. Sobald er sah, daß sie weit genug fort war, eilte er nach der Stelle, wo sie den Palmbaum angebunden hatte. Sie sah zurück, erriet seine Absicht und lief herbei, um ihn zu hindern. Aber der Jüngling sprang schnell auf den Baum, der sogleich zusammenschrumpfte und sich ausbreitete, bis er war wie zuvor.

Der Stern sah traurig herunter auf den jungen Mann und sagte: „Du läufst vergeblich davon. Du wirst bald zurückkehren."

Und so geschah es. Als er den Erdboden erreichte, fühlte der Jüngling Kopfschmerzen. Er konnte kaum noch seinem Vater und seinen Brüdern erzählen, was geschehen war. Alle Heilmittel waren vergebens. Er starb.

So erfuhren die Indianer, daß kein Himmel der Seligkeit sie droben erwartet, wenn auch die Sterne scheinen und sie locken.

phot. Walter Garbe



Botokuden / Ostbrasilien

77. Sintflut und Weltschöpfung



In längst vergangenen Zeiten fand eine Überschwemmung statt, welche die ganze von unseren Vorfahren bewohnte Erde bedeckte.
Nur die Spitze des Gebirges Krinjijinbe ragte noch aus den Wassern hervor. Die Kaingang, Kayurukre und Kame schwammen in der Richtung auf sie zu, jeder mit einem leuchtenden Feuerbrand zwischen den Zähnen.
Die Kayurukre und die Kame wurden müde und sanken unter und gingen zugrunde; ihre Seelen aber gingen wohnen im Innern des Gebirges.
Die Kaingang und einige wenige Kuruton erreichten mit Mühe den Gipfel des Gebirges Krinjijinbe, wo sie blieben, die einen auf dem Boden, die anderen auf den Ästen der Bäume, weil sie keinen Platz mehr hatten. Dort brachten sie einige Tage zu, ohne daß die Gewässer sanken und ohne Nahrung. Schon erwarteten sie den Tod, als sie den Gesang der Sarakuras vernahmen, die herankamen mit Körbchen voll Erde und diese ins Wasser schütteten. Da fing es an, langsam zurückzuweichen.
Sie riefen den Sarakuras zu, sie sollten sich beeilen, was diese auch taten, indem sie ihren Ruf verdoppelten und die Enten einluden, ihnen zu helfen.
In kurzer Zeit gelang es ihnen, eine geräumige Ebene auf dem Gebirge zu bilden, die den Kaingang vollen Spielraum gewährte, mit Ausnahme jener, die sich auf die Bäume geflüchtet hatten. Diese wurden in Affen, und die Kuruton in Brüllaffen verwandelt.
Die Sarakuras hatten ihre Arbeit von der Seite her begonnen, wo die Sonne aufgeht. Das ist der Grund, warum unsere Flüsse und Bäche ihren Lauf nach Westen nehmen und in den großen Parana münden.
Nachdem die große Flut verschwunden war, ließen sich die

Kaingang in der Nähe der Serra do mar nieder. Die Kayurukre und Kame, deren Seelen im Innern des Gebirges wohnten, fingen an, sich Wege zu bahnen. Nach vielen Arbeiten und Mühen konnten die einen auf der einen, die anderen auf der entgegengesetzten Seite herausgehen. An der Öffnung, aus der die Kayurukre herauskamen, entsprang ein schöner Quellbach, und es gab da keine Steine. Daher kommt es, daß sie kleine Füße haben. Dagegen führte der Weg der Kame über steinigen Boden, so daß sie sich die Füße verwundeten und diese während des Marsches aufschwollen. Daher kommt es, daß sie bis auf den heutigen Tag große Füße haben. Auf dem Wege, den sie sich gebahnt hatten, gab es kein Wasser. Sie litten Durst und sahen sich gezwungen, bei Kayurukre solches zu betteln, der ihnen das nötige zu trinken gestattete.

Beim Herausgehen aus dem Innern des Gebirges befahlen die Kaingang den Kuruton, die Körbe und Kürbisschalen zu suchen, die sie vor der Überschwemmung unten im Tal gelassen hatten. Diese gingen, aber sie waren zu träge, wieder auf das Gebirge hinaufzusteigen. Sie blieben unten, wo sie waren, und wollten nicht mehr zu den Kaingang zurückkehren. Aus diesem Grunde, wenn wir ihnen begegnen, ergreifen wir sie wie unsere geflohenen Sklaven, was sie auch sind.

In der folgenden Nacht zündeten sie Feuer an, und Kayurukre bildete aus der Asche und den Kohlen Jaguare und sagte ihnen: „Gehet und fresset Menschen und Tiere des Waldes!" — Und die Jaguare liefen brüllend davon. Da er keine Kohle mehr zum Bemalen hatte, machte er nun von Asche die Tapire und befahl ihnen: „Gehet und holet euch Wildpret!" — Diesen aber waren die Ohren schlecht ausgefallen, und so verstanden sie den Befehl nicht und fragten, was sie tun sollten. Kayurukre, der gerade dabei war, ein anderes Tier zu formen, schrie ihnen ärgerlich zu: „Gehet und fresset Laub und Baumzweige!" — Dieses Mal verstanden sie den Befehl und gingen. Das ist der Grund,

warum die Tapire sich nur von Laub, Baumzweigen und Waldfrüchten nähren.
Kayurukre war wieder dabei, ein anderes Tier zu bilden; es fehlten ihm noch die Zähne, die Zunge und einige Klauen als es anfing Tag zu werden, und da er bei Tag keine Kraft hatte, legte er ihm schnell eine feine Rute in das Maul und sagte zu ihm:



„Da du keine Zähne hast, lebe von Ameisen!“ — Das ist der Grund, warum der Ameisenbär ein unvollendetes und unvollkommenes Tier ist.
In der folgenden Nacht fuhr er fort und bildete viele Tiere, unter ihnen auch die guten Bienen. Zu derselben Zeit, als Kayurukre diese Tiere hervorbrachte, machte Kame deren auch, aber andere, um jene zu bekämpfen; er machte die amerikanischen Löwen, die giftigen Schlangen und die Wespen.
Nach dieser Arbeit marschierten sie, um sich mit den Kaingang zu vereinigen; aber sie sahen, daß die Jaguare sehr wild waren und viele Leute auffraßen. Da schlugen sie beim Übersetzen eines tiefen Flusses eine Brücke mittels eines Baumstammes, und nachdem alle übergesetzt waren, sagte Kayurukre zu einem der Kame, er solle, wenn die Jaguare auf der Brücke wären, diese mit aller Kraft hinwegziehen, damit jene ins Wasser fielen und ertränken. So tat einer von den Kame. Von den Jaguaren fielen einige ins Wasser und gingen unter; andere aber sprangen ans Ufer und hielten sich mit den Krallen fest. Der Kame wollte sie ins Wasser stürzen; als aber die Jaguare brüllten und die Zähne zeigten, fürchtete er sich und ließ sie auf das Land kommen. Daher rührt es, daß die Jaguare sowohl auf dem Lande als auch im Wasser leben können.
Nachdem die Indianer eine große Ebene erreicht hatten, versammelten sie sich und berieten, wie sie ihre Kinder verheiraten sollten. Sie verheirateten zuerst die Kayurukre mit

den Töchtern der Kame und umgekehrt. Als aber noch viele Jünglinge übrigblieben, verheirateten sie diese mit den Töchtern der Kaingang. Daher kommt es, daß die Kayurukre, die Kaingang und die Kame Freunde und Verwandte sind.

78. Sintflut



In alter Zeit fiel einmal ein starker Regen, der die von uns bewohnte Erde überschwemmte. Ein einziger von unseren Vorfahren erblickte, als er schon sehr ermüdet dahinschwamm, den Wipfel einer Palme, der aus den Gewässern auftauchte. Er näherte sich ihm und faßte einen Wedel, der aber, weil er trocken war, abbrach. Getragen von dem Wedel fuhr er fort zu schwimmen. Bei Einbruch der Nacht sah er einen anderen Palmwipfel, näherte sich ihm und hielt sich an einem grünen Wedel fest. Er stieg an ihm empor und machte es sich auf der Krone bequem. Hier blieb er viele Tage lang und litt Hunger und Kälte. Als dann die Palmfrüchte reif wurden, aß er sie und nährte sich von ihnen.

Eines Tages hörte er in der Ferne den Gesang des Sapakuru (Ibis), der sich ihm näherte. — „Halte dich hier fest! Ich will Erde holen, damit du herabsteigen kannst." — Kurz darauf setzte sich eine Sarakura auf die Krone der Palme, erblickte ihn da und sagte zu ihm: „Nicht weit von hier gibt es Erde. Warum gehst du nicht dorthin?" — „Ich kann nicht; ich bin sehr schwach. Wenn ich die Palme verlasse, sterbe ich sicherlich." — Da sagte die Sarakura: „Ich gehe Erde holen." — Und sie und der Ibis brachten Erde in ihren Schnäbeln und streuten sie auf das Wasser. Da wurde es trocken. An den Stellen, wo der Ibis die Erde fallen ließ, erhöhte sie sich, entsprechend seinem größeren Schnabel, und bildete Gebirge. Vor diesem Regen war die Erde, auf der wir wohnten, ganz flach. Das Wasser ver-

schwand, und der Mann stieg herab von der Palme und lebte von den Früchten und Wurzeln der Bäume. Aber er war allein inmitten der anderen Wesen, die nicht waren wie er.

Eines Tages sagte der Ibis zu ihm: „Warum gehst du nicht und suchst dir eine Gefährtin? In der großen Bucht gibt es viele. Mache ein Floß, während ich die Enten beauftrage, dich dahin zu bringen, wo die Mädchen der anderen Leute sind.“ — Am folgenden Morgen nahmen die Enten das Floß, auf dem er sich befand, ins Schlepptau. Am Rande der Lagune badeten viele Mädchen. Sie sahen das Floß und eilten erschreckt auf den Strand. Eine von ihnen stürzte sich ins Wasser und schwamm auf das Floß zu. Als sie dort ankam, nahm er sie in seine Arme, und die Enten schleppten das Floß wieder nach seinem Aufenthaltsort. Die anderen Mädchen erzählten ihren Leuten von dem, was ihnen begegnet war, und sie machten sich auf die Verfolgung der Flüchtlinge, konnten sie aber nicht einholen.

Are verheiratete sich mit dem Mädchen, und sie hatten Kinder; aber wenn wir anderen Leuten begegnen, streiten sie immer mit uns. Aus diesem Grunde leben wir getrennt und wie verloren in den Wäldern.

79. Die Zwillinge

Im Anfang waren nur zwei Menschen, Mann und Frau, und die Frau war schwanger. Der Gatte befahl ihr, Mais zu pflanzen. Als diese Arbeit getan war, befahl er ihr, zurückzukehren und grüne Maiskolben zu suchen. Sie hielt es nicht für möglich, sie zu finden, und gehorchte ihm nicht. Er bestand darauf und fügte hinzu, daß der Sohn, den sie bei sich trug, auch Hunger habe. Da wurde sie zornig und erklärte ihm, daß er nicht der Vater des Sohnes wäre. Der Gatte verließ sie. Die Frau

folgte traurig seiner Spur. Von weitem erblickte sie ihn am Horizont, wo er verschwand. Der Sohn gab ihr den Weg an, den sie gehen mußte, aber zur Belohnung bat er sie, ihm Blumen und Früchte zu reichen. Dabei wurde sie verschiedene Male von der Wespe gestochen. Darüber geriet sie in Zorn und züchtigte den Sohn, indem sie sich auf den Leib schlug. Da hörte der Sohn auf, ihr den Weg zu zeigen, und sie verirrte sich.

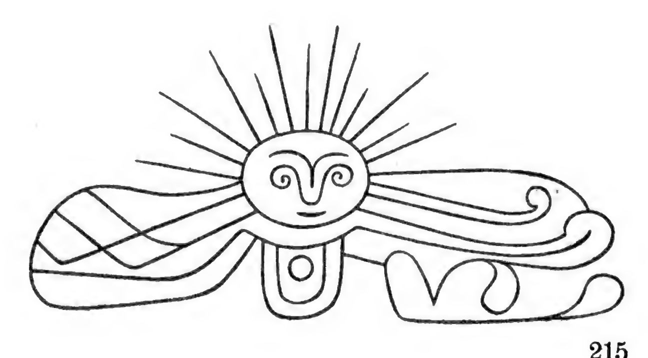
Sie kam zu der Wohnung der Jaguare, einer Höhle neben einem Abgrund. In dem Eingang stand die alte Jary, die Mutter der Jaguare, und teilte ihr mit, daß die einzigen lebenden Wesen sie und ihre Söhne wären, die bei ihrer Rückkehr sie fressen würden.

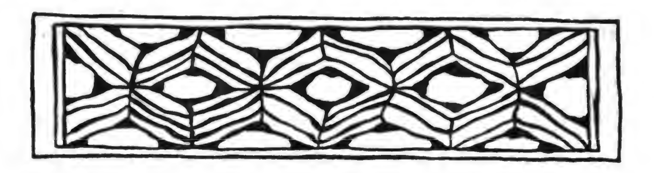
Gerührt durch ihre Bitten gab ihr die Alte ein Viertel eines Hirsches zum Essen und verbarg sie.

Die Jaguare kamen heim mit ihrer Jagdbeute. Nur der letzte, der nichts brachte, schnupperte und sagte: „Da hältst du ja ein gutes Wildbret versteckt, Großmutter. Ich werde es essen."

Die alte Jaguarin bat, sie sollten ihr den Sohn überlassen, der doch wohl zärter für sie sei, da sie keine Zähne mehr hätte. Die Jaguare fraßen die Mutter auf und überließen die Zwillinge, die sie in ihrem Leibe fanden, Jary. Diese wollte die Kleinen auf den Bratrost legen, aber sie entwischten ihr. Sie wollte sie mit Steinen und in dem Mörser töten, aber sie entsprangen ihren Händen, bis sie ermüdete und die Kinder auf den Boden losließ. Als die Jaguare sich zurückzogen, blieb der ältere der Zwillinge, Derekey, stehen und bat die Alte, ihm Bogen und Pfeile zu machen, indem er ihr versprach, Vögel für sie zu jagen, was ihr sehr zusagte. Der jüngere, Derevuy, aß nicht und weinte vor Hunger. Der Ältere erfuhr durch die roten Araras, wie seine Mutter gestorben war. Er suchte in dem Kot der Jaguare ihre Knochen und fügte sie zusammen. Es fehlte nur noch sehr wenig an ihrer Vollendung, da warf sich der jüngere Sohn über sie, um an ihrer Brust zu trinken, und zerstörte das Werk.

Zornig trat Derekey auf ein faules Holz, und heraus kamen gelbe Bienen und eine süße Flüssigkeit, die Honig war.
Er ließ das Brüderchen in der Obhut der Bienen, die es ernährten, bis es heranwuchs und aufhörte zu weinen.
Darauf banden sie die Jaguare an außer Jary und einer ihrer Töchter und gingen auf die Suche nach ihrem Vater.
Nach vielen Wechselfällen und verschiedenen Trennungen, die der Jüngere verschuldete, kamen sie zur Wohnung des Ahan, mit dessen Tochter sich der Jüngere verheiratete und einen Sohn hatte. Als Ahan einmal ausgegangen war, um nachzusehen, ob die Bäume einem Sturm Widerstand leisten würden, benutzten sie seine Abwesenheit und entflohen und nahmen den Sohn mit.
Von einem hohen Baum rief Derekey: „Unser Vater!" und dieser antwortete von fern: „Kommt alle! Ich bin hier."
Sie kamen und fanden den Vater, der ein alter weißer Mann war mit einer Krone von roten Arara- und Tukanfedern und feurigen Augen.
Er nahm sie mit in sein Haus und fragte sie, wie sie leben wollten. Da wählte der Ältere den Tag und der Jüngere die Nacht, und sie verwandelten sich in die Sonne und den Mond.





80. Keri und Kame

Kamuschini begegnete, da er im Walde Blätter der Tukumpalme suchte, um sich Schnur für Bogensehnen zu verschaffen, dem Jaguar Oka, fürchtete sich vor ihm und versprach, ihm Frauen zu machen, wenn er ihn verschone.

Zuerst fällte er Bäume mit rotem Holz, brachte die Klötze nach Hause, stellte sie an einen Maismörser, blies sie an und zog sich ein Weilchen zurück. Als er wiederkam, waren es aber lauter Männer geworden, die Pfeile schnitzten! Er tötete sie, ging wieder fort und fällte nun mit seinem Steinbeil fünf oder sechs andere Bäume, verfuhr damit ebenso wie mit den ersten und fand dieses Mal, als er die Angeblasenen sich ein Weilchen überlassen hatte, daß es Frauen geworden waren. Sie sagten alle „Papa" zu ihm, und mit Ausnahme der letzten, die faul dasaßen, und die er deshalb erzürnt sofort tötete, stampften sie eifrig Mais — Maniok soll es damals noch nicht gegeben haben — und machten Fladen und Getränke.

Die beiden ältesten, Nimagakaniro und Ichoge, gab Kamuschini dem Jaguar Oka, und dieser führte sie nach Hause. Unterwegs aber verunglückte Ichoge; sie kletterte auf eine Buritipalme, um sich Nüsse zu holen, und stürzte hinab.

Nimagakaniro verschluckte zwei Bakairi-Fingerknochen, von denen viele im Hause waren, weil Oka sie für seine Pfeilspitzen gebrauchte und viele Bakairi tötete, deren Fleisch er aß. Von den Fingerknochen wurde die Frau schwanger.

Ihre Schwiegermutter Mero aber, die außer Oka noch zwei

Jaguarsöhne hatte, Kuara und Zaupanyua, kam zu Besuch, als Oka auf der Jagd war. Sie wollte nicht, daß er von einer Bakairi Söhne habe, denn sie haßte und aß die Bakairi. Sie riß Nimagakaniro mit ihren Krallen die Augen aus und ging wieder. Nimagakaniro starb, aber der Oheim Kuara schnitt ihr den Leib auf, holte die Zwillinge Keri und Kame hervor und legte sie in eine Kalabasse wie junge Papageien. Dann schnitten er und seine Leute Nimagakaniro in Stücke, brieten und verzehrten sie und setzten den Rest dem heimkehrenden Oka vor, der ihn ahnungslos aß. Heftig erzürnt, als er den Hergang erfuhr, lief er, Mero zu töten, stand aber davon ab, weil sie sagte: „Ich bin deine Mutter.“
Keri und Kame zog der Pflegevater Jaguar auf. Er ließ sie auf seinem Rücken reiten und lehrte sie mit Pfeilen schießen. Nun fragten sie ihn aber nach ihrer Mutter. Er hatte von ihrem Tod geschwiegen, weil er sich schämte, von ihrem Fleisch gegessen zu haben, und gab auch jetzt keine Auskunft. Doch die Großmutter oder Tante Ewaki berichtete die Untat Meros. Keri und Kame gingen hin und töteten Mero, obwohl diese sie freundlich mit dem Gruß „o meine Enkel“ empfing.
Die verdammte Mero wurde nicht beerdigt, o nein, sie wurde verbrannt. Keri und Kame trugen Scheiter zusammen und legten Feuer an; dann gruben sie sich ein Loch, um zuzuschauen. Mero brannte „bopopopo“ ... Man sieht das Feuer noch heute am Himmel. Zu jener Zeit hatten Keri und Kame noch keine menschliche Gestalt. Kame kroch aus seinem Loch neugierig hervor und fing Feuer. Er verbrannte, starb. Keri blies ihn an und machte ihm Nase und Hände und Füße, wie sie die Menschen haben. Aber auch Keri fing Feuer, verbrannte, starb, wurde von Kame lebendig geblasen und menschlich gestaltet. Auch diese Feuer sieht man am Himmel. Da kamen drei Tierarten, die man auch noch am Himmel sieht, die kleine Fischotter, die sich den Schwanz, die große, die sich Hände und Füße, und der Tukan, der sich den

Schnabel von Keri und Kame nahm. Keri hatte einen größeren Schnabel gehabt als Kame.

Keri und Kame zankten mit dem Vater und wollten ihn töten, weil sie ihre Mutter nicht gesehen hatten. Sie sagten dem Vater: „Mach viele Pfeile zurecht!“ Dieser tat es und gab sie ihnen. Nun machten sie Kayabi. Sie rammten die Pfeile in einem Kreis aufrecht in den Boden und bliesen sie an. Da kamen die Kayabi. Keri hieß diese, auf Oka zu schießen, aber sie fehlten. Da schoß Keri selbst. Der Pfeil drang in das Knie des Jaguars ein. Der Jaguar stürzte sich ins Wasser und entkam.

Die Brüder empfingen nun von ihrer Tante Ewaki den Auftrag, die Sonne zu holen, die der Königsgeier besaß. Bisher war es Nacht, wenn nicht der Königsgeier mit der Sonne erschien. Am Himmel gibt es ein schwarzes Loch, das den Geiern gehörte. In dieses Loch stürzte der Tapir, weil es finstere Nacht war. Man sieht ihn noch in der Milchstraße. Keri sah den Tapir und ging in seinen Vorderfuß hinein. Kame aber ging in einen kleinen gelben Singvogel und setzte sich auf einen Ast; er sollte Keri, der nichts sehen konnte, von allem, was vorging, unterrichten. Der Königsgeier öffnete die Sonne; es wurde hell, und so erblickten die Aasgeier den Tapir. Alle schwarzen und weißen Geier — nur der rote, der Königsgeier, blieb noch fern — stürzten sich auf den Tapir. Sie holten Schlingpflanzenstricke herbei, zogen ihn mit aller Mühe aus dem Loch und wollten ihn zerteilen. Da machte Kame auf seinem Ast „neng-neng-neng“, Keri blies, und die Geier konnten mit ihren Schnäbeln den Tapir nicht öffnen. Sie riefen den Königsgeier zu Hilfe. Dieser kam, und Kame hörte auf „neng-neng-neng“ zu machen. Der rote Geier öffnete den Tapir mit seinem Schnabel. In diesem Augenblick ergriff ihn Keri und packte ihn so fest, daß er fast starb. Nur wenn er die Sonne hergebe, solle er am Leben bleiben. Da schickte der Königsgeier seinen Bruder, den weißen Geier, die Sonne zu holen. Dieser brachte die Morgenröte. „Ist das recht?“ fragte Kame Keri, der fest-

halten mußte. „Nein, nicht die Morgenröte," erwiderte Keri. Da brachte der weiße Geier den Mond. „Ist das recht?" fragte Kame. „Ach was!" erwiderte Keri. Nun brachte der weiße Geier die Sonne, und als Kame fragte: „Ist das recht?" antwortete Keri: „Jetzt, ja!" Dann gab er den Königsgeier frei, der sehr erzürnt war.

Der Mond bestand damals aus (gelben) Japu-Federn, die Sonne aus Federn des Tukan und des roten Arara, die Morgenröte aus Tukan-Federn. So haben es die Alten gewußt. Wenn es jetzt, wie ihr sagt, anders sein soll, so weiß ich davon nichts, und niemand weiß es. Dann muß man geblasen haben, daß sie wie Feuer geworden ist.

Keri sann und sann, was er nun mit der Sonne und dem Mond anfangen sollte. Es war immer hell. Ewaki wußte ihm auch nicht zu raten. Endlich machte er einen großen Topf und stülpte ihn darüber. Da war es dunkel. Er gab den Mond Kame. Sonne und Mond waren beide unter dem Topf. Wenn der Topf aufgehoben wird, ist es Tag.

Keri und Kame wollten nun gern schlafen und konnten zu ihrem Leidwesen nicht. Sie gingen zu Ewaki, und diese sagte ihnen, wo sie den Schlaf holen sollten. Po, die Eidechse, war im Besitz des Schlafes. Sie empfing Keri und Kame freundlich und sagte: „Oh, meine Enkel!" — Sie blieben in ihrem Hause, legten sich in die Hängematte und schliefen. Als sie erwachten, fühlten sie sich wieder wohl. Am anderen Morgen sagten sie Lebewohl und zogen mit der Hängematte, die ihnen die Eidechse geschenkt hatte, von dannen. Unterwegs, als sie eine Meile gegangen waren, wollten sie nun das Schlafen versuchen. Sie legten sich in die Hängematte und versuchten, aber es ging nicht. Sie quälten sich vergebens. Da gingen sie wieder zum Haus der Eidechse zurück, ergriffen sie und zogen ihr das Augenlid aus. Sie nahmen sich ein großes Stück, und die Eidechse war sehr böse. Nun hatten sie Augenlider und konnten schlafen.

Keri und Kame gingen zu Ewaki, und diese befahl ihnen, das Feuer zu holen. Der Kampfuchs war der Herr des

Feuers. Er hatte es in den Augen und schlug es sich heraus, wenn er Holz anzünden wollte. Der Kampfuchs hatte eine Reuse angelegt, um Fische zu fangen. Zu der Reuse gingen Keri und Kame. Sie fanden darin einen Fisch und eine Schnecke. Keri ging in den Fisch, und Kame ging in die Schnecke. Beide waren gut darin versteckt. Singend kam der Kampfuchs gegangen und machte Feuer an. Dann sah er nach, was in der Reuse war, holte den Fisch und die Schnecke und legte sie in das Feuer, um sie zu braten. Aber die beiden gossen Wasser in das Feuer. Erzürnt ergriff der Kampfuchs die Schnecke; die hüpfte aber in den Fluß und holte neues Wasser und goß es ins Feuer, daß dieses beinahe ganz verlöschte. Der Kampfuchs ergriff sie wieder und wollte sie auf einem Holz in Stücke schlagen, die Schnecke aber entglitt ihm und fiel auf die andere Seite. Das wurde dem Kampfuchs zuviel; ärgerlich lief er davon. Keri und Kame aber bliesen das Feuer wieder an und gingen damit zu Ewaki.

Ewaki schickte die beiden Knaben aus, das Wasser zu holen. Sie wanderten drei Tage. Sie fanden drei Töpfe, die der Wasserschlange gehörten. In den Töpfen war Wasser; in zweien war gutes Wasser, aber in dem dritten war schlechtes, von dem man nicht trinken kann, ohne zu sterben. Diesen dritten Topf ließen sie ganz; sie wollten gutes Wasser haben. Die zwei anderen Töpfe zerschlugen sie. Das Wasser, das aus dem einen abfloß, war der Paranatinga, das Wasser des anderen der Ronuro und Kulisehu. Keri nahm sich des Paranatingawassers, Kame des Ronuro-Kulisehuwassers an. Beide Flüsse liefen weiter, und Keri und Kame liefen jeder hinter dem seinen; sie riefen einander zu, damit sie sich nicht verlören. Auf einmal hörte Kames Rufen auf. Keri schrie und schrie, doch die Antwort blieb aus. Da ließ er den Paranatinga stillstehen und warten und ging zum Ronuro. Der dumme Kame hatte sich den schlechtesten Fluß ausgesucht; er konnte nicht mit ihm fertig werden. Das Wasser wurde groß und breit und Kame ertrank. Ein ge-

waltiger Jahufisch verschluckte ihn. Keri kam und fand den Ronuro stillstehend, Kame verschwunden. Sogleich gab er sich ans Fischen. Er fing drei Jahus, und einer war dick geschwollen. Dem riß er den Bauch auf und erblickte nun Kame, der tot war. Er legte die Leiche auf große, grüne Blätter und blies sie an. Da stand Kame auf und sagte: „Ich habe gut geschlafen." — „Nein," rief Keri, „du hast ganz und gar nicht geschlafen! Ein Jahu hat dich gefressen." Mit dem Ronuro wollten sie nichts mehr zu tun haben. Keri ließ eine Ente kommen und befahl ihr, das Wasser mitzunehmen. So geleitete die Ente den Fluß wieder weiter, und die beiden Knaben begaben sich zu Keris Paranatinga, der noch geduldig wartete. „Das ist das Wasser," sagte Keri, „das wir mitnehmen wollen."

Drei Tage liefen sie mit ihm talwärts. Da kamen sie zum Katarakt des Paranatinga, allein es war noch kein Wasserfall, sondern nur trockener Fels. Sie selbst brachten jetzt das Wasser zum Katarakt und ließen es jenseits des Falles warten. Aber da sie nun hier blieben, ließ Keri bald Enten und Tauben kommen und andere Vögel, die das Wasser mitnahmen und weiterführten.

Keri begegnete dem Kampfuchs und vereinigte sich mit ihm zur Jagd, indem der Kampfuchs das Gras im Kreis anzündete. Was von Getier eingeschlossen war, sollte verbrennen. Nun war der dumme Kame gerade in eine Maus gegangen. Keri wußte nichts davon; er dachte, Kame sei draußen. Das Feuer hörte auf, und die beiden streiften umher, ob sie Beute fänden. Keri fand keinen Braten. Der Fuchs fand eine verbrannte Maus und aß sie auf. Dann trafen sich die beiden wieder. „Großpapa, was für Braten hast du gegessen?" sagte Keri zum Fuchs. „Nur eine Maus habe ich gegessen," antwortete dieser. Da merkte Keri, daß der Kampfuchs den Bruder verschluckt hatte, und ersann ein Mittel, diesen zu retten, ohne den Fuchs töten und aufschneiden zu müssen. „Laß uns rennen, Großpapa," sagte Keri. „Jawohl, mein Enkelkind." Sie rannten eine lange

Strecke. Dann standen sie still. Als der Fuchs stillstand, erbrach er sich. Darauf lief er eiligst davon. Keri ging dorthin, wo sich der Fuchs erbrochen hatte. Er sah die Mäuseknochen und sammelte sie. Dann blies er. Nachdem er geblasen hatte, erhob sich Kame. „Ich habe gut geschlafen," sagte er. „Du hast ganz und gar nicht geschlafen! Der Kampfuchs hatte dich gefressen."

81. Der Jaguar und der Ameisenbär

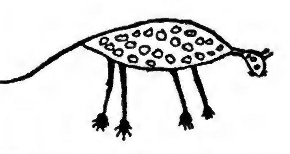


Der Ameisenbär begegnete dem Jaguar. Da sagte der Ameisenbär: „Wir wollen uns erleichtern, mein Freund, mit geschlossenen Augen!" Sie schlossen die Augen und erleichterten sich. Während der Jaguar die Augen geschlossen hatte, legte der Ameisenbär dessen Haufen sich unter. Seinen eigenen Haufen legte der Ameisenbär dem Jaguar unter. Nachdem er sie schön zurechtgelegt hatte, sagte der Ameisenbär: „Laß uns die Augen aufmachen!" „Laß uns unsere Haufen besehen!" sagte der Ameisenbär zum Jaguar. Der Ameisenbär rief aus: „Ich habe Fleisch gegessen!" Der Ameisenbär sagte zum Jaguar: „Du hast Termiten gegessen!" — „Termiten esse ich nicht!" sagte der Jaguar zum Ameisenbär.
Der Tapir kam dahin, wo sie sich erleichterten. Als der Jaguar den Tapir sah, forderte er den Ameisenbär auf, er solle doch gehen und den Tapir töten. Daraufhin ging der Ameisenbär auf die Spur des Tapirs. Gar nichts tötete der Ameisenbär. Darauf ging der Jaguar, den Tapir zu töten. Er tötete den Tapir wirklich. Der Ameisenbär war indessen, Termiten essend, weiter gegangen und kehrte erst zurück, als der Tapir tot war. „Wohin ist denn der Tapir gegangen, mein Freund?" fragte der Jaguar den Ameisenbär. „Ich habe ihn nicht gesehen," antwortete dieser. „Hast denn du ihn nicht gesehen?" sagte der Ameisenbär zum Jaguar und

fuhr fort: „Ich esse kein Fleisch, ich esse stets Termiten; Fleisch esse ich nicht!“ — „Ich habe ihn getötet,“ sagte der Jaguar. Der Jaguar weidete den Tapir aus und gab den Kot des Tapirs dem Ameisenbär. „Zünde Feuer an, mein Freund!“ sagte der Jaguar. Der Ameisenbär zündete Feuer an. Der Jaguar stellte den Bratrost auf und briet.

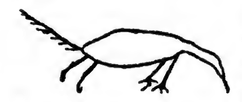
„Ich habe Durst,“ sagte der Ameisenbär. „Wasser gibt es hier nicht!“ sagte der Jaguar. „Wohl gibt es,“ sagte der Ameisenbär, „es sind dort wilde Buritipalmen.“ Der Ameisenbär ging; er ging weit, aber Wasser fand er nicht. Da ließ er sein Wasser, trank es und wusch sich auch damit. In seinem Wasser fand er ein Lambare-Fischchen. Er ging zum Lagerplatz zurück, und als er ankam, fragte der Jaguar: „Hast du Wasser getrunken, mein Freund?“ — „Ich habe getrunken,“ sagte der Ameisenbär. „Sieh den Lambare, den ich gefangen habe!“ — „Auch ich gehe trinken. Ist es weit?“ — „Es ist ein bißchen weit,“ sagte der Ameisenbär. Der Jaguar ging, Wasser zu trinken. Als er schon weit gegangen war, rief er: „Wo ist das Wasser, wo?“ — „Weiterhin! Weiterhin!“

Als der Ameisenbär den fernen Jaguar nicht mehr hörte, legte er den Tapirbraten in eine Kiepe hinein und kletterte auf einen Jatoba-Baum. Der Jaguar kam zum Bratrost zurück; da gab es keinen Tapirbraten mehr. Der Jaguar ging auf der Spur und sah den Ameisenbär oben auf der Jatoba. „Komm, wir wollen essen!“ sagte der Jaguar zum Ameisenbär. Der Ameisenbär aß den Tapir, und die Tapirknochen warf er dem Jaguar zu. Der Jaguar rief die Beißameisen. Die Beißameisen kletterten auf die Jatoba. Aber der Ameisenbär blies. Da gingen die Beißameisen wieder fort. Nun rief der Jaguar den Wind. Der Wind kam, den Baum zu brechen. Er kam zum Ameisenbär und entwurzelte die Jatoba. Die Jatoba stürzte. Der Ameisenbär entfloh.



Wohl packte der Jaguar zu, aber er ergriff nur ein Termitennest, das auf der Jatoba saß.

Der Jaguar machte sich auf den Weg und suchte. Endlich traf er den Ameisenbär, wie er Termiten aß. Der Ameisenbär hatte sich eine Glatze geschoren. „Du, mein Freund, meinen Braten hast du gegessen!" — „Deinen Braten?"



sagte der Ameisenbär, „deinen Braten aß ich nicht!" — „Gerade du hast meinen Braten soeben aufgegessen," sagte der Jaguar zum Ameisenbär. „Einer, der mir ähnlich sieht, hat ihn gegessen. Matawiwe (ein kleiner Ameisenbär), der hat deinen Braten gegessen," sagte der Ameisenbär. „Habe ich etwa so ausgesehen?" fragte der Ameisenbär. „Du willst mich betrügen. Du hast dir eine Glatze geschoren," sagte der Jaguar.

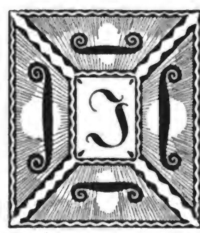
Nun sagte der Ameisenbär: „Laß uns ordentlich tanzen, mein Freund!" — „Wir wollen das Tanzen bleiben lassen," sagte der Jaguar. „Aber, so laß uns nur tanzen!" sagte der Jaguar. Zuerst trug der Jaguar den Ameisenbär. Dann trug der Ameisenbär den Jaguar. Wieder trug der Jaguar den Ameisenbär. Da riß der Ameisenbär dem Jaguar die Augen aus und entfloh.

Das Aguti fand die Augen und setzte sie dem Jaguar wieder ein. Als seine Augen eingesetzt waren, stand der Jaguar auf und ging dahin, wo der Ameisenbär gegangen war. Der Ameisenbär war im Berg drinnen und sang. Der Jaguar ging in das Haus hinein. Singend kam der Ameisenbär mit dem Rücken auf die Tür zu. Wie er kam, packte ihn der Jaguar. Er aß von seinem Bein. Als er gegessen hatte, ließ er los und ging nach Hause. Den Ameisenbär machten die Termiten gesund. Als er geheilt war, erhob sich der Ameisenbär.

Der kleine Ameisenbär sagte, er werde den Jaguar töten. „Ach was, du bist kein Riese," erklärten ihm die Leute. „Dann nimm Zaubergift mit!" sagten ihm die Leute. Wie sie gesagt hatten, tat der kleine Ameisenbär; er nahm Zauber-

gift in einem Kürbis mit zu dem Hause des Jaguars und legte den Kürbis vor die Tür. Der Jaguar ging aus. Als er den Kürbis erblickte, sagte er: „Da ist etwas Hübsches für mich" und öffnete ihn. Da wurde der Jaguar krank und starb.

82. Der Welt Anfang



Im Anfang lag diese Welt in Finsternis. Aus der Finsternis gingen zwei Menschen hervor, der eine genannt Karusakahiby, und der andere war sein Sohn, Rairu genannt. Rairu strauchelte an einem Stein, der ausgehöhlt war wie eine Schüssel, und zankte mit dem Stein. Karu, sein Vater, befahl dem Sohne Rairu, den Stein zu tragen, mit dem er gezankt hatte. Rairu führte den Befehl des Vaters aus und trug den Stein auf dem Kopfe. Der Stein begann über ihm zu wachsen. Da er schon sehr schwer war, sagte Rairu zum Vater: „Dieser wiegt schon schwer." Der Stein wuchs noch mehr, und Rairu konnte schon nicht mehr gehen. Der Stein fuhr fort zu wachsen. Er wuchs so sehr in Gestalt einer Schüssel, daß er den Himmel bildete. Darauf erschien die Sonne am Himmel.

Karu war seinem Sohne feind, da dieser mehr wußte als er. Eines Tages schoß Karu einen Pfeil in das Blatt einer Tukuma-Palme und befahl seinem Sohne, den Baum zu ersteigen und den Pfeil zu holen, denn er wollte ihn töten. Als der Sohn zur Tukuma-Palme kam, bogen sich die Stacheln alle nach unten, um ihn nicht zu verletzen. Er kletterte hinauf und zog seines Vaters Pfeil aus dem Blatt.

Am anderen Tag schickte er den Sohn voraus in die Rodung, und man erzählt, daß er alle Bäume umhieb, um seinen Sohn zu töten. Dann stürzte er alle Bäume über den Sohn. Sie fielen alle über ihn, aber er starb nicht und blieb unverletzt.

Karu entfernte sich von dort. Er dachte, sein Sohn sei tot. Am anderen Tag kehrte er zurück und fand den Sohn wohlauf.

Als Karu ging, die Rodung zu brennen, schickte er seinen Sohn mitten in die Rodung, um ihn durch Feuer zu vernichten. Karu umgab seinen Sohn mit Feuer. Rairu sah, daß die Flammen ihn umzingelten. Da drang er in die Erde ein, und als die Rodung ausgebrannt war, erschien er wieder, ohne daß ihm das Feuer etwas angetan hatte. Karu ärgerte sich sehr, als er sah, daß sein Sohn noch lebte.

Eines Tages ging Karu wieder in den Wald. Dort machte er aus trockenen Blättern die Figur eines Gürteltiers und begrub sie so in der Erde, daß der Schwanz noch hervorsah. An diesen strich er Harz. Er rief seinen Sohn und sprach zu ihm: „Wir wollen jagen gehen!" — „Vorwärts!" — Er ging hin und her durch den Wald und rief seinem Sohn: „Hier ist ein Gürteltier; ziehe es hervor!" — Die Figur jenes Gürteltiers hatte schon ein Loch in die Erde gegraben. Rairu ließ den Schwanz des Gürteltiers los, aber er konnte seine Hand nicht wegziehen, weil das Harz sie festhielt. Man erzählt, daß nun die Figur des Gürteltiers ihn durch das Loch in die Erde zog, in der er verschwand.

Am anderen Tag kam Karu zu dem Loch und sah seinen Sohn herauskommen. Da ergriff er einen Stock und schlug den Sohn.

Dieser sagte: „Schlage mich nicht, denn ich habe in der Erde viele Leute gefunden, die mehr als gut sind. Sie kommen, um für uns zu arbeiten." — Der Vater ließ ab und schlug ihn nicht mehr. Er ballte etwas in eine Kugel und warf es auf den Boden, und es wuchs und verwandelte sich in Baumwolle. Die Baumwollstaude wuchs und blühte sogleich und trug darauf Baumwolle. Karu nahm die Baumwolle und machte ein Seil daraus, band Rairu daran und ließ ihn in das Loch des Gürteltiers hinab. Sie erzählen, daß an dem Seile und aus der Öffnung viel häßliches Volk emporkam. Darauf stiegen auch viele schöne

Leute empor, und sie sagen, daß darauf das Seil zerriß, und der noch übrige Teil der schönen Leute in die Öffnung fiel. Nairu stieg mit den schönen Leuten empor.
Sie erzählen, daß Karu, als er jene Masse Leute sah, etwas Grünes, etwas Rotes und etwas Gelbes machen ließ, um jene Leute mit ihren Weibern zu zeichnen, damit sie, wenn sie sich vermehrten, seien: Munduruku, Mura, Arara, Pamana, Uinamary, Manatenary, Ketauschy und so alle. Da es lange währte, bis all dies Volk bemalt war, wurden die einen schläfrig, und die anderen waren mehr als schlafend. Zu den Trägen sagte Karu: „Ihr seid sehr träge; jetzt sollt ihr Vögel, Fledermäuse, Schweine und Schmetterlinge werden.“ — Den übrigen, die nicht träge und schön waren, sagte er: „Ihr werdet der Anfang einer anderen Zeit sein.“ — Darauf verschwand Karu in der Erde. Da nannten sie jene Öffnung Karu-kupy.

83. Die magische Flucht

Man erzählt, daß ein Alter, der drei Töchter hatte, mit ihrem Oheim verabredete, daß er sie mit sich nähme, um Miritifrüchte zu sammeln. Als sie übereingekommen waren, erschien frühmorgens der Yurupari in der Gestalt des Oheims, den er auf dem Weg getötet hatte. Die Mädchen gingen mit dem vermeintlichen Oheim weg. Nachdem sie weit gewandert waren, fragte eine von ihnen, ob es noch weit sei bis zum Miritihain. Der Yurupari verneinte es. Sie gingen eine Weile, und wieder fragte eine von ihnen, ob der Miritihain noch weit sei, worauf jener es abermals verneinte. Als sie bei Tagesanbruch schon nahe der Höhle waren, in der der Yurupari hauste, schaute eine von ihnen auf seine Füße und rief: „Das ist der Yurupari!“
Sie kamen in seine Wohnung, und der Yurupari sagte, das

wäre der Miritihain. Dann ging er weg und ließ einen Papagei als Wache zurück, daß die Mädchen nicht entflohen. Als die Nacht kam, forderte er die Älteste auf, ihm Feuer bei die Hängematte zu bringen. Dann machte er sich wie eine Fledermaus über sie her und saugte sie aus. Frühmorgens ging er wieder in den Wald.
Sobald er weggegangen war, gingen die beiden Schwestern hin, um nach der anderen zu sehen, die mit dem Yurupari geschlafen hatte. Da fanden sie nur noch ihre Gebeine. In der Nacht kam der Yurupari und befahl der Zweiten, Feuer bei seine Hängematte zu bringen. Aber als sie sich näherte, packte er sie und saugte sie aus wie die erste. Vor Tagesanbruch ging er wieder in den Wald. Als er weg war, ging die Jüngste hin zur Hängematte und sah, daß auch von der anderen nur noch die Gebeine übriggeblieben waren. Da weinte sie und legte sich in die Hängematte zu den Knochen ihrer Schwestern. Bald darauf sah sie den Karang über die Höhle fliegen, und sie rief:
„Ach, Karang, Karang! Wenn du ein Mann wärest, würdest du mich zu meiner Mutter bringen!" Kurz danach erschien der Karang in der Gestalt eines jungen Mannes und sagte zu ihr, sie solle die Knochen, ein wenig Salz und Asche nehmen und den Talisman des Yurupari stehlen.
Sobald sie alles besorgt hatte, machten sie sich davon. Kaum waren sie weggegangen, da begann der Papagei zu schreien:
„Herr, dort geht der Karang und nimmt deine Schnecke mit!" Dies hörte der Yurupari. Er lief hinter ihnen her und schrie:
„Karang, gib mir meinen Talisman her!"
Als sich der Yurupari näherte, sagte der Karang zu dem Mädchen, sie solle einen von den Knochen ihrer Schwestern ergreifen. Sofort erhob sich eine große Rauchwolke und hinderte den Yurupari sich zu nähern. Die beiden benutzten dies und eilten weiter. Schon hatten sie eine große Strecke zurückgelegt, als sie von neuem den Schrei hörten:
„Karang, gib mir meinen Talisman her!"

Der Karang befahl nun, Salz und Asche zu verbrennen. Kaum hatte sie es getan, als sich ein großes Dornengestrüpp erhob.
Während der Yurupari sich von den Dornen befreite, eilten sie vorwärts. Als sie schon nahe der Hütte ihrer Mutter waren, hörten sie abermals:
„Karang, gib mir meinen Talisman her!"
Da befahl der Karang, die Knochen, das Salz und die Asche zusammen zu verbrennen, und es erschien ein breiter Fluß, den der Yurupari nicht überschreiten konnte. So konnten sie zur Hütte der Mutter kommen. Diese freute sich, die Töchter wiederzusehen, die sie schon verloren geglaubt hatte.

84. Die Sintflut



Die Kaschinaua lebten zufrieden, bewohnten viele schöne Dörfer und hatten Überfluß an Nahrungsmitteln. Sie dachten an nichts Schlimmes. Sie waren sehr glücklich. Sie wohnten am Ufer des reißenden Stromes. Da begann es zu regnen, unaufhörlich. Es regnete am hellen Tag; es regnete in tiefer Nacht. Unaufhörlich regnete es in Strömen. Kein Mensch konnte weit vor das Haus gehen. Alle lagen in ihren Hütten. Der Blitzstrahl schmetterte herab. Der Donner krachte. Alle fürchteten sich und blieben liegen. Da barst der Himmel und kam herab und tötete sie alle. Er tötete ebenso alle Jagdtiere; er tötete alle Fische. Er tötete sie alle. Er machte ein Ende mit ihnen. Nichts verschonte er. Er tötete sie. Er machte ein Ende mit ihnen. Die Erde wechselte mit dem Himmel den Platz. Der Himmel fiel auf die Kaschinaua und tötete sie. Der Himmel wendete sich wieder um, und die Seelen, die im Himmel wohnten, nahmen sie mit sich. Im Himmel weilen sie jetzt und sind glücklich.
Auf der Erde blieb nichts Lebendes zurück. Im Himmel war

eine schwangere Frau. Der Blitzstrahl schmetterte herab und tötete sie. Vom Himmel warf man die tote Frau auf die Erde hinab. Als sie auf die Erde fiel, kam der Krebs aus seinem Loch heraus. Er sah die tote Frau da liegen und öffnete ihr mit dem Messer den Leib. Ihre Kinder blieben am Leben. Es waren Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Der Krebs freute sich über die beiden Kleinen. Er nahm sie in seine Arme und brachte sie seiner Frau. Auch diese freute sich über sie und legte sie in ihre Hängematte. Als beide weinten, bereitete sie ihnen Stärkebrühe und gab ihnen davon zu trinken. Sie sättigten sich daran und beruhigten sich.

Die Leute des Krebses sagten: „Gib uns die Kleinen!" aber er wollte nichts davon wissen, sondern zog sie allein auf. Sie wuchsen heran, und als beide erwachsen waren, verheiratete sie der Krebs miteinander.

Dann kehrte er mit seinem Weib in den Fluß, in seine Wohnung, zurück.

Der Bruder zog mit seinem Weibe weit weg auf einen schönen Hügel. Dort legten sie eine Pflanzung an, in der sie wohnen blieben. Anfangs hatten sie keine Pflanzennahrung. Da holten sie aus einer Wüstung Sprößlinge der Makaschera und der Banane, sie holten Inhame und Bataten, sie holten Papaya, Zuckerrohr, Bohnen und Erdnüsse. Sie pflanzten sie in ihr Feld, und die Pflanzen wuchsen heran und trugen Frucht. Die Früchte reiften, und sie hatten gute Nahrung.

Dann schwängerte der Bruder seine Schwester, und sie gebar ihm einen Sohn. Darauf gebar sie ihm eine Tochter. Als die Kinder herangewachsen waren, verheirateten sie sie miteinander. Diese bekamen wieder Kinder, und so vermehrten sie sich. Von dem, der sie aufzog, hatte er seinen Namen „Schaka" (Krebs), und sein Weib hieß „Maschi". Der Name seines Sohnes war „Pöka", der Name seiner Tochter „Iriki". Von seinen anderen Kindern hieß der Sohn „Mana" und die Tochter „Matsiani". So waren die Namen derer, die sie aufzogen.

Nun zeugten sich die Kaschinaua wieder und wieder, und die Jagdtiere zeugten sich und ebenso die Fische.
Wo sie wohnten, gab es keine Pium und keine Karapana; es gab keine Dunkelheit; man schlief am hellen Tag. Pium, Karapana, Dunkelheit, Wespe waren nur dort, weit weg, mitten in einem anderen reißenden Fluß. Mana zog hin und holte die Pium und die Karapana; er holte die Wespe und die Nacht. Die große Schlange gab ihm den Schmetterling, die Spinne die Nacht; die Eidechse gab ihm die Wespe und die Karapana. Er brachte sie herbei. Er holte sie mitten aus dem Fluß. Jetzt schliefen sie im Dunkeln und waren glücklich. Mana holte die Nacht in einer kleinen Flasche; daher schlafen wir im Dunkeln.
So machte es Mana, als er die Nacht holte. Wenn er die Nacht nicht geholt hätte, würden wir am hellen Tage schlafen. Jedoch er zog die Nacht hervor, und wir schlafen, wenn es dunkel geworden ist. Von da an lebten sie sehr glücklich und hatten keine Schmerzen zu erdulden.
Als Manas Vater sehr alt geworden war, fragte ihn sein Sohn: „Wann wirst du sterben, Vater?" „Ich will sterben," antwortete er, „aber du mußt mich töten, denn so kann ich nicht sterben. Bring mir irgendeine giftige Sache zum Essen, damit ich sterbe!" Da brachte ihm sein Sohn die Kröte. Er gab sie ihm, und der Vater wusch sie nicht und briet und aß sie. Keine andere Speise nahm er zu sich und erbrach sich fortwährend. Einen ganzen Tag aß er nur die Kröte. Als die Sonne unterging, rief sein Sohn: „Vater, wie ist es nun?" „Du hast mich getötet," antwortete dieser, „ich bin am Sterben! Ich sterbe; ich werde emporsteigen in den Himmel. Auf dem ganzen Weg werde ich rufen. Wenn du es hörst, antworte mir! Wenn ich rufe: ‚Wechsele die Haut! Wechsele die Haut!' und ihr hört es, so werdet ihr, wenn ihr alt geworden seid, eure alten Häute wechseln und hier mit neuen Häuten weiter leben. Wenn ihr aber schlecht hört, so werdet ihr sterben." So unterrichtete er seinen Sohn und dann starb er.

Er starb, und am anderen Tag, als die Sonne hoch stand, donnerte es ununterbrochen. Nun stieg seine Seele empor und rief. Sein Sohn horchte. „Jetzt steigt mein Vater empor. Er schrie vom Himmel her. Ich antworte." Der Vater näherte sich seinem Platz und rief: „Wechsele die Haut! Wechsele die Haut!" Der Sohn horchte und horchte. Sein Bruder fragte: „Was ruft er da?" Mana antwortete: „Der Vater rief: ‚Höre auf! Höre auf!' Wir werden aufhören und wir werden sterben."
Die Kaschinaua hörten schlecht, deshalb starben sie. Nur die Schlange hörte und die große Eidechse und der Mulattenbaum. Die, welche gehört hatten, wechseln die Haut. Wir aber sterben. Mana hörte schlecht, deshalb sterben wir. Vorher, wenn wir starben, verwandelten wir hier unsere Seelen. Wenn wir als Greise starben, verwandelten wir uns hier wiederum in Knaben. Wenn alte Weiber starben, verwandelten sie sich wieder in junge Mädchen. So machten wir es, wenn wir starben. Aber Mana hörte schlecht, deshalb sterben wir und kehren nicht mehr zurück.

85. Der Mond


Die Kutanaua wollten die Marinaua töten. Der Marinaua floh. Da kam der Kutanaua und brachte viele Pfeile mit und gab sie dem Marinaua, um ihn zu versöhnen. Dieser freute sich. Er nahm die Pfeile an und hing sie oben in seiner Hütte auf. Darauf unterhielten sie sich miteinander. Als sie damit fertig waren, sagte Kutanaua zu Marinaua: „Nun komm mit mir und besuche auch mein Haus. Mein Weib möchte dich sehen." Da freute sich Marinaua. Er ergriff alle seine Pfeile und setzte sich seine Krone aus Schwanzfedern des Japu auf das Haupt. Dann gingen sie weg.
Sie traten in den Wald und zupften Nisch'po ab. Auf dem



ganzen Weg kaute Marinaua Nisch'po, so daß seine Zähne ganz schwarz wurden. Als er sich der Hütte des Kutanaua näherte, schämte sich Marinaua und blieb stehen. Da fragte ihn Kutanaua: „Warum bleibst du stehen?" „Aus keinem besonderen Grund," antwortete ihm jener, „ich schäme mich vor deiner Frau; deshalb tue ich es." „Du brauchst dich nicht zu schämen. Geh weiter, Marinaua!" Da kämmte sich Marinaua. Er holte seine Armbänder hervor und legte sie um seine Arme. Er putzte sich. Dann gingen sie weiter, Kutanaua an der Spitze.

Sie traten ein in die Hütte. Kutanaua band eine sehr große, bunte Hängematte mitten im Haus an und ließ Marinaua darauf niedersitzen. Dann befahl er seinem Weib: „Frau, hier bringe ich dir Marinaua. Gib ihm recht viel zu essen, damit er satt wird zum Platzen." Die Frau sagte: „Ja!" Sie füllte eine sehr große Schale mit Stärkebrühe und gab sie jenem. Marinaua löffelte die Stärkebrühe aus und legte sich nieder. Darauf gab sie ihm gekochte Makaschera und gekochte Bananen; reife Bananen und geröstete Erdnüsse gab sie ihm; sie gab ihm Klöße aus Erdnüssen, gekochte Kürbisse, Kara und Inhame; sie gab ihm gerösteten Mais und Maiskuchen. So viele Speisen trug sie ihm auf. Marinaua aß von allen Speisen ein bißchen und wickelte sich ein bißchen ein, um es mitzunehmen und zu Hause zu essen. Marinauas Haare waren sehr lang.

Als sich die Sonne neigte, wollte er heimkehren, und er sprach zu Kutanaua: „Ich gehe weg, Kutanaua!" Dieser

antwortete: „Du kannst gehen, Marinaua!" Da sagte Marinaua: „Gut!" und stand auf. Er verabschiedete sich auch von Kutanauas Frau. Jetzt ging Marinaua voraus. Kutanaua ergriff sein mächtiges, scharf geschliffenes Waldmesser und nahm seine Pfeile. Da fragte ihn Marinaua: „Kutanaua, warum nimmst du ein so großes Waldmesser mit?" „Ich sah einen schönen Baum, den will ich auf dem Rückweg umhauen und heimtragen," erwiderte ihm dieser. „Wozu willst du denn den Baum haben?" fragte ihn jener weiter. „Ich will mir ein Grabscheit daraus machen," antwortete ihm Kutanaua. Dann nahm Marinaua das große Bündel mit den vielen Speisen unter den Arm, und sie machten sich auf den Weg.

Als sie sich der Hütte Marinauas näherten, schwang Kutanaua sein Waldmesser mit aller Kraft und hieb Marinaua das Haupt ab, daß es zu Boden fiel. Nur sein Körper blieb stehen; er konnte nicht mehr weiterschreiten. So stand er da und zitterte und zitterte. Da schlug ihn Kutanaua in den Rücken, und er stürzte nieder. Nun blickte ihm Kutanaua in die Augen; da zuckte er mit den Wimpern. Als Kutanaua dies sah, schnitt er einen Stock, spitzte ihn zu, spießte den Kopf darauf und pflanzte ihn mitten in den Weg. Dann ging er heim.

Nun ging ein anderer Marinaua weit auf die Jagd. Er kam den Weg daher und gelangte an diesen Ort. Mitten auf dem Weg schüttelte der Wind die langen Haare des Kopfes, und die Haare flatterten. Der Marinaua dachte, es sei ein böser Geist, und fürchtete sich. Er machte von ferne kehrt und lief den Weg zurück. Dann kehrte er wieder um. „Was mag das nur sein?" sagte er. „Ich will doch hingehen und sehen!" Er kam und erblickte zuerst den Körper. Dann lief er hin und sah den Kopf da hängen. Er blickte ihn an. Der Kopf war nicht tot; die Augen glänzten; die Wimpern zuckten; der Mund öffnete sich. Da rief der andere Marinaua: „Oh!" Er fürchtete sich vor dem Kopf und weinte. „Oh!" rief er. „Warum haben sie dich geköpft und haben

deinen Kopf auf eine Stange gespießt und hier in die Erde gesteckt und sind dann weggelaufen?" Aber der Kopf konnte seinem Bruder nicht antworten. Nur seine Augen blinzelten. Da sagte der andere: „Ich will gehen und es meinen Leuten sagen!" und er lief davon. Der Kopf blieb allein da hängen und weinte, und seine Tränen tropften herab.

Da kam der andere Marinaua heim und sprach: „Freunde, einer hat unserem Bruder den Kopf abgeschlagen. Ich weiß nicht, wer es war. Sie haben den Kopf auf eine Stange gespießt und mitten im Weg aufgepflanzt und sind dann weggegangen. Dort hängt nun sein Kopf; er ist nicht tot; dort hängt er. Ich habe um ihn getrauert. Lange Zeit habe ich geweint. Dann kam ich hierher." So sagte er zu seinen Leuten. Da sagten diese: „Vorwärts! Wir wollen ihn holen!" Und sie machten sich auf.

Viele machten sich auf. Der eine ergriff einen Wurfspeer, der andere seine Pfeile, der andere eine Keule; ein anderer nahm einen Korb, ein anderer nahm noch einen Korb. Dann verließen sie die Hütte und gingen hin, laut schreiend den ganzen Weg.

Kutanaua hatte sich dort, wo er den Marinaua enthauptet hatte, versteckt und erwartete sie da. Er hörte, wie alle Marinaua laut schreiend daherkamen. Kutanaua hörte, wie sie schrien, und kletterte auf einen sehr hohen Mulattenbaum. Dort verbarg er sich gut und setzte sich nieder. Der Marinaua, der den Kopf gesehen hatte, ging an der Spitze und zeigte ihn den anderen.

Der Kopf war nicht tot; er blinzelte mit den Augen; da hing er und weinte, und seine Tränen tropften herab; sein Mund war offen, aber er konnte nicht sprechen. So hing er da, der Kopf des Marinaua. Alle seine Verwandten trauerten um ihn. Alle setzten sich bei dem Kopf nieder und weinten.

Als sie damit fertig waren, ergriff einer den Kopf; ein anderer riß die Stange aus und warf sie beiseite. Kutanaua sah sie von dem hohen Baum, aber er rührte sich nicht und

blieb sitzen. Die Marinaua steckten den Kopf in einen Korb und gingen zurück, schreiend den ganzen Weg. Mitten auf dem Weg durchbrach der Kopf den Korb und fiel heraus. Da nahm ihn der andere auf und tat ihn in seinen Korb, aber auch dieser Korb zerriß, und der Kopf fiel heraus. Da gingen die beiden heim, um neue Körbe zu holen, und derweil bestatteten die anderen den Leichnam. Sie gruben ein sehr tiefes Loch und beerdigten den Marinaua. Dann gingen sie weg. Die beiden anderen kamen mit neuen Körben. Abermals steckten sie den Kopf nacheinander in die beiden Körbe, aber er durchbrach beide Körbe und fiel heraus. Sie sahen nicht, daß der Kopf mit den Zähnen den Korb durchbiß. Da nahm ihn der eine auf den Rücken und ging weiter, aber der Kopf biß ihn in den Hinteren. Der Mann schrie laut und warf den Kopf schleunigst fort. Wiederum taten sie den Kopf in einen Korb, aber er fiel heraus. Da meinte ein Marinaua: „Wir sind gekommen, den Kopf zu suchen; wir haben ihn mehrmals in einen Korb gesteckt, aber jedesmal ist er herausgefallen. Wer weiß, wer ihn enthauptet hat! Vielleicht will er uns bezaubern. Wir wollen ihn nicht mehr mitnehmen!" Die anderen waren damit einverstanden. Sie ließen den Kopf am Wege liegen und gingen davon. Da sagte der Kopf: „Soll ich hinter meinen Leuten her gehen?" Und er tat es und rollte den ganzen Weg dahin. Da erblickte ihn einer von den Marinaua und rief: „Dort kommt der Kopf hinter uns her gerollt! Vielleicht will er uns bezaubern! Laßt uns laufen!" und sie liefen davon. Der Kopf aber rief: „Freunde, wartet auf mich! Ich will mit euch heimgehen!" Sie hörten es und liefen weiter. Nun kamen sie an einen angeschwollenen Bach und schwammen hinüber. Der Kopf war hinter ihnen und weinte auf dem ganzen Weg. Am anderen Ufer stand ein sehr hoher Bakupary-Baum mit reifen Früchten. Weinend machte der Kopf am Ufer halt. Da sagte ein Marinaua: „Laßt uns langsam gehen! Der Kopf kann doch nicht über den Fluß!" Aber der Kopf rollte weiter, stürzte sich in den Fluß und schwamm

hinüber. Da erblickte ihn ein Marinaua und rief: „Dort kommt der Kopf geschwommen!“ Eilends liefen sie weiter und kletterten auf den Bakupary. Der Kopf kam aus dem Wasser auf das hohe Ufer und rollte weiter. Als er seine Leute sah, blieb er unter dem Bakupary liegen. „Freunde,“ rief er, „kommt schnell herab! Ich habe euch schon gesehen.“

Die Leute aßen Bakupary-Früchte. Da bat sie der Kopf: „Freunde, gebt mir auch Bakupary!“ Da riß ein Marinaua eine grüne Frucht von dem Baum und warf sie ihm zu, aber der Kopf aß sie nicht. „Ich esse sie nicht,“ sagte er, „sie ist ja noch grün! Gib mir eine andere, reife!“ Da pflückten sie eine reife Frucht ab und gaben sie ihm. Der Kopf ergriff die Frucht und wollte sie hinunterschlucken, aber sie fiel aus dem Loch seines Halses wieder heraus. Wiederum bat er um eine Bakupary. Da pflückte ein Marinaua eine Frucht und warf sie mitten in den Fluß. Der Kopf aber sagte: „Du hast sie ja mitten in den Fluß geworfen! Von dort hole ich sie nicht. Gib mir eine andere!“ Da kam ein Marinaua auf einen anderen Gedanken. Er sprach zu seinem Gefährten: „Pflücke eine Bakupary und wirf sie weit weg!“ Dieser riß eine sehr große Frucht ab und warf sie weit weg. Der Kopf rollte den ganzen Weg dahin, sie zu holen, und alle Marinaua stiegen vom Baum herab und liefen davon. Nach einer Weile blieben sie stehen und sagten: „Ob wohl der Kopf wieder hinter uns her kommen wird?“

Der Kutanaua hatte sie die ganze Zeit beobachtet und gesehen, wie sie weggingen. Da stieg er von dem Baum herab und ging heim.

Inzwischen hatte sich der Kopf die Frucht geholt. Er kam zurück und machte am Bakupary-Baum halt. Er blickte in die Höhe und sah sie nicht mehr. Da machte er sich wieder auf den Weg und rollte weiter. Seine Leute standen da und warteten. Der Kopf kam hinter ihnen her gerollt. Da erblickte ihn einer und rief: „Dort kommt der Kopf!“ und

sie liefen weiter. Der Kopf sah sie und rief: „Freunde, wartet auf mich!" aber sie blieben nicht stehen, sondern rannten weiter. Sie liefen in ihr Haus und verschlossen es. Da sprach der Kopf zu ihnen: „Freunde, öffnet das Haus! Ich will hinein!" aber seine Leute öffneten das Haus nicht. Nun rollte der Kopf um das Haus herum und weinte. Seine Leute öffneten das Haus nicht, und der Kopf weinte und wischte seine Tränen mit seinen Haaren ab. Dann sagte er zu seinen Leuten: „Freunde, öffnet mir doch! Ich will mir nur meine Sachen holen!" Aber sie öffneten nicht, und der Kopf weinte.

Dann sagte er: „Soll ich mich verwandeln?" Und er dachte nach und sprach: „Kutanaua hat mir den Kopf abgeschlagen, so daß ich meine Leute nicht sehen kann. Nur mein Kopf kam hinter ihnen her, aber meine Leute fürchteten sich vor mir und verschlossen das Haus, so daß ich nicht eintreten und meine Sachen holen kann." Dann rief er seinen Leuten zu: „Freunde, ihr habt euch vor mir gefürchtet und das Haus verschlossen, so daß ich nicht eindringen und meine Sachen holen kann. Ich will mich verwandeln." Und seine Leute fragten: „Marinaua, in was willst du dich denn verwandeln?" „Ich habe darüber nachgedacht, wie ich mich verwandeln soll," antwortete er. „Ich werde mein Blut verwandeln und ebenso meine Augen und meinen Kopf." „Freunde," fuhr er fort, „wenn ich mein Blut verwandele, werde ich den ‚Weg der Fremden' (Regenbogen) machen. Ich gedenke aber auch meine Augen und meinen Kopf zu verwandeln. Was soll ich nun werden? Wollte ich Gemüse sein, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Makaschera sein, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Banane sein, und ihr pflücktet Bananen und kochtet sie, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Kara sein, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Inhame sein, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Batate sein, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Bohne sein, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Pflanzung sein, und ihr pflanztet Früchte auf mich, und die Früchte reiften, so könnt ihr mich essen.

Wollte ich Erde sein, so könnt ihr auf mir herumgehen. Wollte ich Wasser sein, so könnt ihr mich trinken. Wollte ich Fisch sein, und ihr finget Fische, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Timbo sein, und ihr risset Timbo aus und löstet ihn im Wasser auf, und ich tötete Fische, und ihr zöget sie heraus, so könnt ihr die Fische essen. Wollte ich Jagdtier sein, und ihr tötetet mich, so könnt ihr mich essen. Wollte ich Schlange sein, und ich würde über euch ärgerlich und biß euch, so könnt ihr mich töten. Wollte ich Skorpion sein, und ich biß euch, so könnt ihr mich töten. Wollte ich Baum sein, und ihr hiebet mich nieder, und ich wäre trocken, und ihr spaltetet Brennholz und kochtet Speise, so könnt ihr mich essen.
Was soll ich denn werden?
Wollte ich Fledermaus sein, und ich käme in der Dunkelheit und bisse euch, so könnt ihr mich töten.
Wollte ich Sonne sein, und ihr fröret, so kann ich euch erwärmen.
Wollte ich Regen sein, und ich regnete und füllte die Flüsse, und ihr finget Fische und eßt sie, und ich feuchtete das Gras an, und das Gras wächst, so können mich die Jagdtiere essen.
Wollte ich Kälte sein, und die Sonne brennt euch, so kann ich euch abkühlen.
Wollte ich Nacht sein, und ich dunkelte, so könnt ihr schlafen.
Wollte ich Morgen sein, und ihr schliefet im Dunkel die ganze Nacht, und es würde Morgen, und ihr erwachtet, so könnt ihr gehen.
Was soll ich also werden? Ich denke an etwas anderes. Mein Blut verwandele ich in den ‚Weg der Feinde' (Regenbogen).
Meine Augen aber verwandele ich in Sterne
Und mein Kopf soll Mond werden."
Dann rief der Kopf des Marinaua seine Leute und sprach zu ihnen: „Freunde, mein Kopf wird Mond werden. Wenn

meine Augen Sterne sein werden und mein Blut Regenbogen, dann werden auch euere Weiber und alle Mädchen bluten."

Alle Weiber und alle Mädchen hörten es und fürchteten sich. Dann fragten sie den Kopf: „Warum sollen wir alle bluten, Marinaua?"

Der Kopf antwortete: „Um nichts weiter! Wenn mein Kopf Mond geworden ist, und der Vollmond glänzt, dann werdet ihr bluten."

Die Weiber hörten, was der Kopf des Marinaua zu seinen Leuten sagte.

Dann zog der Marinaua sein Blut heraus, schüttete es auf einen Teller und schleuderte es aufwärts in den Himmel. Im Himmel ergoß sich sein Blut und lief auseinander, und es bildete sich der „Weg der Fremden" (Regenbogen).

Dann riß er seine Augen aus und warf sie aufwärts, und schon verwandelten sich seine Augen in viele Sterne.

Darauf bat der Kopf seine Leute um seine beiden Garnknäuel, und sie warfen sie ihm hinaus. Er ergriff die beiden Garnknäuel und warf sie aufwärts in den Himmel. Da kam der himmlische Aasgeier geflogen, nahm die Garnknäuel in den Schnabel und flog damit aufwärts. Im Himmel befestigte der himmlische Aasgeier die Garnknäuel für den Kopf.

Nun sprach der Kopf zu seinen Leuten: „Freunde, jetzt gehe ich in den Himmel und werde Mond. Wenn ich Mond geworden bin, und es ist Vollmond, dann werden alle eure Frauen bluten."

So sprach er zu ihnen. Dann nahm er die beiden Fäden in den Mund und sagte zu seinen Leuten: „Freunde, jetzt werde ich Mond," und er schwebte dahin.

Da riefen seine Leute: „Laßt uns den Kopf des Marinaua sehen!" Sie öffneten das Haus, liefen hinaus und blieben auf dem Platz stehen. Sie schauten aufwärts und erblickten den Kopf, wie er hängend dahinging den ganzen Weg. Dann sahen sie den Regenbogen. Aus Marinauas Blut ist der

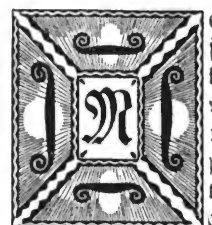
phot. Kroehle und Huebner



Kunibo / Ostperu

Regenbogen entstanden. Sein Blut hat er in ihn verwandelt.
Dann, als es dunkelte, sahen sie, daß sein Kopf zum Vollmond geworden war und seine Augen zu funkelnden Sternen. Nun glänzte der Vollmond, und alle Weiber bluteten, und es bluteten alle Jungfrauen. Als die Weiber bluteten, wohnten ihre Gatten ihnen bei. Dann schwieg das Blut, und die Weiber wurden schwanger.
Sie sahen den Kopf des Marinaua als Vollmond und sagten: „Siehe da diesen Vollmond!" Und einer sprach: „Marinauas Kopf ist Mond geworden. Da glänzt er! Diesen Vollmond, diese Sterne, diesen Regenbogen hat er selbst verwandelt. Dieser Regenbogen ist sein Blut; diese Sterne sind seine Augen; dieser Vollmond ist sein Kopf!"
So sprachen sie, als Marinauas Kopf sich in den Mond verwandelte.
Marinaua wurde von Kutanaua enthauptet, und sein Kopf verwandelte sich in den Mond.
Soweit erinnere ich mich der Geschichte von Marinaua, der von Kutanaua enthauptet wurde. Mehr gibt es nicht.

86. Der wunde Mann, die Aasgeier und die Ratte



Meine Vorfahren wohnten in schönen Dörfern. Sie wollten Fische fangen und kamen zahlreich zusammen. Sie holten viele Timboblätter und stampften sie im Mörser. Dann gingen die einen weg und pflückten Timbofrüchte, die anderen schnitten Timbolianen ab. Die einen flochten große Körbe, die anderen kleine Körbe. Dann taten sie die Timboblätter in die vielen Körbe, um im Fluß des roten Arara zu fischen. Meine Leute versammelten sich und sprachen die ganze Nacht.
Als der Tag anbrach, wachte der Häuptling auf und rief:

„Kinder, erwacht rasch! Gestern haben wir Timbo bereitet, nun wollen wir hingehen und ihn im Fluß des roten Arara auflösen!"
Seine Leute erwachten und tranken Stärkebrühe. Dann sprachen sie: „Jetzt wollen wir uns rasch aufmachen!" Die einen nahmen viel „Poikama" mit, die anderen viel „Hunu", die anderen viel „Ascha". Dann machten sie sich auf den Weg. Am Ufer des Flusses des roten Arara versammelten sie sich unter der Führung ihres Häuptlings. Mitten im Fluß lösten die einen viel „Poikama" auf, die anderen viel „Hunu", die anderen viel „Ascha". Die Männer schlugen den Fluß und schwammen und schrien fortwährend. Da kamen viele Fische an die Oberfläche, und sie machten reiche Beute.
Ein Mann sah einen Surubim hervorkommen. Er schwamm danach, um ihn zu greifen. Da biß ihn ein großer Alligator in das Schienbein. Der Mann schrie laut und ging aus dem Wasser. Seine Leute fragten ihn: „Warum schreist du denn so?"
„Ein großer Alligator hat mich ins Schienbein gebissen. Kommt und tötet den Alligator!"
Die Männer fürchteten sich und wollten nicht weiter fischen. Einer aber, der sich nicht fürchtete, schlug den großen Alligator, als er auftauchte, und sprach zu den anderen: „Ihr habt euch vor dem Alligator gefürchtet und wollt nicht mehr Fische fangen? Ich habe ihn schon geschlagen. Da liegt er! Kommt und seht!" „Wo?" sprachen sie und kamen herbei und schauten.
Nun fingen sie keine Fische mehr, sondern gingen heraus auf das Steilufer. Der Mann faßte den Verwundeten um den Leib und ging mit ihm weg. Diesen aber schmerzte sein Schienbein, und er weinte den ganzen Weg. Da fragte ihn der andere: „Warum weinst du?" Er antwortete: „Ich leide Schmerzen!" Da lud ihn der andere auf den Rücken und trug ihn heim. Dort banden sie ihm eine Hängematte an, nicht hoch vom Boden, und legten ihn hinein.
Sein schönes Weib war traurig über ihren Gatten und

weinte. Da fragte sie eine andere Frau: „Warum weinst du?" „Mein Mann ist beim Fischen von einem großen Alligator gebissen worden," erwiderte sie.
Der Mann, den der Alligator gebissen hatte, lag da und verbreitete einen sehr üblen Geruch, so daß seine Leute beschlossen, sich von ihm zu trennen. Der Häuptling sprach zu ihnen: „Unser Haus ist schon alt; laßt uns ausziehen!" Am anderen Morgen zogen sie aus. Der Wunde lag da und stank, und sie ertrugen seinen Gestank nicht, sondern gingen weg und ließen ihn zurück. Nur seine Frau nahmen sie mit.
Der Mann konnte ihnen nicht folgen. Er blieb liegen und verbreitete seinen Gestank. Da witterte ihn der Aasgeier. Er flog herbei, ließ sich auf die Erde nieder und erblickte ihn. Er wollte von dem Kranken essen, aber dieser sagte zu ihm: „Aasgeier, friß mich nicht! Ich war mit meinen Leuten in den Fluß des roten Arara fischen gegangen. Da biß mich ein großer Alligator. Gestank strömte von mir aus, als ich dalag. Da beschlossen meine Leute auszuziehen, denn sie ertrugen meinen Gestank nicht. Sie ließen mich da und gingen weg. Nur mein Weib nahmen sie mit." Der Aasgeier hatte Mitleid mit ihm und flog davon.
Der Mann stank sehr. Dies roch ein anderer Aasgeier und flog hin zum Königsgeier, um es ihm zu melden.
Der Kaschinaua aber lag auf dem Platz (vor dem Haus) in der Sonne, und übler Geruch ging von ihm aus. Er ergriff ein Stück Holz und legte es neben sich.
Der Aasgeier kam zum Königsgeier und sprach zu ihm: „Königsgeier, dort liegt ein Kaschinaua und stinkt. Wir wollen ihn verspeisen!"
Da freute sich der Königsgeier. Er holte seine Kleider, zog sie an und beschmierte sich mit Uruku. Dann nahm er seinen Korb, lud ihn auf den Rücken und ging weg. Der Kaschinaua aber lag da und stank. Er ergriff das Stück Holz. Da kam der Königsgeier angeflogen und ließ sich neben dem Manne nieder. Dann sprach er zu sich selbst: „Bevor ich den Stinkenden esse, will ich zunächst meine

Kleider ablegen." Er tat es und trat dann zu dem Kaschinaua, um von ihm zu essen. Da schlug der Mann mit dem Holz den Königsgeier, und dieser schrie auf und flog ohne seine Kleider davon. Alle Aasgeier fürchteten sich und kamen nicht wieder. Der Kaschinaua aber blieb mit seinen stinkenden Wunden liegen. Er nahm die Kleider des Königsgeiers, freute sich und verwahrte sie.

In der Nacht weinte der Mann. Das hörte die Ratte und kam und fragte ihn: „Warum weinst du so sehr?"

„O, Ratte," erwiderte er, „ich war mit meinen Leuten fischen; da biß mich ein großer Alligator."

„Wo sind denn deine Leute, Kaschinaua?" fragte die Ratte weiter.

„Meine Leute sind weggezogen, da sie meine Wunden nicht ertrugen. Sie gingen weg und ließen mich da. Nur mein Weib nahmen sie mit. Sie hielten meine stinkenden Wunden nicht aus und verließen mich."

Da bekam die Ratte Mitleid mit ihm. Sie ging und holte ihr Heilmittel und drückte es aus auf seine Wunden, und als der Morgen kam, stanken seine Wunden nicht mehr. Er ging hin und her. Er war ganz allein zu Hause. Die Ratte bereitete unterdes Heilmittel. So ging er den ganzen Tag von einer Seite zur andern. In der folgenden Nacht behandelte die Ratte seine Wunde wiederum mit dem Heilmittel, und der Kaschinaua wurde gesund. Am Morgen schlossen sich seine Wunden.

Da sprach die Ratte zu ihm: „Geh baden! Du bist schon gesund." Der Kaschinaua tat es. Da wurde er sehr schön, und nun ging er hin, um seine Leute aufzusuchen. Sein Weib hatte sich schon wieder verheiratet.

Er kam zu seinen Leuten, und diese fragten ihn: „Wer bist du denn? Woher kommst du?"

„Ich war mit euch fischen," antwortete er, „da biß mich ein großer Alligator. Meine Wunde stank, und ihr konntet es nicht ertragen und verließt mich. Nur mein Weib nahmt ihr mit."

Da horchten die Männer auf und sprachen zu ihm: „Dein Weib hat schon einen anderen Gatten."
Sein Weib hörte es, und da ihr alter Gatte so schön war, heiratete sie ihn von neuem; den anderen aber ließ sie laufen.

87. Lehmhans

So machte es Lehmhans (der Töpfervogel).
Meine Vorfahren verstanden kein Haus und keinen Topf zu machen. Da lehrte es ihnen Lehmhans.
Meine Leute betrachteten den Topf (das Nest) des Lehmhans und sprachen: „Das ist der Topf des Lehmhans."
Lehmhans verteidigte sich und wollte sie zwicken, aber sie liefen davon. Da kam Lehmhans hinter ihnen her und sprach zu ihnen: „Wollt ihr ein Haus haben, Leute?"
„Wir wollen eins haben, Lehmhans," erwiderten sie.
„Dann will ich euch unterrichten, daß ihr wohnen könnt," sagte er. „Geht hin und holt Lehm, daß ich euch einen Topf mache," fuhr er fort.
Sie holten Lehm, und Lehmhans unterrichtete sie: „Schaut her, Leute, wie ich einen Topf mache!" sprach er zu ihnen.
Die Kaschinaua setzten sich hin und schauten Lehmhans zu. Während er für sie einen Topf machte, kochten sie ihre Speise und aßen.
Nun unterrichtete sie Lehmhans: „Männer," sprach er, „geht hin und holt viel Lehm, daß ich euch ein Haus baue!"
Sie holten Lehm, und Lehmhans machte ein Haus für sie.
Die Männer standen dabei und schauten ihm zu. Dann sprachen sie: „Lehmhans ist sehr klug! Er macht für uns einen Topf; er macht für uns ein Haus!"
Meine Leute, die Faulenzer, aßen Rostbraten. Da gab ihnen Lehmhans einen Topf; er gab ihnen auch ein Haus. Meine Leute töten Lehmhans nicht, denn er ist sehr gut.

So machten es meine Vorfahren.
Sie hatten keinen Topf, kein Haus. Sie schliefen im Wald. Nun brauchten sie nicht mehr unter freiem Himmel zu schlafen. Nun schliefen sie im Haus. Nun aßen sie nicht mehr Rostbraten. Sie aßen gekochte Speisen und hatten es gut. Lehmhans ist sehr gut. Er unterrichtete meine Leute. Lehmhans ist ein fleißiger Arbeiter.
Jetzt machen meine Leute Häuser. Lehmhans hat sie es gelehrt.
Zu Ende ist die Geschichte vom Lehmhans.

88. Wie der Hirsch die Kaschinaua den Ackerbau lehrte

Meine Vorfahren hatten in der Zeit des Hungers nichts zu essen. Sie schlugen Jacypalmen nieder, schälten die Rinde ab und aßen sie. Sie aßen Kokos. Sie aßen Urikury. Etwas anderes hatten sie nicht.
Ein Mann ging Urikury holen und stellte sich unter den Baum und aß von den Früchten. Da erblickte ihn der Hirsch. Der Mann erschrak und blieb stehen. Der Hirsch fragte ihn: „Was machst du denn da?" Der Mann antwortete: „Ich habe in dieser Hungerzeit nichts zu essen. Mich hungerte. So kam ich, um Urikury zu holen." „Hast du denn keine Pflanzung?" fragte der Hirsch weiter. „Ich weiß nicht, wie man eine Pflanzung macht," erwiderte jener. Darauf sprach der Hirsch: „Mann, ich werde dir eine Pflanzung machen." Der Mann horchte auf, nahm seine Urikuryfrüchte auf den Rücken und ging davon.
Er kam nach Hause und sprach zu seinen Leuten: „Freunde, wir werden in der Zeit des Hungers nicht wieder Hunger leiden!" Diese fragten ihn: „Warum werden wir denn nicht mehr Hunger leiden?" Der Mann antwortete: „Ich war

Urikury holen und stand unter dem Baum und aß von den Früchten. Da kam der Hirsch zu mir. Ich erschrak und blieb stehen. Er fragte mich: ‚Was machst du denn da?' Ich antwortete ihm: ‚In dieser Zeit des Hungers habe ich nichts zu essen. Ich habe keine Feldfrüchte. Mich hungert. So kam ich, um Urikury zum Essen zu holen.' Der Hirsch sagte, er selbst würde mir eine Pflanzung machen, damit wir nicht mehr Hunger zu leiden brauchten."

Da kam der Hirsch an als alter Mann mit rötlichem Haar und einem Bäuchlein. Er ging an einem Stock. Meine Leute erblickten ihn und sprachen: „Dort kommt ein altes Männchen!" Eine Frau sagte: „Wer kommt denn da?" Der Alte blieb vor dem Hause stehen und sprach: „Da bin ich!" Ein Mann antwortete ihm: „Komm her, Alterchen!" Er band dem Alten eine Hängematte an und setzte ihn darauf, damit man ihm Essen brächte. Dann sagte er: „Warum bist du denn in mein Haus gekommen? Ich habe in dieser Hungerzeit selbst nichts zu essen. Ich esse nur Urikury."

Die Männer gaben ihm Urikuryfrüchte und Jacykuchen, und der Alte aß, und dann ruhte er sich aus. Da fragte ihn einer: „Alter, wo kommst du her?" Das Alterchen erwiderte: „Ich bin kein alter Mann. Meine Name ist ‚Hirsch'. Du hast noch nicht viel Hirsche gesehen, scheint es. Mein Haar ist rot. Ich habe ein Bäuchlein. Du siehst es nicht, scheint es. Dieser Mann da war Urikury holen und stand unter dem Baum und aß von den Früchten. Da erblickte er mich, erschrak und blieb stehen. Ich fragte ihn: ‚Was machst du denn da?' ‚In dieser Hungerzeit,' antwortete er, ‚habe ich nichts zu essen. Urikury ist meine einzige Speise. So kam ich, um Urikury zu holen.' Ich hörte ihm zu und sprach: ‚Ich habe keinen Hunger; ich habe meine Pflanzung!'" Da sagte einer zu den Männern: „Der Hirsch ist gekommen, um uns eine Pflanzung zu machen!"

Meine Leute ließen den Hirsch weiterreden, und dieser sprach: „Kaschinaua, schleift eure Waldmesser und gebt sie mir! Schleift eure Äxte und gebt sie mir!"

Sie schliffen ihre Waldmesser und ihre Axte und gaben sie dem Alten. Dieser sprach zu ihnen: „Kommt hinter mir her! Kommt und seht, wie ich euch eine Pflanzung mache, damit ihr sie auch so gut machen könnt!“
Der Hirsch unterrichtete sie und fuhr fort: „Kaschinaua, um eine Pflanzung zu machen, müßt ihr zunächst einen sehr guten Hügel suchen. Wenn der Hügel nichts taugt, und ihr macht eine Pflanzung darauf, so taugt auch diese nichts.“
Die Männer sagten: „Ja“ und blieben stehen. Da erblickte der Hirsch einen sehr guten Hügel. Er bohrte das Erdreich an. Dann schlug er den Wald nieder, bis er müde wurde, und er setzte sich hin. Da sprach einer der Männer: „Dieses rote Alterchen, dieses Dickbäuchlein, ist wirklich ein wackerer Arbeiter!“
Als die Blätter der Bäume trocken wurden, brannte der Hirsch die Rodung. Darauf sprach er zu ihnen: „Habt ihr es nun gut gesehen?“ „Wir haben es gut gesehen,“ erwiderten sie.
Dann sagte der Hirsch: „Jetzt gehe ich heim, um Bananenschößlinge zu holen. Ich gehe und hole Setzlinge von Makaschera, von Kara, von Bataten und von Bohnen.“
Der Hirsch ging hin, um dies alles zu holen, und kam zurück und bepflanzte das Feld. Er pflanzte Setzlinge der Makaschera; er pflanzte Bananenschößlinge; er pflanzte Bataten, Kara und Bohnen.
Alle Pflanzen gediehen, und die Männer freuten sich.
Meine Vorfahren litten nun in der Hungerzeit keinen Hunger mehr. Der Hirsch lehrte sie den Ackerbau. Sonst hatten sie in der Hungerzeit nichts zu essen. Sie litten Hunger. Der Hirsch unterrichtete sie. Wenn sie wieder Hunger haben, machen sie eine Pflanzung.
So weit weiß ich die Geschichte vom Hirsch. Mehr gibt es nicht.

89. Nasenbär, Taube und Faultier



Das Faultier ist sehr faul. Es arbeitet nicht; es gibt sich nur mit dem Essen ab. Alle Jagdtiere ärgern sich über das Faultier, wenn sie ihm begegnen. Das Faultier ist außerordentlich faul.

Der Nasenbär gab dem Faultier einen Auftrag, aber das Faultier wollte nicht arbeiten; es wollte nur essen. Da prügelte es der Nasenbär. Das Faultier konnte nicht weglaufen und weinte. Da begegnete ihm die Taube und fragte es: „Faultier, warum weinst du?" „Der Nasenbär gab mir einen Auftrag, aber ich war faul. Da hat er mich geschlagen. Deshalb weine ich." Die Taube hörte es und empfand Mitleid mit ihm. Sie weinte, und das Faultier weinte ebenfalls. Da kam der Nasenbär, schlug das Faultier und beschimpfte es: „Weine nicht so, du faules Faultier, sonst werde ich dich noch einmal verprügeln!" Die Taube hatte sich versteckt und hörte zu. Das Faultier weinte. Da kam die Taube und fragte es: „Was hat dir denn der Nasenbär getan?" „Er hat mich arg beschimpft," erwiderte das Faultier. Da wurde die Taube zornig. Sie machte mitten auf dem Weg des Nasenbären mit Stücken Holz eine Falle. Darauf versteckte sie sich. Das Faultier hörte auf mit Weinen und verhielt sich ruhig. Der Nasenbär sprach: „Ich will einmal nach dem Faultier sehen." Er kam daher, sah die Falle nicht, die die Taube mitten auf seinem Weg gestellt hatte, und geriet hinein. Die Falle löste sich aus und schlug dem Nasenbär auf den Rücken, so daß er nicht laufen konnte. Er schrie; da lachte die Taube. Als er weinte, fragte sie ihn: „Was fehlt dir denn?" Er antwortete: „Das Faultier hat mitten auf meinem Weg eine Falle gestellt und mich beinahe totgeschlagen. Darum weine ich." Da lachte die Taube



und sprach: „Du warst es doch, der das Faultier geschlagen hat; nun hat es dir das gleiche getan.“ Der Nasenbär fragte die Taube: „Wer hat dir denn das gesagt?“ „Ich habe es gesehen,“ erwiderte diese. Da fürchtete sich der Nasenbär vor der Taube und weinte. Die Taube aber sprach: „Du bildest dir ein, sehr tapfer zu sein. Nun schau her!“ Darauf ging sie weg. Auch der Nasenbär ging davon und kam nicht wieder.

Nun ging die Taube zum Faultier und sagte zu ihm: „Faultier, ich habe auf dem Weg des Nasenbären eine Falle gestellt und ihn geschlagen.“ Da lachte das Faultier und sprach: „Wenn er wieder herkommt, schlag ihn noch einmal!“ „Er kommt nicht mehr,“ versetzte die Taube.

Dann fragte das Faultier die Taube: „Bist du denn so schön?“ Diese erwiderte: „Ich bin sehr schön, aber ich will erst mein Kleid anziehen. Warte!“ Sie ging weg. Das Faultier aber blieb da und wartete. Darauf kam die Taube zurück.

Als das Faultier sah, wie schön sie war, sagte es zu ihr: „Mache mich auch schön!“ Die Taube erwiderte: „Warte, ich will Uruku holen, um dich schön zu machen!“ Sie ging weg, und das Faultier freute sich und legte sich hin. Die Taube aber brachte kein Uruku, sondern Genipapo. Sie lachte auf dem ganzen Weg. Das Faultier freute sich und lachte, denn es dachte, es sei Uruku, aber die Taube bestrich es mit Genipapo. Das Faultier stand da und bildete sich ein, es sei nun schön. Die Taube aber ging weg.

Darauf kletterte das Faultier langsam und ohne anzuhalten auf einen Baum. Es kletterte bis zum Gipfel und blieb dort, da es nicht heruntersteigen konnte. Die Taube kam zurück, suchte das Faultier und fand es nicht. Sie rief nach ihm. Das Faultier erblickte sie von oben und lachte. Die Taube rief: „Wo steckst du denn?“ aber das Faultier antwortete nicht, sondern lachte. Da wurde die Taube zornig und be-

schimpfte das Faultier: „Dummes, schlechtes Faultier!“ Da weinte das Faultier. Die Taube aber ging weg und sagte zu ihren Verwandten: „Das Faultier ist sehr dumm und faul. Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben!“
So gewöhnte sich das Faultier daran, allein zu sein.

90. Die Jaguarin, die ihre Enkel fraß

Ein Kaschinaua ging in den Wald jagen und sah von ferne eine Urikurypalme. Die Früchte fielen von der Urikury, und die Jagdtiere aßen sie. Der Kaschinaua beobachtete es eine Zeitlang und kehrte dann heim.
Als sich die Sonne neigte, nahm er sein Weib mit und machte auf der Urikury eine Hütte, um zu jagen. Er reinigte den Wald, damit sein Weib sich hinsetzen konnte, und ging weg. „Warte auf mich!“ sagte er. „Ja,“ erwiderte sie und setzte sich nieder. Ihr Mann aber ging weg, um Palmblätter zu holen.
Da kam ein Jaguar, erblickte das Weib und fragte sie: „Was machst du denn da? Warum sitzt du denn hier?“ „Mein Mann hat auf der Urikury eine Jagdhütte gebaut und mich mitgenommen. Dann ist er weggegangen, um Palmblätter zu holen. Ich sitze hier und warte auf ihn.“ Darauf erwiderte der Jaguar: „Bleib nicht hier sitzen! Ich nehme dich mit, um dir mein Haus zu zeigen!“ Er nahm die Frau auf den Rücken und ging mit ihr weit, weit weg in sein Haus. Dort war Wildbret in Fülle vorhanden. Viel Rostbraten gab er ihr, und die Frau setzte sich hin und aß.
Die Mutter des Jaguars war weggegangen, Feldfrüchte zu holen. Als sie heimkam, erblickte sie die Frau und wollte sie töten und fressen. Sie knurrte und knurrte. Da sprach ihr Sohn: „Mutter, ich habe das Weib mitgebracht, um mich mit ihr zu verheiraten. Friß sie mir nicht!“ „Ja,“ erwiderte die Jaguarin. Sie beroch den ganzen Körper der

Frau, sie beroch ihren Kopf, ihr Gesicht, ihre Hände, ihre Füße. Sie schnupperte an ihrem ganzen Körper herum. Die Frau fürchtete sich und saß da und weinte. Da sagte der Jaguar: „Weine nicht! Meine Mutter frißt dich nicht."
Dann heiratete er sie und behandelte sie gut. Er ließ sie selten von sich und ging immer mit ihr. Da wurde sie schwanger und gebar einen Sohn. Sie legte ihn in die Hängematte und legte sich selbst nieder.
Der Mann aber sprach zu seinem Weib: „Laß unsern Sohn nicht allein! Nimm ihn immer mit dir! Sonst frißt ihn meine Mutter." Sie versprach es und tat, wie ihr Mann gesagt hatte. Wenn sie Feldfrüchte holte, nahm sie den Sohn mit; holte sie Wasser, nahm sie ihn mit; ging sie weg, um ihr Bedürfnis zu verrichten, nahm sie ihn mit.
Dann lernte der Sohn aufrecht stehen und lief hin und her. Seine Mutter ging Wasser holen und überließ das Kind ihrer Schwiegermutter.
„Schwiegermutter," sagte sie, „gib auf meinen Sohn acht, während ich Wasser hole!"
Die Jaguarin versprach es und setzte sich nieder. Die Frau ergriff den Topf und ging weg. Da erhob sich die Jaguarin, tötete ihren Enkel und fraß ihn auf. Dann setzte sie sich wieder hin.
Als die Schwiegertochter zurückkam, begann sie ihren Sohn zu suchen und fragte ihre Schwiegermutter:
„Schwiegermutter, wo ist dein Enkel? Ich habe ihn dir doch anvertraut, als ich wegging!"
Da sagte diese, die ihn aufgefressen hatte: „Ich habe meinen Enkel nicht gesehen."
Die Mutter machte sich auf die Suche nach ihm. Sie lief weit, aber sie fand ihren Sohn nicht. Sie suchte, bis sie müde wurde. Da legte sie sich hin und weinte.
Darauf kam ihr Mann von der Jagd zurück und fand seine Frau in Tränen. Er fragte sie: „Wo ist unser Sohn?"
Sie antwortete: „Ich war Wasser holen und überließ ihn, während er hin und her lief, deiner Mutter. ‚Gib mir acht

auf das Kind!' sagte ich und ging weg. Als ich zurückkam, fand ich ihn nicht mehr vor und habe ihn gesucht."
Darauf sagte er: „Meine Mutter hat uns unsern Sohn gefressen!" Und er prügelte seine Mutter fürchterlich, legte sich hin und weinte.
Wiederum gebar sie ihm einen Sohn, aber seine Mutter fraß auch diesen. Da wurde er wütend und wollte seine Mutter töten, aber sie hatte einen sehr harten Körper.
Er schoß einen Pfeil auf sie ab, aber der Pfeil fiel zerbrochen nieder; er wollte sie mit einem Wurfspeer durchbohren, aber der Wurfspeer fiel zerbrochen nieder; er wollte sie mit dem Bambusdolch erstechen, aber der Dolch zerbrach; er schlug sie mit einer Keule, aber die Keule zerbrach; er schlug sie mit einem Prügel, aber der Prügel zerbrach; er schlug sie mit einer Axt, aber die Axt zerbrach; er schlug sie mit einem Waldmesser, aber das Waldmesser zerbrach; er stach nach ihr mit einem Messer, aber das Messer zerbrach.
Da fragte er seine Mutter: „Wie kann ich dich denn töten, Mutter?"
„So nicht," erwiderte sie. „Wenn du mich töten willst, dann sammele Brennholz, mache einen Scheiterhaufen, zünde ihn an und stoße mich in die Flammen, damit ich verbrenne!"
Der Sohn tat, wie ihm geheißen war. Er sammelte Brennholz, machte einen Scheiterhaufen und zündete ihn an. Darauf belehrte ihn die Mutter und sprach:
„Mein Sohn, wenn du mich verbrannt hast, werden alle unsere Verwandten kommen und um mich trauern. Dann verbirg dich gut; sonst werden sie dich und deine Frau töten!"
So sagte sie, und er versprach es.
Das Holz brannte und brannte, und als die Flammen emporschlugen, sprach die Mutter: „Jetzt stoße mich in das Feuer!"
Er tat es, und die Jaguarin verbrannte.
Ihr Sohn kroch mit seinem Weib unter einen großen Mörser, stülpte ihn um, und sie setzten sich nieder. Da versammelten sich alle ihre Verwandten und trauerten um die

Mutter. Sie kamen und weinten auf dem ganzen Weg. Zuerst kam das Kaninchen. Es erblickte ihn mit seinem Weibe und sprach: „Sie werden dich nicht töten; ich setze mich hierher." Sie setzten sich beide unter den Mörser, und das Kaninchen setzte sich darauf.

Nun kamen alle herbei: „Wer hat unsere Mutter verbrannt? Hat er sich denn davongemacht?" So sprachen sie und weinten und legten sich nieder. Es kam der Fuchs; es kam der Jaguar mit dem gelben Kragen; es kam der Marder; es kam die Maracajakatze; es kam der gefleckte Jaguar; es kam der Puma. Alle kamen sie und klagten, und dann gingen sie wieder weg.

Da kam er mit seinem Weib hervor, und nun lebten sie ungestört.

91. Wie der Zitteraal entstand

Es war einmal ein Mann, der fürchtete sich sehr vor dem Wasser und badete sich nicht. Als seine Verwandten eines Tages badeten, sprach er: „Ich will hingehen und ihnen zusehen!" Er tat es, setzte sich an das Ufer des Flusses und schaute ihnen zu. Da sagte einer von ihnen: „Jener Mann, der sich dort hingesetzt hat, fürchtet sich vor dem Fluß. Ich werde ihn hineinstoßen. Gebt acht!"

Der Mann fürchtete sich sehr vor dem Fluß; er zitterte und zitterte. Da kam der andere von hinten und stieß ihn. Er fiel in den Fluß und konnte nicht das Steilufer herauf aus dem Wasser kommen. So konnte er nicht mehr atmen und ertrank.

Der Mann tauchte unter, und die Fische zwickten ihn. Da stieß sie der Mann mit dem Fuß weg. Darauf kam der Alligator und sah den Mann. Dieser wollte ihn schlagen, aber der Alligator machte sich davon. Da zwickten alle Fische

den Mann. Darauf kam die Pirahiba und verteidigte ihn. „Ihr kleinen Fische," sprach sie, „zwickt mir diesen Mann nicht! Er gehört mir."
So verteidigte die Pirahiba den Mann. Wenn sie nicht gekommen wäre, hätten alle Fische ihn gezwickt und nichts von ihm übrig gelassen.
Die Pirahiba nahm den Mann mit sich und zeigte ihn ihren Verwandten, und diese freuten sich, als sie ihn sahen.
Dies sind die Verwandten der Pirahiba: Der Alligator, der Surubim, der Piraruku, die Wasserschlange, die große Piranya, die große Trahira und der große Jundia.
Die Pirahiba zeigte ihn ihren Verwandten und fragte ihn dann, was er wünsche. Der Mann war voll Zorn und bat die Pirahiba um eine Keule.
Er sprach zu ihr: „Ich will meine Leute schlagen, die mich ins Wasser gestoßen haben. Deine Verwandten habe ich nun gesehen."
Da gab ihm die Pirahiba die Keule, und der Mann ging hin und verwandelte sich. Darauf suchte er seine Leute, aber sie waren schon weggegangen, und er sah niemand. Da wurden schon alle seine Knochen weich, und sein ganzer Körper wurde kalt. Der Fluß wurde sehr tief und ganz kalt.
Darauf sprach der Mann: „Soll ich mich nun in einen Zitteraal verwandeln?" Er zitterte und zitterte und ergriff seine Keule. Da fürchteten sich alle Fische, als der Fluß kalt wurde. Auch die Pirahiba fürchtete sich und sprach: „Wie hat der Mann den Fluß so tief und kalt gemacht? Ich will dem Kaschinaua zusehen." Und sie ging hin und beobachtete den Mann auf dem ganzen Weg. Sie sah, wie er voll Wut mit allen Fischen kämpfte, und sprach: „Warum kämpft nur dieser Mann mit allen Fischen?" Und sie beobachtete ihn weiter.
Der Mann aber sagte: „Ihr habt mich gezwickt, aber die Pirahiba hat mich verteidigt. Deshalb schlage ich euch." Da fürchteten sich alle Fische und flohen.

Schon wurde der Leib des Mannes weich, und sein Kopf verkleinerte sich. Alle Knochen seines Körpers erweichten sich. Seine Füße verwandelten sich in einen Schwanz, und in dem Schwanz befestigte sich seine Keule, mit der er jene schlagen wollte. Alle Fische aber fürchteten sich und flohen weit weg.
Der Mann verwandelte sich in einen Zitteraal. Der Zitteraal ist sehr kalt. Nun wohnt er dort, wo es sehr tief und sehr kalt ist.
Die Verwandten des Mannes sprachen: „Wir wollen fischen!" und sie gingen hin. Mitten im Fluß fischten sie. Da kam der Zitteraal und schlug einen von ihnen.
Dieser schrie, wurde ohnmächtig und fiel hin. Da rief ein anderer: „Der Zitteraal schlägt!" und sie fürchteten sich und liefen davon. Die Männer aber sprachen: „Jener Mann, den wir, als wir badeten, mitten in den Fluß gestoßen haben, schlägt uns jetzt. Er hat sich in einen Zitteraal verwandelt und ist zornig auf uns und schlägt unsere Leute."
Der Zitteraal blieb sehr zornig. Sehr viele Fische fürchten ihn; auch unsere Leute fürchten ihn. Von allen ihren Verwandten fürchtet ihn nur die Pirahiba nicht. Der Alligator aber fürchtet ihn, weil er so zornig ist.
Dieser Zitteraal wohnt dort, wo der Fluß sehr tief und sehr kalt ist. Er ist sehr weich. Wenn er seine Leute schlägt, tut er es mit der Spitze seines Schwanzes.
Dies ist die Geschichte von dem zornigen Mann, der sich in einen Zitteraal verwandelte.

92. Wie die Wespe die Aasgeier betrog



Meine Leute hatten Jagdbeute gemacht und waren dabei, sie zu zerlegen. Da kam die Wespe, kniff ein Kügelchen Fleisch ab und tat es in ihren kleinen Mund, um die Aasgeier zu betrügen. Dann flog sie weg in den Himmel.

Sie begegnete dem Aasgeier und sprach: „Aasgeier, hast du Hunger?"

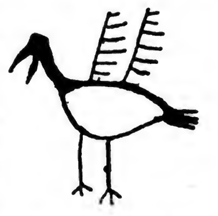
„Ich habe Hunger," erwiderte er.

Da sagte die Wespe: „Dort ist Fleisch im Überfluß. Geh und rufe deine Leute, damit sie davon essen!"

Der Aasgeier ging weg und sagte es zunächst dem Königsgeier. Dieser kam, trat zu der Wespe und fragte sie: „Wo ist denn so viel Fleisch?"

„Dort unten ist Fleisch im Überfluß," erwiderte sie.

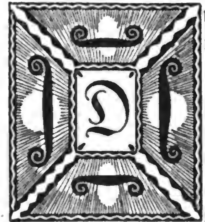
Da freute sich der Königsgeier, und er befahl dem Aasgeier, seine Leute zusammenzurufen. Dieser ging zu ihnen hin und sprach: „Aasgeier, der Königsgeier ruft euch!" Da versammelten sich viele Aasgeier und gingen hin. Der Königsgeier stellte sich vor die Wespe und sprach: „Wespe, du bist ein großer Lügner!" „Ich lüge nicht," erwiderte diese, „sieh her, wie ich Fleisch erbreche!" Die Wespe erbrach sich, und viel Fleisch fiel heraus. Da freuten sich alle Aasgeier, und auch der Königsgeier freute sich. Die Wespe aber machte sich davon.



Alle Aasgeier gingen nun weg, um Fleisch zu suchen, aber sie fanden keins. Da kam einer zum Königsgeier und sagte zu ihm: „Wir haben kein Fleisch gefunden." Der Königsgeier wurde ärgerlich und sprach: „Du bist ein großer Faulenzer!" Er wollte den Aasgeier schlagen, aber dieser schrie und lief davon.

Der Königsgeier lief hinter ihm her und rief: „Geh und suche Fleisch!“ Der Aasgeier ging hin, suchte Fleisch, fand aber keins und wurde ärgerlich. Er rief seine Leute zusammen, und sie meldeten es dem Königsgeier.
Der Königsgeier schickte einen anderen Aasgeier. Dieser suchte die Wespe, fand sie und sprach zu ihr: „Du bist wirklich ein großer Lügner!“ Da wurde die Wespe sehr zornig und wollte den Aasgeier beißen. Auch der Aasgeier wurde zornig und wollte die Wespe töten. Diese sagte zu ihm: „Du bist ein großer Dummkopf!“
Der Aasgeier wollte die Wespe töten. Da wurde sie wütend und biß ihn in den Kopf. Der Aasgeier schrie und lief davon. Da sprach die Wespe zu ihm: „Bist du denn wirklich so tapfer? Dann komm und töte mich! Dein Kopf hat ja nur Haut; dein Haar sproßt nicht; schau! Ich beiße dich noch einmal in deine Glatze.“
Der Aasgeier fürchtete sich, lief weg und sagte zu dem Königsgeier: „Die Wespe ist sehr tapfer; sie hat mich in den Kopf gebissen!“ Da machte ihm der Königsgeier mit einem Mittel den Kopf wieder heil.
Der Aasgeier war zornig auf die Wespe und sagte zum Königsgeier: „Königsgeier, ich werde die Wespe töten!“
Dieser aber sprach zu ihm: „Du bildest dir ein, tapfer zu sein. Die Wespe aber fürchtet sich nicht. Sie ist sehr tapfer. Sie wird dich noch einmal in die Glatze beißen.“
Der Aasgeier ging hin, erblickte die Wespe und sprach: „Bist du wirklich so tapfer? So beiße mich!“
Die Wespe kam und biß den Aasgeier in den Kopf.
Der Aasgeier schrie und wollte die Wespe fressen, doch sie biß ihn abermals in den Kopf. Da fürchtete sich der Aasgeier. Er machte sich davon und kam nicht wieder.
So machte es die Wespe, um die Aasgeier zu betrügen.

93. Isch'tika, die Kröte



ie Männer waren zur Arbeit gegangen, und die Frauen auf das Feld, um Früchte zu holen. Im Hause waren nur zwei Frauen zurückgeblieben und bereiteten Stärkebrühe. Da sang in dem Loch eines hohen Baumes Isch'tika, und die eine Frau verspottete ihn und rief: „Isch'tika taugt nichts!"

Isch'tika hörte es und kroch aus seinem Loch heraus. Er kam als altes Männchen mit einem Hängebäuchlein. Er trat in das Haus und sprach: „Da bin ich!" Die Frau fragte ihn: „Wer bist du denn?" Isch'tika nannte seinen Namen: „Ich bin Isch'tika." Darauf die Frau: „Ich kenne dich nicht." Isch'tika antwortete: „Du hast doch gerufen, ich taugte nichts. Nun bin ich gekommen." „Ich habe dich nicht beschimpft," erwiderte die Frau.

Darauf gab sie ihm eine Schale voll Stärkebrühe. Als sie das Gesicht langsam zur Seite wendete, verschlang Isch'tika die Schale samt der Brühe. Die Frau gab ihm nochmals eine Schale, aber er verschlang auch diese. Da fürchtete sich die Frau und versteckte sich. Isch'tika verschlang nun den Kochtopf mit der Stärkebrühe und alle Schalen; er verschlang auch den Wassertopf; er verschlang alles Geschirr. Die beiden Frauen aber versteckten sich. Isch'tika suchte sie, fand sie aber nicht. Da stieg er wieder auf den Baum und kroch in das Loch.



Jetzt kamen die beiden Frauen aus ihrem Versteck heraus, liefen hin, wo die Leute arbeiteten, und sagten es ihnen. Alle kamen, häuften trockenes Holz um den hohen Baum und zündeten es an. Der Baum verbrannte und stürzte nieder. Isch'tika fiel herab.

Da zerbrach alles Geschirr, das er in seinem Bauch hatte. Alle Töpfe und Schalen, die er verschluckt hatte, zerbrachen. Sie töteten Isch'tika; sie verbrannten ihn. Nun fürchteten sich die Kaschinaua nicht mehr.

94. Der Krüppel, der sich in eine Schildkröte verwandelte

Es war einmal ein Mann mit verkrüppelten Beinen, der war sehr faul. Niemand gab ihm irgend etwas zu essen, und er litt alle Tage Hunger. Niemand arbeitete für ihn; niemand kochte Speise für ihn. Er ging nicht und lag immer auf demselben Platz.

Seine Leute wurden ärgerlich auf ihn. Da sprach der Krüppel zu ihnen: „Freunde, ich kann nicht für euch arbeiten; deshalb zürnt ihr mir. Ich bin ein Krüppel. Meine Beine sind klein; meine Arme sind klein. Daher kann ich nicht für euch arbeiten. Ihr ärgert euch über mich; ihr gebt mir keine Speise; ich leide Hunger. Ich habe nichts zu essen; ich trinke nur Wasser. So muß ich leiden, Freunde!"

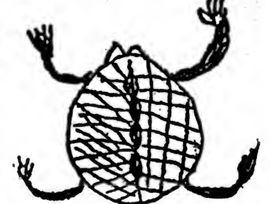
Seine Leute hörten es, aber sie machten sich nichts daraus. Der Krüppel litt Hunger; er lag da und weinte. Da bekam einer von seinen Leuten Mitleid mit ihm und gab ihm zwei Maiskuchen. Der Krüppel aß sie und weinte nicht mehr.

Seine Leute verspotteten ihn, weil er nicht gehen konnte. Er hörte es und lag da und weinte. Dann dachte er nach und sprach: „So kann ich nicht arbeiten. Ich lag da, und meine Leute verachteten mich, und ich weinte. Jetzt gehe ich in den Wald und werde mich dort bezaubern, damit ich sie nicht mehr sehe."

Der Krüppel kroch langsam auf allen Vieren den ganzen Weg. Mitten auf dem Weg legte er sich hin und weinte, denn er hatte Hunger und nichts zu essen.

Dieser Krüppel aber hatte ein sehr starkes Herz. Als er so mitten auf dem Weg lag und weinte, kam einer von seinen Leuten und fragte ihn: „Warum weinst du?" Der Krüppel antwortete: „Meine Leute haben mich verachtet. Ich habe Hunger; deshalb weine ich." Der Mann empfand Mitleid mit ihm. Er lud ihn auf seinen Rücken, trug ihn in sein Haus und gab ihm viel zu essen. Der Krüppel aß, bis er satt war. Darauf legte er sich nieder.

Da bekam er einen Gedanken und sprach: „So kann ich nicht gehen, weil meine Beine verkrüppelt sind. Ich will Schildkröte werden. Meine Leute werde ich belügen, damit sie mir den Rücken mit Genipapo bemalen."



Er dachte nach und rief dann einen von seinen Leuten: „Komm einmal einer her!" Da kam einer und fragte ihn: „Warum rufst du mich?" Der Krüppel sprach zu ihm: „Ich will meine Leute besuchen. Sage doch deinem Weibe, daß sie mir den Rücken mit Genipapo bemalt!" Der Mann versprach es, ging hin zu seinem Weib und sagte zu ihr: „Frau, bemale doch den Rücken des Krüppels mit Genipapo! Er will auf Besuch gehen."

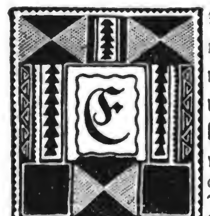
Die Frau sagte: „Ja!" Sie holte Genipapo, zerschnitt ihn, tat ihn in einen Topf, setzte diesen aufs Feuer, zog ihn wieder weg und stellte ihn auf den Boden, damit der Genipapo sich abkühlte.

Als die Farbe kalt geworden war, fragte sie den Krüppel: „Was soll ich dir denn auf den Rücken malen?" Der Krüppel antwortete: „Male mir krumme Linien auf den Rücken, wie beim Regenbogen. Mache meine Bemalung recht schön!"

Die Frau versprach es. Sie malte den Regenbogen auf den Rücken des Krüppels und machte ihre Sache recht gut. Dann sprach sie zu ihm: „Krüppel, ich bin schon fertig mit dir."

Darauf ging der Krüppel in den Wald. Ich weiß nicht, was er tat, aber in demselben Augenblick nahm er ein Blatt in den Mund, kaute es sorgfältig und schluckte es hinunter. Dann sang er: „Schildkröte, Schildkröte will ich werden!"
Da veränderte sich sein Gesicht ganz und gar. Er zitterte und zitterte. Seine Beine zogen sich zusammen und ebenso seine Arme. Die Haut seines Rückens wölbte sich, aber die Haut seines Bauches blieb flach. Gleichzeitig verhärtete sich die Haut seines Rückens und ebenso die Haut seines Bauches, und er verwandelte sich in eine Schildkröte.
Darauf schaute er seinen Rücken an. Sein Rücken war sehr hart. An demselben Platz legte er sich nieder.
Er hatte großen Hunger. Da kroch er auf allen Vieren den ganzen Weg dahin und suchte Nahrung. Er sah nichts außer Baumohren (Pilzen). Er hatte großen Hunger, und da er nichts zu essen hatte, so aß er Baumohren.
Der Krüppel aß Baumohren und gewöhnte sich daran.
Dies ist meine Geschichte von dem Krüppel, der sich in eine Schildkröte verwandelte. Der Vater meines Vaters hat sie seinen Leuten erzählt, und ich hörte sie von meinem Vater.

95. Die Ratte, die sich in die Fledermaus verwandelte



Es war einmal eine sehr alte Ratte, die nicht mehr arbeiten konnte. Da dachte sie nach und sprach: „Ich bin schon so alt und kann nicht mehr arbeiten. Deshalb habe ich es mir überlegt: Ich will mich verzaubern. Was soll ich aber werden? Ich möchte im Dunkeln sehen und nicht gesehen werden."
Also sprach sie. Dann kam ihr ein Gedanke, und sie fuhr fort: „Soll ich Schabe werden? Das will ich lieber sein lassen. Dann stehle ich fremde Speisen, und man tötet mich. Soll ich Schlange werden? Die Schlange geht nicht

im Dunkeln. Was soll ich also werden? Die Fledermaus ißt reife Bananen. Die Fledermaus ißt Papaya. Ich werde Fledermaus!"

So sprach die Ratte und verwandelte sich in eine Fledermaus. Sie hing sich mit dem Kopf nach unten und bekam den Schluckauf.

Das hörte eine wirkliche Fledermaus, wie die Ratte schluchzte, und kam neugierig herbei. Als sie die Ratte erblickte, fragte sie: „Warum hängst du denn da? Du willst mich wohl verspotten?"

„Ich verspotte dich nicht; ich will Fledermaus werden," antwortete jene.

Da fiel ihr Schwanz ab, und ihre Haut spannte sich aus zu Flügeln.

Die andere Fledermaus ging weg und sagte zu ihren Leuten: „Dort ist eine Ratte, die sich in eine Fledermaus verwandelt. Ich habe sie gesehen. Sie will sich verwandeln, um mit uns zu leben. Laßt sie in Ruhe, daß sie sich verwandeln kann!"

Da riefen alle Fledermäuse: „Die Ratte fledermaust sich! Vorwärts, wir wollen sie sehen!" und sie eilten hin.

Alle Fledermäuse kamen an und sahen die Ratte, wie sie sich fledermauste. Sie hing da, und die Fledermäuse betrachteten sie.

Die Fledermaus fragte sie: „Hast du dich denn schon verwandelt, Ratte?"

„Ich habe mich schon verwandelt und möchte fliegen, aber ich fürchte mich," erwiderte sie.

Da sagte die Fledermaus: „Fürchte dich nicht, Ratte! Fliege! Es ist wunderschön!"

Die Ratte wollte fliegen, aber sie fürchtete sich und zitterte und zitterte und blieb hängen.

Da riet ihr die Fledermaus: „Fürchte dich nicht vor dem Fliegen, Ratte! Ich werde dich unterrichten. Fächele und fächele mit deinen beiden Armen! Dann wirst du fliegen."

Die Ratte tat es. Sie fächelte und fächelte mit den beiden

Armen und gewöhnte sich daran. Sie flog. Die Ratte flog. Sie gewöhnte sich daran. „Wunderschön ist es!" sagte sie und flog dahin.
Dieselbe Fledermaus, in die sich die Ratte verwandelte, sehen wir. Sie geht im Dunkeln, ißt reife Bananen, ißt reife Papaya. Sie ißt die Früchte des Waldes, wenn sie reif geworden sind. Sie beißt auch uns, die Fledermaus.
So machte es die Ratte, um sich zu fledermausen.

96. Der auferweckte Ameisenbär

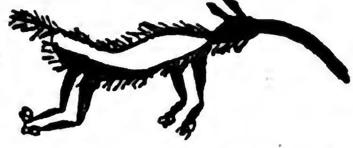
Ein Kaschinaua ging jagen. Ohne Weg drang er tief in den Wald ein und machte sich einen Pfad, indem er beständig die Sträucher mit der Hand knickte. Sehr weit ging er. Allmählich wurde er nachlässig und bezeichnete seinen Weg nicht mehr. Da litt er großen Durst. Vergeblich suchte er Wasser, bis er müde wurde. Schließlich konnte er den Durst nicht mehr ertragen und starb.
Er kam nicht wieder. Seine Söhne warteten auf ihn. Sie suchten ihn. Sie schrien nach ihm auf allen Wegen, bis sie nicht mehr konnten, aber er antwortete ihnen nicht. Sie drangen in den Wald ein und suchten ihn, aber vergeblich. Dann kehrten sie heim und sagten zu ihrer Mutter: „Der Vater hat sich auf der Jagd verirrt, Mutter!"
Die Mutter antwortete: „Ihr habt euren Vater verloren; geht hin und sucht ihn mir!" Dann weinte sie, bis ihre Stimme heiser war. Die Söhne aber drangen abermals in den Wald ein und suchten nach dem Vater.
Da fand der eine Sohn tief im Wald die Knochen eines Ameisenbärs, den andere getötet hatten. Er kam zurück, und seine Brüder fragten: „Der Vater ist wohl schon tot? Wir haben ihn vergeblich gesucht."
Da antwortete der älteste Bruder: „Der Vater scheint in der

Tat schon tot zu sein. Dort liegen seine Gebeine! Ich habe sie gesehen."

„Wahrhaftig?" riefen die anderen. „Vorwärts, wir wollen sie sehen!" und sie machten sich auf den Weg.

Der Älteste führte seine Brüder hin und zeigte ihnen die Gebeine. Da sagten sie: „Wirklich, das ist der Vater! Laßt uns ihn auferwecken!"

Der eine besserte die Knochen aus; der andere holte ein Zaubermittel; der dritte fügte die Gebeine zusammen. Dann kauten sie das Mittel und bestrichen damit alle Knochengelenke. Darauf richteten sie das Skelett auf, und es verwandelte sich in einen



— Ameisenbär.

Ein Ameisenbär mit buschigem Fell erhob sich, brummte und brummte und blieb stehen. Die Kaschinaua, die ihn auferweckt hatten, erschraken und liefen davon. Erst weit entfernt machten sie halt und schauten voll Furcht zurück. In demselben Augenblick rannte der Ameisenbär los und verschwand.

Die Kaschinaua kehrten heim und sagten zu ihrer Mutter: „Wir fanden einen Haufen Knochen und glaubten, es seien die Gebeine unseres verstorbenen Vaters. Da verwandelten wir die Knochen, aber, o Schrecken, wir erweckten einen Ameisenbär wieder zum Leben! Der erhob sich, brummte und brummte und blieb stehen. Voll Furcht liefen wir weg. Dann schauten wir zurück. In demselben Augenblick rannte der Ameisenbär los und verschwand. Wir aber machten, daß wir heimkamen."

So sprachen sie zu ihrer Mutter. Diese aber ließ sie nicht noch einmal weggehen. Sie ließ sie sogar nicht mehr auf die Jagd gehen.

97. Dohit

Dohit war zur Erde gekommen, und dort machte er aus Lehm Puppen und verwandelte sie in Menschen. Dann kletterte er auf einer Leiter zum Himmel hinauf. Als er oben war, verschloß er den Himmel fest. Dort blieb er lange Zeit.
Eines Tages wollte Dohit die Erde besuchen. Er sagte da zu seinem Kameraden, dem Königsgeier Keri:
„Wie komme ich herunter, da ich doch so gut zugeschlossen habe?“ Dohit begann nun ein Stückchen Land im Himmel zu roden und zu jäten, und dann begannen sie ein rundes Loch zu graben. Sie gruben lange durch Erde, zuletzt stießen sie auf Fels. Dohit setzte sich nieder und weinte, so schwer war das Graben. Endlich gelang es ihnen indessen, so tief zu graben, daß sie die Erde durch ein Loch sahen.
„Wie sollen wir nun hinunterkommen?“ dachte Dohit. Er nahm ein wenig halbtrockenen Schleim aus der Nase, rollte ihn zwischen den Fingern und hängte ihn dann durch das Loch bis zur Erde. Es reichte bis unten hin. Auf ihm kletterte Dohit zur Erde hinab. Nach ihm kletterte Keri. Als Keri noch ein gutes Stückchen vom Boden entfernt war, platzte der Schleim, und Keri fiel herunter und zerschlug sich die Glieder.
Dohit war hungrig. Er ging zu den Menschen und bat um Essen. Sie hatten viele Fische, aber sie wollten ihm nichts geben. An einigen Stellen wollten die Männer ihm zu essen geben, aber die Frauen wollten es nicht. Dohit ging weit umher, aber nirgends erhielt er Essen. Da verwandelte er alle Menschen in Geier und in Ameisen und in andere Tiere.
Dann wanderte Dohit weiter. Zuerst kam er zu dem Hause der roten Affen. Diese waren Menschen. Sie waren gerade damit beschäftigt, rote Hemden zu bemalen.
„Was tut ihr?“ fragte Dohit.

„Wir malen Hemden!“ sagten sie ärgerlich.
Wieder ging Dohit, wieder fragte er:
„Was tut ihr?“
„Hast du nicht gehört, daß wir Hemden malen!“
Dohit verwandelte sie alle in rote Affen. Mit seinem Bogen und Pfeil tötete Dohit einen Affen und aß ihn. Er schabte die Haare des Affen ab, und diese wurden alle in Affen verwandelt, die nach allen Richtungen hin liefen und kletterten.
Dohit wanderte weiter, um andere Menschen aufzusuchen, und so traf er ein Eichhörnchen, Baka. Dieses sagte, es wolle Dohit mit einem Pfeil erschießen. Dieser sagte zu Baka, er solle nach einem dicken Baum schießen. Baka schoß, und der Pfeil ging durch den Baum hindurch. Dohit wurde ein wenig bange. Er bat ihn, noch einen Pfeil abzuschießen. Dieser blieb aber im Baume stecken. Baka ging hin und kletterte hinauf, um den Pfeil herauszuziehen. Auf den Baum gekommen, wurde er in ein Eichhörnchen verwandelt.
Dohit wanderte weiter und schoß wie ein spielender Knabe überall Pfeile in die Bäume. Ein Pfeil blieb in einem Baum sitzen. Dohit konnte ihn nicht herausbekommen. Er verwandelte ihn in einen Nachtaffen.
Weiter zog er und traf einige Vögel, Kena. Er wollte fliegen wie diese. Jeder der Vögel lieh Dohit eine Feder, die er an den Schultern befestigte. Aber Dohit konnte nicht fliegen. Jeder lieh ihm noch eine Feder, und nun konnte er fliegen. Er flog zusammen mit den Kenas hoch hinauf in die Lüfte. Sie kamen in die Nähe eines Dorfes. Da zogen die Vögel die Federn heraus, die sie Dohit geliehen hatten. Dieser stürzte in einen Chimabaum. Der begann zu wachsen, und wuchs so hoch, daß Dohit nicht wieder herunterkommen konnte. Er machte sich darauf ganz klein und kroch auf den Rücken einer Spannerraupe. Diese brachte ihn herunter vom Baum. Eine kurze Strecke vom Boden entfernt warf die Raupe Dohit ab. Er fiel herunter und blieb in einem Dorn hängen.

Dohit rief den Jaguar herbei, damit dieser ihn losmache. Der Jaguar konnte es nicht, sondern zerschnitt sich die Zunge. Dohit rief nun die große Wildkatze herbei. Diese konnte ihn auch nicht losbekommen. Dohit rief nun die kleine Wildkatze herbei, und diese befreite ihn.

Dohit wanderte weiter und kam zu einem Dorfe, in dem sehr viele Leute wohnten. Dort wohnte ein Zauberer. Dieser spielte gerade mit einem brummenden Kreisel. Der Zauberer saß auf einer Schlange. Einen Augenblick stand der Zauberer auf und ging umher, um etwas zu suchen. Da ging Dohit hin und setzte sich auf die Schlange.

Der Zauberer machte Dohit den Vorschlag, ein Kampfspiel zu veranstalten; und so schlug er durch Dohits Kopf und Körper einen Stock, so daß er am Boden festgenagelt war. Dohit versuchte sich zu bewegen, und die Erde bebte und war nahe daran, umzufallen. Der Zauberer schlug noch einen Nagel in Dohits Kopf. Nun konnte er sich nicht mehr bewegen. Seitdem gibt es kein Erdbeben mehr.

Dohit gab dem Zauberer einen ganz kleinen Korb mit Wasser. Dieses wuchs und wuchs, bis es viele Lasten waren. Der Zauberer und alle Menschen im Dorfe trugen Wasser und wanderten nach den Gegenden, wo jetzt die Flüsse ihren Anfang nehmen. Zu jener Zeit waren ihre Betten nämlich trockene Wege.

Auf dem Wege ermüdeten alle Menschen und wurden in große Steine verwandelt. Der Zauberer kam allein an. Von dem Wasser, das er mit sich hatte, goß er etwas nach der einen Seite, und das wurde der Rio Manuri. Dann goß er etwas Wasser nach einer anderen Seite, und das wurde der Rio Beni.

Wenn es hier unten donnert, so ist es Dohit, der dem Zauberer befiehlt, mehr Wasser auszugießen. Hierauf antwortet der Zauberer dort oben.

98. Die große Schlange

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wollten ein Tier haben, das sie aufziehen könnten. Sie gingen in den Wald, aber sie fanden keins. Zuletzt kamen sie auf eine Grasebene, und dort fanden sie auf einem Grashalm einen Wurm, Nyoko.

„Den wollen wir mit nach Hause nehmen und aufziehen," sagte sie.

Sie nahmen den Wurm mit nach Hause, machten einen ganz kleinen Teller aus Lehm und legten den Wurm darauf.

Nun wollten sie dem Wurm zu fressen geben. Sie versuchten es mit Bananen, aber die wollte er nicht fressen. Der Wurm war so gewachsen, daß sie einen etwas größeren irdenen Teller machen mußten, auf dem er liegen konnte. Sie versuchten es mit allem möglichen, aber nichts wollte der Wurm fressen.

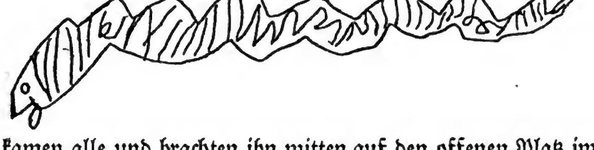
Da tötete der Mann eines Tages einen Vogel. Nichts von dem Vogel wollte Nyoko fressen. Da gab der Mann dem Wurm das Herz des Vogels, und das fraß er.

Nun wußten sie, was der Wurm fraß. Der Mann tötete jeden Tag Vögel und gab dem Wurm ihre Herzen. Er wuchs so, daß sie noch einen größeren Teller machen mußten, auf dem er liegen konnte. Der Mann tötete alle möglichen Tiere: Vögel, Wildschweine, Tapire. Der Wurm fraß nur ihre Herzen. Er wuchs so, daß sie ein ganz großes Gefäß machen mußten, auf dem er liegen konnte. Der Mann tötete täglich alle möglichen Tiere, und der Wurm, der so groß wie eine Schlange war, fraß nur die Herzen. Er war weiter gewachsen und so groß geworden, daß er nicht mehr auf dem Gefäß liegen konnte. Sie legte ihn auf den Boden vor der Hütte.

Nyoko fraß und wuchs und wuchs. Der Mann jagte, aber zum Schluß gab es keine Tiere mehr. Der Mann begann

Menschen zu töten und gab dem Wurm ihre Herzen. Er tötete sie mit einem Pfeil, so dick wie die Hand. Zuletzt hatte er alle Menschen getötet, die in der Gegend wohnten. Er mußte weiter fortgehen zu einem großen Dorf, und dort tötete er viele Menschen und gab Nyoko ihre Herzen. Die Menschen wunderten sich, wer alle diese tötete. Ein Jaguar konnte es nicht sein.

Eines Tages kam der Mann wie gewöhnlich in das Dorf, um Menschen zu töten. Vor einer Hütte saß ein Mädchen. Er tötete es mit einem Pfeil und nahm das Herz heraus. Das sah der Bruder, der drinnen im Hause war und Pfeile machte. Er sprang aus dem Hause heraus, entriß dem Mörder den Pfeil und tötete ihn. Die anderen Menschen



kamen alle und brachten ihn mitten auf den offenen Platz im Dorfe und schossen ihn voll von Pfeilen.

Als nach einigen Tagen der Mann nicht nach Hause kam, wurde seine Frau unruhig. Nyoko war hungrig. Sie fragte sich, was ihrem Manne geschehen sein könne, und sagte dann dem Wurm, er solle seinen Vater suchen.

Zuerst bewegte sich Nyoko nicht. Endlich stand er auf. Er erhob den Kopf hoch und richtete sich auf gen Himmel. Als der Kopf den Himmel erreichte, da war der Schwanz noch auf der Erde. Als die Sonne aufging, begann er sich zu erheben, und genau mitten am Tage kam er wieder herunter. Nyoko schaute umher, und da sah er den Mann mitten auf dem offenen Platz im Dorfe, voll von Pfeilen.

Nyoko machte sich nun auf den Weg zum Dorfe. Er verwandelte sich zuerst in viele verschiedenfarbige Schlangen. Sobald eine Schlange in die Häuser kam, wurde sie von den Menschen getötet. Sogleich kam eine andere von anderer

Farbe. Zuletzt legte sich Nyoko um das Dorf, so daß keiner herauskonnte. Die Menschen beschossen die Schlange mit Pfeilen, so daß sie ganz voll von Pfeilen war.
Nyoko wuchs und wuchs so, daß sie zuletzt über das ganze Dorf wuchs und tötete alle Menschen. Dann verwandelte sie sich in einen Mann und weckte den anderen Mann, der sie aufgezogen hatte. Sie aßen alle Herzen der Menschen auf.
Nyoko ist jetzt die Milchstraße.

99. Von dem Regenbogen, Opito



s war einmal ein Mädchen, das war an den Fluß gegangen, und dort verschwand es. Nach einem Jahre kam es zurück und erzählte, sie habe im Wasser einen Mann getroffen und sei bei ihm geblieben. Sie holte Maniok und begab sich wieder an den Fluß. Nach zwei bis drei Jahren kam sie zurück. Nun hatte sie einen kleinen Knaben. Sie holte Maniok, um Chicha zu machen. Dann begab sie sich wieder an den Fluß zurück. Eines Tages kam sie wieder mit dem Knaben und ließ diesen bei ihrer Mutter und begab sich dann wieder weg. Zu der Mutter sagte sie, sie solle zusehen, daß der Knabe nicht weinte. Der Knabe wuchs bei der Großmutter auf.
Eines Tages weinte der Knabe, und da begann es zu regnen. Der Knabe wurde rot, gelb, grün, blau, ganz wie der Regenbogen, und dann trieb er das Wasser hinweg.
Wieder kam die Mutter und holte den Knaben. Nach einiger Zeit kam sie wieder, um Maniok zu holen, und da ließ sie den Knaben bei der Großmutter zurück. Sie sagte, sie solle zusehen, daß der Knabe nicht zu weinen anfinge. Eines Tages weinte er aber doch. Es regnete, und er bekam alle Farben des Regenbogens, Opito. Der Knabe trieb das Wasser hinweg. Er blieb immer noch bei der Großmutter.

Eines Tages kam sein Vater und holte ihn und führte ihn zu einem Bach. Dort blieb er, und dort ist er noch. Er war bereits groß geworden.
Wenn der Regenbogen am Himmel erscheint, so ist es der Knabe, der aus dem Wasser aufsteigt und den Regen verjagt.

100. Weshalb die Boaschlangen nicht Menschen fressen

Es war einmal eine große Schlange, die fraß viele Menschen auf. Wenn die Kinder an den Fluß gingen, fraß sie sie auf.
Es war ein Mann, der dachte, die Schlange zu töten. Er zog seinen „Mari" an. In diesem hatte er ein kleines Messer und gerösteten Mais. Dann nahm er seine Flöte und ging spielend aus dem Dorf hinaus. Da kam die Schlange und verschlang ihn.
Im Magen der Schlange machte er es sich recht bequem wie in einem richtigen Haus. Wenn er hungrig war, aß er von dem Fleisch der Schlange. Die Schlange bekam schreckliche Magenschmerzen. Wenn sie den anderen Schlangen begegnete, sagte sie zu ihnen, sie sollten nie Menschen fressen, denn dann bekämen sie Leibweh.
Als der Mann eine Zeitlang im Magen der Schlange gewesen war, schnitt er ihr das Herz ab, so daß die Schlange starb, und dann schnitt er sich ein rundes Loch durch den Körper der Schlange und kroch hinaus. Seitdem fressen die Schlangen nicht mehr Menschen.
Als er aus dem Leibe der Schlange herauskam, hatte er keine Haare auf dem Körper und war ganz weiß. Er malte sich schwarz mit „Tii", und das Haar wuchs wieder auf seinem Körper.

101. Der Wildschweinkobold

Ein Mann wohnte zusammen mit seiner Frau, seiner Schwiegermutter und seinem kleinen Sohn. Der Bruder des Mannes war vor drei Jahren von dem Wildschweindämon geraubt worden, und nun wanderte er mit den Wildschweinen in den Wäldern umher.

Der Mann verstand nicht zu jagen. Er konnte nur Fische mit Gift fangen, hier und da eine Schildkröte greifen und Schildkröteneier sammeln. Er konnte aber keine Wildschweine, keine Spinnenaffen, Brüllaffen oder Waldhühner töten. Seine Schwiegermutter schalt deshalb beständig mit ihm.

„Was bist du für ein Mann, der nicht zu jagen versteht! Wir sind hungrig nach Fleisch! Geh und versuche es noch einmal!" sagte die Alte.

Der Mann war dieses ewigen Zankes müde und dachte: „Das Beste wäre, ich träfe meinen Bruder, dann kann ich ihn begleiten."

Eines Tages schimpfte die Alte wieder mit ihrem Schwiegersohn. Er war auf ihrem Acker beschäftigt.

„Wir sind hungrig auf Fleisch. Hätte ich das gewußt, so hätte ich meine Tochter nicht einem Manne gegeben, der nicht jagen kann. Du mußt etwas zu essen nach Hause bringen!" sagte die Schwiegermutter.

Der Mann versprach am folgenden Morgen zu gehen, um Fische mit Gift zu fangen, und bat seine Frau, ihm einige Bananen zur Wegzehrung zu rösten. Sie röstete einige Bananen. Dann nahm er Gift mit und machte sich früh am folgenden Morgen auf den Weg. Er ging zuerst ganz langsam und überlegte, in welchem Bache er am besten Fische vergiften könne. Dann dachte er an seinen Bruder:

„Wenn ich ihn doch treffen könnte, damit ich nicht immer das Gezänk der Schwiegermutter anzuhören brauchte."

Es krachte und grunzte im Walde. Der Bruder, der mit den Wildschweinen war, hatte gefühlt, daß sein Bruder an ihn dachte. Er trennte sich von der Herde und traf den Bruder.

„Wie geht es dir, großer Bruder?" fragte der jüngere Bruder.

„Wie geht es dir, kleiner Bruder?" fragte der ältere Bruder. Der jüngere Bruder berichtete ihm nun, daß seine Schwiegermutter immer mit ihm schelte, und bat, mit der Wildschweinherde folgen zu dürfen.

„Das darfst du nicht. Es ist eine schwere Arbeit; immer muß ich mit den Schweinen umherstreifen. Wir müssen weit gehen, um Früchte und Wurzeln zu sammeln, und ich muß auf die Bäume klettern, um die Früchte herunterzuschütteln. Ich werde fünf Wildschweine, zwei Eber und zwei Sauen und dann den Wildschweinkobold binden. Die Wildschweine außer dem Kobold sollst du töten, und dann sollst du deine Schwiegermutter hierher schicken, um den Kobold nach Hause zu tragen, den ich so binden werde, als wäre er tot," sagte der ältere Bruder.

Der jüngere Bruder tötete die Wildschweine, und dann nahm er zwei auf den Rücken und trug sie nach Hause. Als die Schwiegermutter ihn erblickte, rief sie der Tochter zu: „Mach Feuer an, dein Mann kommt schwer beladen nach Hause!" — Als die Alte die Wildschweine erblickte, wurde sie sehr vergnügt. „Wo hast du sie getötet?" sagte sie. „Hier ganz in der Nähe traf ich die Herde," entgegnete er.

„Wie viele hast du getötet?" fragte sie. „Fünf! Willst du mir nicht helfen, sie nach Hause zu bringen? Es hängt da ganz dicht beim Pfade ein großer Eber. Den kannst du gut nach Hause tragen," sagte der Mann. Die Schwiegermutter war gleich dazu bereit. Sie wollte den Sohn ihrer Tochter mitnehmen, das hielt der Mann aber für unnötig, denn das Wildschwein hing ja ganz in der Nähe.

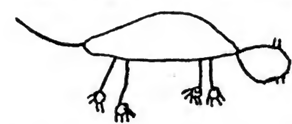
Sehr zufrieden wanderte die Alte ihres Weges. Am Pfade an einem Baum fand sie den großen Eber aufgehängt. Sie machte ihn los und nahm ihn auf den Rücken, um ihn nach

Hause zu tragen. Als die Alte gehen wollte, nahm der Eber die Alte, lief mit ihr davon und trug sie nach der in der Nähe befindlichen Herde.
Dort wurde sie in eine Sau verwandelt — und eine Sau ist sie noch.

102. Tiri und Karu

In alter Zeit versengte ein böser Geist, genannt Sararuma oder Aïma Sunje, das ganze Land der Yurakare. Kein Baum, kein Lebewesen hielt dieser Feuersbrunst stand. Ein Mann, der die Vorsicht gehabt hatte, sich eine sehr tiefe unterirdische Wohnung zu graben, wohin er sich mit Lebensmitteln für die Dauer des Feuers zurückzog, war allein dem allgemeinen Verhängnis entwischt. Um sich zu überzeugen, ob die Flammen noch immer dieselbe Kraft hätten, streckte er von Zeit zu Zeit eine lange Gerte aus dem Loch. Die beiden ersten Male zog er sie brennend zurück, aber das drittemal war sie kalt. Er wartete noch vier Tage, bevor er selbst hinausging. Als er traurig dahinschritt über die verwüstete Erde ohne Nahrungsmittel und ohne Obdach und sein elendes Los beweinte, erschien ihm Sararuma, ganz in Rot gekleidet, der aus fernen Ländern kam, und sagte zu ihm: „Obwohl ich die Ursache von all dem Übel bin, habe ich dennoch Mitleid mit dir." — Dann gab er ihm eine Handvoll Samen von den für das menschliche Leben notwendigsten Pflanzen und befahl ihm, sie zu säen. Ein herrlicher Wald entstand sofort wie durch Zauberei.
Kurze Zeit darauf fand sich dieser Mann, man weiß nicht wie, mit einer Frau, von der er mehrere Söhne und eine Tochter hatte. Als diese in das heiratsfähige Alter gekommen war, fühlte sie sich sehr einsam. Da heftete sich ihr Auge auf einen schönen Baum, genannt Ule, der, beladen mit pur-

purnen Blüten, am Ufer eines Flusses stand. Wenn es ein Mann wäre, sie würde ihn lieben! — Nachdem sich die Jungfrau mit Uruku bemalt hatte, um sich noch mehr zu verschönern, weinte, seufzte, wartete, hoffte sie. Sie hoffte, und es war nicht vergeblich. Der Baum wurde ein Mann, und die Jungfrau war glücklich. Die folgende Nacht war sie nicht mehr allein. Ule, in einen Mann verwandelt, leistete ihr Gesellschaft. Aber Ule verschwand mit der Morgenröte, und die Jungfrau fürchtete, nur ein vorübergehendes Glück gekannt zu haben. Sie vertraute ihre Sorgen ihrer Mutter an, und diese suchte mit ihr nach Mitteln, ihn zurückzuhalten. Ule kam die folgende Nacht wieder. Die junge Braut folgte den Ratschlägen ihrer Mutter, band ihn mit Lianen und hielt ihn so bei sich zurück. Nach vier Tagen willigte Ule ein, zu bleiben und sich mit der Jungfrau zu verheiraten. Man gab ihm die Freiheit wieder.



Die beiden Gatten genossen ein vollkommenes Glück. Da wurde Ule, als er für mehrere Tage mit seinen Schwägern auf die Jagd nach großen Affen gegangen war, das Opfer eines Jaguars. Die junge Frau, voll Sehnsucht ihn wiederzusehen, war ihm entgegengegangen, um ihm Chicha zu bringen. Sie erfuhr durch ihre Brüder von dem Unglück, das sie getroffen hatte. Verzweifelt und keine Gefahr fürchtend, wollte sie zu ihrem Ule eilen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Geführt von ihren Brüdern, kam sie an den bluttränkten Platz, wo die Gebeine ihres Gatten zerstreut am Boden lagen. In ihrem Schmerz sammelte sie mit der größten Sorgfalt alle Stücke seines Körpers und legte sie aneinander, um ihren Gatten noch einmal wiederzusehen. Sie betrachtete ihn und beweinte ihren Verlust. Da wurde ihre Liebe ein zweites Mal belohnt. Ule wurde wieder lebendig und sagte: „Ich scheine gut geschlafen zu haben.“ — Trunken vor Freude, bedeckte die junge Frau ihren Gatten mit Liebkosungen, und sie gingen zusammen nach ihrer Wohnung,

als Ule, den es dürstete, an einem Bache halt machte, um seinen Durst zu löschen. Zufällig betrachtete er sich in dem klaren Wasser und sah, daß ihm ein Stück an der Wange fehlte. Als er sich so entstellt sah, wollte er seine Frau nicht mehr begleiten, und sie konnte trotz der lebhaftesten Bitten ihn nicht von seinem Entschluß abbringen.

Da Ule seiner Frau nicht folgen wollte, nahm er von ihr Abschied und empfahl ihr, wenn sie bei der Rückkehr in ihr Haus den Weg nicht verlieren wolle, den Fußpfad weiter zu gehen, ohne sich aufzuhalten, besonders aber sich nicht umzuwenden, wenn sie hinter sich Äste oder irgendeine andere Sache, was es auch sei, von dem Gipfel der Bäume fallen höre. Dann sollte sie sagen, ohne hinzublicken: „Das ist die Jagd meines Gatten.“ — Ganz zitternd von dem, was ihr begegnet war, kam die arme Frau traurig zurück und merkte sich wohl die letzten Ermahnungen Ules. Aber einmal, erschreckt von dem Fall eines großen Blattes, vergaß sie die Belehrungen, die sie empfangen hatte, wandte sich um und verlor dadurch so den Kopf, daß sie sich im Walde verirrte. Indem sie suchte, sich zurückzufinden, eilte sie bald in der einen, bald in der anderen Richtung und fand schließlich einen Weg, der sie nach einem langen Marsch in die Wohnung einer Jaguarfamilie führte.

Die Mutter dieser gefräßigen Tiere war allein. Sie empfing die junge Frau sehr freundlich, und damit ihre Söhne, die noch auf der Jagd waren, ihr nichts Böses taten, versteckte sie sie. Bei ihrer Rückkehr witterten die Jaguare, daß etwas Fremdes in der Hütte war. Als sie die junge Frau entdeckt hatten, wollten sie sie zerreißen, aber ihre Mutter wehrte es ihnen. Sie zwangen sie herbeizukommen und befahlen ihr, ihnen die Insekten vom Kopf zu suchen, die sich dort befanden, und sie zu essen. Sie hatten in der Tat den Kopf voll von einer großen Art giftiger Ameisen, genannt Torokote, und als die junge Frau sie essen sollte, konnte sie sich trotz ihres Schreckens nicht dazu entschließen. Da gab ihr die Mutter der Jaguare heimlich eine Handvoll Kalabassen-

samen. Sie warf die Ameisen auf die Erde und kaute an ihrer Stelle die Samen. Diese List glückte ihr vollkommen bei den ersten drei Jaguaren. Aber der letzte hatte vier Augen. Diejenigen, die er am Hinterkopfe trug, sahen den Betrug der jungen Frau und ihren Ungehorsam. Das wütende Tier warf sich auf sie, tötete sie und zog aus ihrem Leib ein Kind, das gerade geboren werden sollte. Er gab es seiner Mutter, damit sie es verschlinge. Diese aber hatte mit dem Kind dasselbe Mitleid wie mit seiner Mutter. Sie steckte es in einen Topf, wie wenn sie es kochen wollte, aber sobald es ihr möglich war, zog sie es wieder heraus, kochte statt seiner eine andere Sache und pflegte das Kind nach bestem Vermögen.

Der Knabe, genannt Tiri, wurde von ihr im geheimen großgezogen und wuchs bald zum Manne empor. Er bewahrte eine große Dankbarkeit gegen seine Befreierin und brachte ihr verstohlenerweise die Beute seiner Jagd. Eines Tages sagte sie zu ihm, eine Paka fresse ihr alle Kürbisse aus ihrer Pflanzung; er solle sie mit Pfeilschüssen töten. Tiri legte sich auf die Lauer, aber er zielte schlecht und schoß der Paka nur den Schwanz ab. — Seit dieser Zeit hat die Paka keinen Schwanz mehr. — Die Paka wandte sich um und sagte zu Tiri: „Du lebst in Frieden mit den Mördern deiner Mutter, und mich, die dir nichts Böses getan hat, willst du töten!" — Bei diesen Worten, die Tiri nicht verstand, bat er das Tier, zu warten und ihm genauere Aufklärungen zu geben. Tiri folgte der Paka zu ihrem Bau, und sie erzählte ihm, daß die Jaguare seinen Vater und seine Mutter getötet hätten. Sie hätten ihn selbst fressen wollen. Seit kurzem hätten sie entdeckt, daß er noch am Leben sei, und wollten ihn nun zu ihrem Sklaven machen. Tiri war überrascht von diesen Enthüllungen, von denen er nicht das geringste gewußt hatte. Voll Wut und angereizt durch die Worte der Paka, beschloß er, den Tod seiner Eltern an ihren Mördern zu rächen. Er wartete, bis die Jaguare einzeln, beladen mit ihrer Jagdbeute, zurückkamen, und durch-

tötete die drei ersten nacheinander mit seinen Pfeilen. Der vierte mit den vier Augen bemerkte den Pfeil und wurde nur verwundet. Er stieg auf den Gipfel der Bäume, um sich zu retten und schrie: „Bäume, Palmen, beschützt mich! Sonne, Sterne, rettet mich! Mond, hilf mir!" — Bei diesen letzten Worten umarmte ihn der Mond und verbarg ihn. Seit der Zeit glauben die Yurakare, ihn im Gestirn der Nacht zu sehen, und die Jaguare sind Nachttiere geworden.
Tiri war mit übernatürlicher Kraft begabt. Als er sah, daß seine Wohltäterin, die Mutter der Jaguare, sehr traurig war über den Tod ihrer Söhne, weil sie nun niemand hatte, der ihr das Feld bebaute, machte er ihr ein sehr großes Feld in einem einzigen Augenblick.
Tiri, obwohl er der Herr der ganzen Natur war, langweilte sich, weil er allein lebte, und wünschte sich sehnlichst einen Freund. Eines Tages stieß er sich heftig an einen Baumstamm und riß sich dabei den Nagel an der großen Zehe aus. Er legte den Nagel in das Loch, über das er zu Fall gekommen war. Da hörte er dicht hinter sich sprechen, und als er sich umwandte, sah er seinen Nagel verwandelt in einen Mann, den er Karu nannte und der sein Vertrauter wurde. Die beiden lebten in inniger Freundschaft miteinander. Sie verbrachten ihre Zeit auf der Jagd.
Eines Tages waren sie bei einem Vogel zum Essen eingeladen. Sie taten Salz in die Speisen. Als der Vogel davon kostete, fand er dieses Gewürz so angenehm, daß die beiden Freunde ihm alles Salz, was sie hatten, überließen. Aber der Vogel kannte nicht die Eigenschaft des Salzes und hatte daher wenig Sorge es zu schützen. Er ließ es im Freien stehen. Ein starker Regen fiel und ließ es schmelzen. — Seitdem haben die Yurakare kein Salz mehr in ihren Wäldern. —
Ein anderes Mal hatte ein anderer Vogel sie eingeladen, Chicha zu trinken. Das Gefäß füllte sich von selbst wieder in demselben Maße, wie man es leerte. Tiri, überrascht, wollte sehen, wo die Flut sich aufhielt und gab dem Gefäß

einen leichten Schlag mit der Gerte. Da strömte die Flüssigkeit in solcher Fülle heraus, daß sie die ganze Erde überschwemmte und seinen Freund hinwegraffte. Als die Erde wieder trocken war, suchte Tiri überall seinen Freund. Endlich fand er seine Knochen und belebte sie wieder.
Die beiden Freunde fühlten sich sehr einsam und empfanden den lebhaften Wunsch, andere Wesen zu sehen, die ihnen ähnlich wären. Zu diesem Zweck verbanden sie sich mit Hokkohühnern. Aus dieser Verbindung wurden von jedem Vogel ein Mann und eine Frau geboren. Die Frauen hatten bei der Geburt die Brüste über den Augen. Tiri mußte sie erst an die Stelle setzen, die sie heute einnehmen. Karus Sohn starb und wurde von seinem Vater beerdigt. Nach einiger Zeit sagte ihm Tiri, er solle gehen und sehen, wo sein Sohn wäre, weil er ihn wieder auferwecken wolle, aber er müsse sich wohl hüten, ihn zu essen. Karu fand auf dem Grabe seines Sohnes nichts weiter als einen Strauch Mani, den er ausriß. Diese Pflanze war bedeckt mit Früchten. Karu war begierig danach und aß sie. In demselben Augenblick ließ sich ein lautes Geräusch hören, und Tiri sagte: „Karu ist ungehorsam gewesen und hat seinen Sohn gegessen. Zur Strafe werden er und alle Menschen sterblich sein, unterworfen allen Arbeiten, allen Leiden.“ —
Kurze Zeit darauf schüttelte er einen Baum, um die Früchte davon zu haben. Es fiel eine Ente herab, und Tiri befahl Karu, sie zu braten und zu essen. Als Karu es getan hatte, sagte er zu ihm: „Diese Ente war dein Sohn, den du gegessen hast.“ — Als Karu dies hörte, bekam er einen solchen Ekel, daß er alles, was er im Magen hatte, wieder von sich gab. Da kamen aus seinem Munde Papageien, Tukane und alle den Yurakare bekannten Vögel.
Tiri und Karu besuchten nun das Jaguarweibchen. Als er ihre blutigen Lippen sah, glaubte Tiri, daß sie Menschen begegnet sei und sie gefressen habe. Er schnitt ihr zuerst das Haar vom Kopfe und wollte sie dann totschlagen, als die Jaguarin bat, sie zu schonen; sie würde ihm auch die Wahr-

heit sagen. Sie hatte in der Tat einen Menschen gefressen, aber einen Menschen, der an dem Bisse einer Schlange gestorben war. Diese Schlange fand sich in einem Loche, das die Jaguarin ihm zeigte. Die Schlange tötete so alle Leute, die diesen Ort verließen. Weil die Jaguarin einen Menschen gefressen hatte, der von einem anderen Tier getötet war, sagte Tiri zu ihr: „Du und deine ganze Sippe, ihr werdet euch jetzt nähren von dem, was die anderen töten werden!" Und er verwandelte sie in den Aasgeier. — Daher haben diese Vögel einen nackten Kopf. — Tiri rief einen Storch und befahl ihm, die Schlange zu greifen und zu töten. Da kamen aus dem Loche die Mansiños, die Solostos, die Quichuas oder Incas, die Chiriguanos und alle anderen Völker, die den Yurakare bekannt sind. Die Erde war bevölkert. Es erschien auch ein Mann, der König aller dieser Völker. Da fürchtete sich Tiri und verschloß das Loch.
Der Ort, von wo das Menschengeschlecht ausgegangen ist, findet sich in der Nähe eines großen Felsens, genannt Mamore, den niemand ersteigen kann und dem sich niemand nähert; so sehr fürchten die Yurakare eine riesige Schlange, die den Eingang bewacht. Er liegt nahe der Vereinigung der Flüsse Sacta und Sore, an den Quellen des Rio Mamore.
Tiri sagte zu diesen Völkern: „Ihr müßt euch teilen und alle Punkte der Erde bevölkern. Deswegen schaffe ich die Zwietracht und mache euch einander zu Feinden." — In demselben Augenblick fielen von der Sonne viele Pfeile herab, mit denen sich besonders die Chiriguanos bewaffneten. Alle diese Völker bekämpften einander lange Zeit, bis Tiri sie beruhigte; aber jeder sonderte sich ab, da er einen Haß gegen die anderen hatte und immer bewahrte.
Nachdem er seine Aufgabe vollbracht hatte, wollte Tiri nicht mehr in diesen Wäldern leben. Er entschloß sich wegzugehen, so weit er könnte, und um zu erfahren, auf welcher Seite die Erde sich am weitesten erstreckte, sandte er nach Osten einen kleinen Vogel, den er aufgezogen hatte. Dieser kam bald zurück, halb entfiedert. Tiri schloß daraus, daß die

Erde auf dieser Seite keine weite Ausdehnung habe. Er sandte ihn nach Norden, und der Vogel kehrte zurück wie das erstemal. Als er ihn aber nach Westen geschickt hatte, blieb der Vogel sehr lange aus und kam zurück mit schönen Federn. Tiri entschloß sich in dieser Richtung zu gehen und verschwand.

Die Yurakare sagen, er sei nicht tot, er werde niemals sterben. Bei seinem Weggange habe er mehrere Leute mit sich geführt, die unsterblich geworden seien wie er und sich immer wieder verjüngten, wenn sie alterten.

103. Warum die Guarayu im Rausch ihre Frauen prügeln

Nachdem Abaangui, der Großvater der Guarayu, die Welt geschaffen hatte, fühlte er Hunger, und um ihn zu befriedigen, schuf er die Yuca, den Mais, die Bananen und andere Früchte. Während diese wuchsen und die Früchte reiften, ernährte er sich mit der Frucht Camaapu. Mit so geringer Speise verbrachte er die ganze Zeit, bis die Yuca reif geworden war. Dann schickte er sein Weib aus, eine große Kiepe voll Yuca zu holen, und lehrte sie, Chicha zu bereiten. Als er annahm, daß der Trank fertig sei, bat er sie, ihm ein wenig davon in einer kleinen Schale zu bringen, damit er ihn versuche. Er versuchte ihn, und da er ihn gut fand, bat er um mehr. Darauf brachte sie ihm eine große Schale voll, die der Großvater mit einem Zug hinuntergoß. Die Frau brachte ihm nun Schalen auf Schalen mit Chicha, und der Großvater trank sie leer, bis er ganz betrunken war. Da nahm er seine Keule, fiel über seine Frau her und prügelte sie fürchterlich. Als sie sich ohne jeden Grund von ihrem Manne so mißhandelt sah, floh sie und verbarg sich im Walde. Bald darauf spürte der Großvater das Bedürfnis, einmal auszutreten, da er aber so betrunken

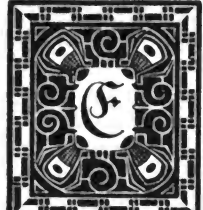
war, torkelte er hin und her und fiel schließlich zu Boden, wo er der Länge nach liegen blieb. Dabei verlor er seine herrliche Federkrone.
Als sein Rausch verflogen war, und er in der Hütte seine Frau nicht fand, ging er hinaus in den Wald und rief laut nach ihr. Auf sein durchdringendes Geschrei kam die Frau hervor, und als der Großvater sie erblickte, sagte er zu ihr: „Wo in aller Welt hast du denn gesteckt, Weib, daß ich dich nicht finden konnte?" Da antwortete ihm die Frau: „Ich bin geflohen vor dir, aus Furcht, du würdest mich töten. Sieh nur," setzte sie hinzu, indem sie ihm ihre Wunden zeigte, „wie du mich gestern in deiner Betrunkenheit zugerichtet hast!" Und er darauf ganz hochmütig: „Wozu bist du denn da, Weib?" „Nun wohl," fuhr er fort, „so wünsche ich, daß auch meine Enkel, wenn sie betrunken sind, ihre Frauen prügeln!"
Er sprach nicht vor tauben Ohren. Seine Enkel, die Guarayu, haben wörtlich den Befehl des Großvaters befolgt. Niemals haben sie einen Rausch, in dem ihnen die Weiber nicht davonlaufen, nachdem sie von ihrem Gatten tüchtige Prügel bekommen haben.

104. Die Pfeilketten

Abaangui, der Großvater der Guarayu, hatte zwei Söhne. Eines Tages schoß ein jeder von ihnen einen Pfeil gen Himmel, so daß er fest im Himmelsgewölbe haften blieb. Darauf schossen sie jeder einen zweiten Pfeil in den ersten und so fort, bis zwei Pfeilketten vom Himmel bis zur Erde reichten. An diesen kletterten sie zum Himmel und blieben dort, verwandelt in Sonne und Mond.

105. Weltuntergang und Raub des Feuers

I



Es war einmal in alten Tagen ein sehr armer Mann, der in den Wäldern umherirrte und keinen festen Wohnsitz hatte. Wenn er in die Dörfer kam, jagte man ihn fort und hetzte die Hunde auf ihn. Als der Mann sah, daß man ihn in keinem Dorfe wohnen lassen wollte, machte er sich eine Jagdhütte. Dort kamen allerlei schöne Vögel zur Hütte, und die meisten wurden bald so zahm, daß er sie fangen konnte. Der Mann dachte: „Gehe ich mit diesen prächtigen Vögeln in ein Dorf, so nimmt man mich vielleicht auf." — Er nahm nun die Vögel und ging in die Dörfer. Alle fanden die Vögel schön, nirgends wollte man ihn aber wohnen lassen. Der Mann ging nach seiner Hütte zurück. Eines Tages kam Anyatunpa in Gestalt eines schönen Vogels zu ihm. Was ist das für ein merkwürdiger Vogel, dachte der Mann. Anyatunpa sagte, er sei gekommen, um ihm zu helfen, und gab ihm ein Paar Flügel.

„Wenn du in ein Dorf kommst, sollst du die Flügel bewegen, und dann donnert es," sagte Anyatunpa. „Wollen sie dich trotzdem nicht wohnen lassen, so erhebe die Flügel!"

Der Mann ging in ein Dorf, wo ein großes Trinkgelage stattfand. Man wollte ihn nicht aufnehmen. Er bewegte die Flügel, und es donnerte. Man glaubte, die Medizinmänner seien es, die donnerten, und kümmerte sich nicht um ihn. Wieder bewegte er die Flügel, und es donnerte. Man glaubte immer noch, es seien die Medizinmänner, die donnerten, und kümmerte sich nicht um ihn. Als er endlich sah, daß man ihn nicht wohnen lassen wollte, sondern ihn fortjagte, erhob er die Flügel, die er verborgen hatte. Da kam ein Sturm, der riß alle fort, außer zwei Knaben und einem Mädchen.

Diese, die nun allein waren, wollten kochen, aber sie hatten kein Feuer. Sie hatten Kürbis und Mais, konnten sie aber

nicht rösten. Da kam ein alter Mann, die Sonne, mit einem Feuerbrand zu ihnen. Er röstete einen Kürbis und aß ihn; als er aber fortging, nahm er das Feuer wieder mit. Er wollte ihnen nichts davon abgeben. Als der Alte das nächste Mal kam, beschlossen sie, ihm das Feuer zu stehlen. Als er an dem mitgebrachten Feuerbrand einen Kürbis röstete, schlug einer der Knaben mit einem Knüttel darauf, so daß die Glut umhersprühte. Der Alte sammelte sie schnell auf. Einen ganz kleinen Funken fanden sie gleichwohl unter einem halben Kürbis, der auf der Erde gelegen hatte. Sie machten nun Feuer an. Huapi (der Webervogel?) sagte zu ihnen, sie sollten das Feuer gut aufbewahren, so daß es niemals ausgehe. Er sagte ihnen auch, sie sollten, wenn das Feuer erlösche, mit dem Tatay, dem Quirlfeuerzeug, Feuer reiben.
Der jüngere Bruder nahm nun seine Schwester zur Frau. Der ältere hatte keine Frau. Sie legten einen Kürbis in eine kleine Hängematte und wiegten sie. Der Kürbis wurde zu einem Mädchen, das bald zu einer Frau emporwuchs. Diese nahm der ältere Bruder zur Frau. Von diesen beiden Frauen stammen alle Chane.

II

Ein Jüngling hatte sich in den Wald begeben und in einer Lache das Bild eines schönen Mädchens gesehen, dem er folgte. Er blieb eine lange Zeit bei ihr, einen Monat, und seine Mutter glaubte schon, er sei tot, und schnitt sich die Haare ab. Sie glaubte, er wäre von einer Schlange gebissen worden oder dergleichen. Eines Tages kam der Sohn jedoch nach Hause und erzählte, daß er ein hübsches Mädchen gefunden und sich mit ihr verheiratet habe. Da sagte ihm die Mutter, er solle sie holen, und braute eine Masse Maisbier, um ihre Ankunft zu feiern.
Der Jüngling kam mit seiner Frau, und sie war hübsch und wohlgekleidet. Während des Festes verwandelte sie sich und wurde sehr häßlich. Hierüber machte die Schwägerin eine Bemerkung, und sie wurde böse und verließ sie und ging

dahin zurück, woher sie gekommen war, indem sie erklärte, sie werde sich rächen. Sie sagte jedoch, man solle erst einen Knaben und ein Mädchen in ein großes Tongefäß setzen. Ein Bruder und eine Schwester wurden zusammen mit den Samen von Mais, Kürbis und Bohnen in ein Tongefäß gesetzt und der Krug gut zugedeckt. Als dies geschehen war, begann es fürchterlich zu regnen, und Häuser und alles wurden mit Wasser bedeckt. Der Krug schwamm jedoch oben. Alle Menschen und Tiere ertranken in dem steigenden Wasser. Lange schwamm das Tongefäß umher, und der Knabe und das Mädchen begannen schon groß zu werden. Dann sank das Wasser. Als sie aber aussteigen wollten, war der Boden noch sumpfig, und sie mußten warten, bis er getrocknet war.

Als sie aus dem Tongefäß kamen, säten sie von den mitgenommenen Samen Mais, Kürbis und Bohnen. Diese reiften in einem halben Monat. Sie hatten kein Feuer. In einiger Entfernung sahen sie Feuer. Es war Toste, ein Watvogel, der an den Flußufern schreitet, der Feuer hatte. Als sie sich dem Feuer näherten, verschwand es jedoch weiterhin.

Der Frosch versprach, ihnen Feuer zu rauben. Er hüpfte zu Tostes Lagerfeuer und setzte sich, vor Kälte bebend, daran, um sich zu wärmen. Von Zeit zu Zeit scharrte er die Glut näher zu sich hin, angeblich, um sich besser zu wärmen, und als niemand es sah, stopfte er einen kleinen Feuerbrand in den Mund und hüpfte davon.

Zu dem Knaben und dem Mädchen hingekommen, machte er Feuer an, und seitdem haben die Chane-Indianer Feuer. Die Schwester und der Bruder, die nun groß geworden waren, verheirateten sich. Sie bauten sich eine Hütte. Das Mädchen bekam Kinder. Als diese Kinder groß waren, verheirateten sie sich miteinander. Von ihren Kindern stammen alle Chane. Von den Kindern des ältesten Knaben stammen die Häuptlinge her.

106. Die Erschaffung der Welt

Es wird erzählt, daß im Anfang ein Tunpa war. Er machte die Erde mit dem Himmel und alle Sterne, die Sonne und den Mond. Es wird erzählt, daß diese Erde nichts trug, daß sie ganz kahl war. Tunpa setzte da allerlei Früchte hinein, um die Armen zu speisen, wie die Caraguata und die Mangara. Es wird erzählt, daß dort eine Algarrobo war, die Mutter aller Bäume. An diesem Baum waren allerlei Früchte. Dieser Baum hat sich in der ganzen Welt vermehrt. Hierauf kam Tunpa, nahm den Mutterbaum mit und ließ die Sprößlinge hier. Es wird erzählt, daß Tunpa die Voreltern von uns und auch die Voreltern der Weißen geschaffen hat. Den Ava und Chane gab Tunpa einen Holzspaten und einen langen geschnitzten Stock, Pfeil und Bogen, ein Schaf, eine Ziege, ein Huhn und einen Hund, damit sie alle diese Tiere vermehrten, und damit sie sich mit diesen Werkzeugen ernährten. Den Weißen gab er Gewehre, ein Pferd, eine Stute und eine Kuh und alle möglichen Werkzeuge aus Eisen, damit sie mit diesen arbeiteten.

Es wird erzählt, daß die kleine Viscacha diese Bäume, die vom Mutterbaum zurückblieben, beaufsichtigte. Sie hatte diese Bäume sehr gut beaufsichtigt; keine einzigen Samen hatte sie fortführen lassen. Sie hatte die Blüten gekostet, sie aber bitter gefunden, bis sie Frucht gaben. Als sie reif waren, säete sie die Samen. Als diese wieder gereift waren, säete sie diese wieder. Im folgenden Jahre hatten sie alle reife Frucht gegeben.

Aguaratunpa war zum Hause der kleinen Viscacha gekommen. Diese war eine alte Frau. Sie bot Aguaratunpa von den Früchten, die sie bewacht hatte, und er fand sie sehr gut. Er fragte, wie sie hießen. Sie erwiderte: „Diese Früchte heißen ‚mä‘.“

Als sie ihm die Früchte anbot, setzte sie sich neben Aguaratunpa, damit er kein einziges Samenkorn mitnähme. Aguaratunpa verbarg in einem hohlen Zahn eines der kleinsten Samenkörner. Als er zu essen aufgehört hatte, reichte ihm die Alte Wasser zum Mundausspülen, damit kein einziges Samenkorn zurückbleibe. Mit dem Finger untersuchte sie Aguaratunpas Mund, konnte aber kein einziges Korn finden. Wieder fragte Aguaratunpa die Frau, wie der Baum heiße, und nahm Abschied. Den Namen des Baumes nennend, setzte er seinen Weg fort. Nicht weit davon fiel Aguaratunpa, vergaß den Namen des Baumes und kehrte zu der Alten zurück, um zu fragen. Darauf setzte er seinen Weg fort. Wieder fiel er, wieder vergaß er den Namen, und wieder kam er zu der Alten zurück, um zu fragen. Da sagte sie: „Du hast etwas Samen mitgenommen," und so untersuchte sie noch einmal seinen Mund, konnte aber nichts finden. Hierauf ging Aguaratunpa weiter, bis er zu einer offenen Ebene kam. Dort säete er den Algarrobosamen, den er mithatte. Dann zog er weit umher. Nach einigen Jahren kam er zurück und fand schon eine große Algarrobopflanze vor. Wieder zog er weit umher. Als er zurückkam, blühte die Algarrobo. Er nahm eine Blüte und kaute sie. Sie war bitter. Wieder zog Aguaratunpa in die Welt hinaus. Als er zu seiner Algarrobo zurückkam, fand er sie voll reifer Früchte. Er nahm eine Frucht auf, die auf die Erde gefallen war, und kostete sie. Sie war süß und gut. Er suchte nun nach jemand, der den Baum für ihn bewachen wollte. Er fragte zuerst einen Käfer; dieser wollte aber nicht. Dann fragte er einen kleinen schwarzen Vogel; der wollte aber auch nicht. Nun fragte er einen anderen Käfer, Tikitikiru, und dieser versprach ihm, den Baum zu bewachen. „Kommt jemand, der von deiner Algarrobo Früchte stehlen will, so will ich singen: ‚Tikitikiru, tikitikiru, ko mä seramatata, tiki, tiki!'" sagte er. Aguaratunpa war noch nicht weit gegangen, da hörte er: „Tikitikiru, tikitikiru, ko mä seramatata, tiki, tiki!" — Aguaratunpa eilte zurück. „Hier sind der Floh, die Zecke und

phot. Erland Nordenskiöld



Sagenerzähler der Chané / Gran Chaco

die Blattschneideameise gewesen und haben Früchte von deiner Algarrobo gestohlen!" sagte Tikitikiru. Die Zecke hatte ein großes Tragnetz mitgehabt, um die Früchte zu tragen, und die Blattschneideameise war auf den Baum geklettert, um sie abzubeißen. Aguaratunpa eilte ihnen nach. Zuerst erreichte er die Ameise. Er trat auf ihre Mitte. Darum sind alle Ameisen so schmal um den Leib. Dann nahm er die Zecke auf und trat mitten auf sie, so daß sie ganz platt wurde. Zuletzt bekam er den Floh und trat auf ihn, glitt aber aus, so daß er ihn seitwärts drückte. Darum sind alle Flöhe klein und zusammengedrückt. Tikitikiru überließ nun Aguaratunpa die Algarrobo, damit er sie selbst bewache. Er spannte seine Hängematte auf und legte sich zur Ruhe. An einem Zweig sah er noch eine Frucht, welche die Diebe zurückgelassen hatten. Aguaratunpa rief nun den Wind herbei, und dieser schüttelte den Zweig, an dem die Algarrobofrucht saß, so daß sie herunterfiel. Die Frucht fiel Aguaratunpa mitten ins Auge. Der Fuchsgott war nun tot.

Bald kamen alle Geier, um von Aguaratunpa zu essen. Sie schickten den Kolibri, um ihren großen Häuptling, den weißen Kondor, Ururuti, zu holen, damit dieser von Aguaratunpa esse.

„Hütet euch, er ist nicht tot; er stellt sich nur tot, um unsern großen Häuptling zu fangen," sagte einer der Geier.

„Gewiß ist er tot," sagte die Fliege und kroch unter dem Schwanz des Fuchsgottes hinein und aus einem Nasenloch heraus, durch das andere hinein und so unter dem Schwanz wieder heraus.

„Er ist nicht tot," sagte der Geier.

„Er ist tot," sagte die Fliege und legte Eier in Aguaratunpas Augen, so daß sie voll Würmer waren. Als der weiße Kondor kam, näherte er sich Aguaratunpa, um zu essen.

„Hüte dich, er ist nicht tot," sagte der Geier.

„Er ist tot," sagte die Fliege und kroch wieder unter Aguaratunpas Schwanz hinein und durch das eine Nasenloch her-

aus, durch das andere hinein und dann unter dem Schwanze wieder heraus.
Der weiße Kondor begann nun von Aguaratunpa zu essen. Dieser fuhr auf, nahm ihn gefangen und band ihn mit einer Kette von Silber.
„Eine Herde Pferde will ich dir geben, wenn du mir die Freiheit schenkst," sagte der weiße Kondor.
„Ich habe so viele Pferde, daß ich nicht mehr brauche," sagte Aguaratunpa.
„Ich will dir große Felder geben, wenn du mir die Freiheit schenkst," sagte der weiße Kondor.
„Ich habe so viele Felder, daß ich nicht mehr brauche," sagte Aguaratunpa.
„Ich will dir meine beiden Töchter zu Frauen geben und ein Haus, in dem du wohnen kannst, wenn du mir die Freiheit schenkst," sagte der weiße Kondor.
„Ich brauche deine Töchter nicht, denn ich habe in allen Dörfern Frauen," sagte Aguaratunpa.
„Ich will ein ganzes Haus mit silbernen Schalen füllen und es dir geben, wenn du mir die Freiheit schenkst," sagte der weiße Kondor.
„Ich habe so viel Silber, wie ich brauche," sagte Aguaratunpa, „und ich habe dich gefangen, um dich zu töten. Kannst du mir aber den weißen Gummiball schenken, damit ich damit spielen kann, so will ich dir die Freiheit schenken," sagte Aguaratunpa.
An eine lange silberne Kette gebunden, flog Ururuti, um den weißen Gummiball zu holen. Als Aguaratunpa ihn bekam, schenkte er dem weißen Kondor die Freiheit. Der Strauß und die Fledermaus spielten Ball. Der eine warf den Ball, fing ihn mit dem Kopf auf und stieß ihn dem anderen zu, der ihn wieder mit dem Kopfe auffing und zurückstieß. Als der Ball durch die Luft flog, fing der weiße Kondor ihn auf und verschwand. Aguaratunpa schickte nun einen Vogel, um den schwarzen Gummiball zu holen, und das ganze Dorf spielte. Mit dem Strauß spielte Aguara-

tunpa. Mitten im Spiel tauschte er den Ball gegen einen Stein aus und warf ihn. Der Strauß fing ihn mit dem Kopf und fiel tot nieder. Als er wieder lebendig wurde, hatte er einen plattgedrückten Kopf, wie jetzt alle Strauße. Mit dem schwarzen Gummiball verschwand die Fledermaus.
Nun ist die Geschichte aus.

107. Tatutunpas und Aguaratunpas Verheiratung

Es wird erzählt, dort war einmal ein großer Häuptling, Chiqueri, und dort waren auch Tatutunpa und Aguaratunpa. Sie lebten alle weit, weit fort von hier. Am weitesten wohnte der große Häuptling. Dieser hatte Tatutunpa kommen lassen, um ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Tatutunpa kannte viele Künste, und Aguaratunpa kannte auch viele Künste.
Tatutunpa machte sich auf den Weg. Er ging ganz langsam und wartete an vielen Stellen. Wo er Feuer anmachte, wuchs hohes Gras. Zwei bis drei Tage, nachdem Tatutunpa sein Haus verlassen hatte, kam Aguaratunpa und fragte, wohin Tatutunpa gegangen sei. Man sagte ihm, Tatutunpa sei zu dem großen Häuptling gegangen. Aguaratunpa folgte ihm nun und traf ihn nicht weit davon. Bevor sie ankamen, fanden sie eine Pflanze namens Ihuahuasu am Wege. Aguaratunpa sagte zu Tatutunpa, er solle die Früchte abpflücken, damit sie sie essen könnten. Er ging in den Wald unter die Pflanze. Bevor noch Tatutunpa eine der Früchte hatte berühren können, schüttelte Aguaratunpa die Pflanze, so daß alle Früchte auf Tatutunpa fielen. Dieser, der jung und hübsch war, wurde nun einäugig und alt. Nun war Aguaratunpa der jüngere und schönere von beiden. Sie setzten ihren

Weg zu dem großen Häuptling fort. Tatutunpa hatte eine Halskette, die Aguaratunpa ihm, bevor sie ankamen, abgelockt hatte.

Der große Häuptling glaubte, Tatutunpa, der alt und häßlich war, sei Aguaratunpa und dieser Tatutunpa. Er gab dem ersteren seine schönste Tochter zur Frau und dem letzteren gab er eine seiner allerhäßlichsten, die auch einäugig wie er war.

Aguaratunpa begann zu arbeiten, um den Acker zu roden und zu säen. Während er arbeitete, band er sein langes Haar auf. Als er von der Arbeit kam, war er ganz schmutzig. Tatutunpa tat nichts. Er lag den ganzen Tag neben seiner Frau und flötete auf einer runden Holzpfeife. Als seine Schwiegermutter sah, daß er nicht arbeitete, sagte sie: „Dieser Mann denkt gar nicht an seine Familie."

Da er dies hörte und wußte, daß Aguaratunpa schon viel gearbeitet hatte, fragte er seine Frau, ob ihr Vater keinen alten Acker habe, den er bebauen könne. Da sagte die Schwiegermutter zu ihrer Tochter: „Warum fragt jener Mann nach einem Acker, er, der so faul ist? Besser wäre es, wenn Aguaratunpa, der arbeitet, danach fragte."

Tatutunpa ging mit seinem Stock und seiner Frau nach dem alten Acker des Häuptlings. Er ging auf den großen, wüsten Acker, grub ein wenig Erde auf, hob einen Erdklumpen auf und warf ihn in die Luft. Der Erdklumpen fiel nieder und zerbröckelte in viele Stücke. „Diese Erde ist nichts wert," sagte er und fragte seine Frau, ob nicht irgendwo eine große Ebene sei, die er bebauen könnte. Sie sagte, es gäbe eine große Ebene. Sie begaben sich dorthin und gingen mitten auf die Ebene. Tatutunpa grub ein wenig Erde auf, warf wieder einen Erdklumpen in die Luft; dieser ging aber nicht entzwei, sondern fiel ganz nieder. Er sagte zu seiner Frau, diese Erde lasse sich sehr gut bearbeiten. Sie gingen nach Hause.

Am anderen Morgen begab sich der alte Tatutunpa mit seinem Spaten nach der Ebene, wo er ein wenig gegraben

hatte, und steckte ihn in den Boden. In ganz kurzer Zeit wurde die ganze große Ebene ganz allein von dem Spaten gereinigt. Tatutunpa rief nun den Wind herbei, der mit großer Stärke kam und alles schlechte Zeug wegblies. Nur das Allerfeinste war stehengeblieben. Hierauf rief er den Wirbelwind, der den Acker ganz frei fegte. Tatutunpa bat die Papageien um Samen, sie kamen aber mit untauglichen Samenkörnern, die alle entzwei waren. Als er sah, daß diese Samen nichts taugten, bat er die Enten und Tauben und die ganz kleinen Tauben, sie möchten mit allerlei Samen kommen, und diese taten es auch. Sie säeten sogar selbst. Als die Saat beendet war, begab sich Tatutunpa auf dem Wege, der nach seinem Hause führte, heim. Er war noch nicht weit gekommen, da drehte er sich um, um nach seinem Acker zu sehen. Er sah, daß die Pflanzen schon zu keimen begannen. Wieder ging er ein Stück und wendete sich wieder um, um nach seinem Acker zu sehen. Die Pflanzen waren schon groß. Wieder ging er weiter und drehte sich wieder um. Da fand er seinen Acker schon in Blüte. In der Nähe seines Hauses wandte sich Tatutunpa wieder um, um nach seinem Acker zu sehen und fand, daß alles, was er gesäet hatte, schon reife Früchte trug.

Bei Aguaratunpa, der so fleißig gearbeitet hatte, war noch nichts reif oder in Blüte.

Am folgenden Tage sagte Tatutunpa zu seiner Frau: „Wir wollen gehen, um nach unserem Acker zu sehen.“ Sie gingen nach dem Acker, und die Frau sah, daß alle Früchte reif waren. Tatutunpa gebot ihr, ein Feuer anzumachen, um Mais und alle anderen Früchte zu rösten. Er sagte ihr, sie solle einen Maiskolben, zwei Bohnen und einen Kürbis ausgraben, aber nicht mehr. Nicht einmal dies vermochten sie aufzuessen.

Danach gingen sie nach Hause und sagten zu der Alten, sie solle mit ihnen kommen und alles abernten, was sie zu essen wünsche. Die Alte glaubte ihnen nicht, sondern nahm an, sie hätten gestohlen. Sie konnte nicht glauben, daß sie

etwas zu ernten hätten, da sie nicht gearbeitet hatten. „Ich gehe lieber zu meiner anderen Tochter, die fleißig gearbeitet hat," sagte die Alte.
Aguaratunpa begab sich nun zu Tatutunpas Acker und stahl Kürbisse, die er nach seiner Anpflanzung brachte. Mit Stäbchen und Dornen befestigte er die Kürbisse an den halbgewachsenen Kürbisstengeln. In der Dämmerung kehrte er heim und sagte zu seiner Frau, sie solle ihre Mutter bitten, in seinem Acker Kürbisse zu ernten. Die Tochter ging zu ihrer Mutter und sagte: „Wir wollen nach dem Acker gehen, um Kürbisse zu holen." Vergnügt machte die Alte sich auf den Weg, denn sie hatte gesehen, daß sie viel gearbeitet hatten, und sie glaubte ihrer Tochter. Sie gingen, fanden aber nicht mehr Kürbisse, als sie in einer Getreideschwinge einernten konnte.
Am folgenden Tage bat wieder Tatutunpas Frau ihre Mutter, mit aufs Feld zu kommen. Die Alte glaubte ihr gar nicht; als aber der Alte, ihr Mann, sah, daß sie so hartnäckig waren, befahl er ihr zu gehen. Ärgerlich machte sich die Alte auf den Weg. Tatutunpa ging vor ihr, auf seiner Pfeife flötend. Als sie auf den Acker kamen, sah die Alte, daß er voll von allerlei Früchten, Mais, Kürbissen, Bohnen und Kalabassen war. Die Alte wurde sehr vergnügt; sie konnte ihre Freude kaum mäßigen.
Als sie nach dem Ackerrain kam, sah sie eine gewaltige Kalabasse und sagte zu ihrer Tochter, diese wünsche sie für sich. Während sie plauderten, fiel die Kalabasse auf die Alte. Diese fiel hin und konnte sich infolge der schweren Kalabasse, die sie drückte, kaum bewegen. Die Tochter kam ihr zu Hilfe und versuchte, die Kalabasse zu heben; sie vermochte es aber nicht. Sie rief ihrem Manne zu, er solle kommen und ihr helfen. Dieser blieb jedoch eine lange Weile fort und erst als die Alte dem Tode nahe war, kam er, hob die Kalabasse auf und setzte sie wieder an ihrem alten Platz fest. Die halbtote Alte hob er auf.
Als sie sich nach einem Weilchen erholt hatte, sahen sie sich

weiter den Acker an. Die Alte wollte einen Maiskolben abbrechen. Tatutunpa sagte ihr, sie solle seinen Acker schonen und nur den Kolben abbrechen. Sie erntete nun zwei Maiskolben und zwei von allen anderen Früchten, ohne etwas zu zerstören. Alles, was sie abgeerntet hatte, setzte sofort wieder reife Früchte an. Mit den Früchten beladen ging sie nach Hause. Sie erzählte ihrem Manne, daß Tatutunpa schon einen großen Acker habe. „Das ist somit der Tatutunpa, den wir haben kommen lassen," sagte der Alte. „Aguaratunpa hat uns betrogen."

Am folgenden Tag sagte Tatutunpa zu seiner Frau: „Wir wollen nach unserem Acker gehen." Sie gingen dorthin. Er grub nun ein Loch, in dem er ein Feuer machte. Als das Loch richtig warm, richtig rot war, nahm er eine sehr große Kalabasse und kroch in diese hinein. Er bat seine Frau, die Kalabasse zuzustopfen, in die warme Grube zu legen und sie, wenn er pfeife, umzudrehen, damit er hinaus könne. Die Frau tat so, wie er gesagt hatte. Als er pfiff, drehte sie die Kalabasse um, und Tatutunpa kam heraus, schön und jung, mit allen seinen alten Schmucksachen geschmückt.

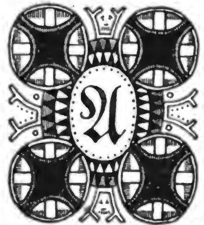
Nach einem Weilchen wärmte Tatutunpa die Grube wieder, und seine Frau kroch in die Kalabasse. Er bedeckte diese und warf sie in die Grube. Als sie pfiff, drehte er die Kalabasse um. Jung und schön kam sie heraus.

Sie kehrten nach Hause zurück und nahmen ein Quebracho-Stäbchen mit, um damit Feuer anzumachen. Als sie nach Hause kamen, war die Alte mit dem Brauen von Maisbier beschäftigt.

„In dieser Nacht wird es sehr kalt, und deshalb habe ich dieses Stäbchen mitgenommen, damit wir etwas haben, woran wir uns wärmen können," sagte Tatutunpa. Aguaratunpa hatte viel Tartago-Holz mit nach Hause genommen, es reichte aber nicht die ganze Nacht. Mitten in der Nacht war das Holz zu Ende. Er ging zur Feuerstätte seiner Schwiegermutter, die beim Maisbierkochen war. Als die Alte sah, daß ein Fuchs sich zu ihrem Feuer schlich, steckte

sie ein Stück Holz in Aguaratunpas Hinteren. Mit dem Holz im Hinteren sprang er davon, für immer in einen Fuchs verwandelt.

108. Wie Aguaratunpa seinen Bruder nach dem Himmelsgewölbe schickte



guaratunpa lebte mit seinem Bruder zusammen. In einem Korb hatte er zwei kleine Papageien. Eines Tages flogen sie nach einem Acker, wo sie Mais aßen. Als sie nach Hause kamen, hatte der eine Maismehl um den Schnabel. „Woher hast du das?" fragte Aguaratunpa. „Von einem Acker weit hinten, wo die Sonne untergeht," sagten die Papageien.

Am folgenden Tag schickte Aguaratunpa die Papageien fort. Wohin sie flogen, dahin folgte er ihnen. Als er hinkam, brach er Mais ab. Da kam der Besitzer des Ackers und sah, daß jemand Mais gestohlen hatte. Aguaratunpa verbarg sich; der Besitzer fand ihn aber, da er sich, als er den Mais abbrechen wollte, in Hände und Füße geschnitten und überall Blutspuren hinterlassen hatte.

Der Besitzer sagte zu Aguaratunpa: „Warum hast du mir Mais gestohlen? Hättest du mich darum gebeten, so hätte ich ihn dir gegeben." Er brach viele Maiskolben ab und belud Aguaratunpa damit, der sie nach Hause brachte. Er legte sie neben die Tür.

Als er am folgenden Morgen erwachte, hatte der kleine Haufen sich in einen großen verwandelt, der bis an das Dach reichte.

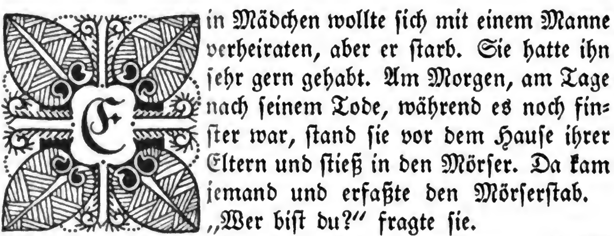
Aguaratunpas Bruder fragte ihn, woher er den Mais habe. „Es ist weit weg," sagte Aguaratunpa. „Es gibt keinen Weg, und du kannst dich nicht hinfinden."

Der Bruder machte sich aber doch auf den Weg und kam

an den Acker, wo er Kürbis fand, von dem er aß. Dieser war vergiftet, und er starb. Tot fand Aguaratunpa ihn. Er sagte, er wolle ihn wieder lebendig machen. Aguaratunpa nahm eine Pflanze, Ihuahuasu. Mit dieser schlug er ihn. Er sprang über ihn, zuerst gerade über den Körper, dann vom Kopf bis zum Schwanz.
Der Bruder wurde wieder lebendig und sagte: „Ich habe lange geschlafen.“ — „Du hast nicht geschlafen, du bist tot gewesen,“ sagte Aguaratunpa. Dieser schickte den Bruder zum Himmel. Wenn es donnert, dann geht der Bruder Aguaratunpas spazieren.

109. Die Frau, die ihrem Manne nach Aguararenta folgte

I



Ein Mädchen wollte sich mit einem Manne verheiraten, aber er starb. Sie hatte ihn sehr gern gehabt. Am Morgen, am Tage nach seinem Tode, während es noch finster war, stand sie vor dem Hause ihrer Eltern und stieß in den Mörser. Da kam jemand und erfaßte den Mörserstab.
„Wer bist du?“ fragte sie.
„Ich bin es,“ sagte er. Es war ihr toter Mann. „Willst du mitkommen?“
„Ja,“ sagte sie, da sie ihn sehr liebte.
Er begab sich nun fort in der Richtung, wo die Sonne aufgeht. Sein Gesicht war verhüllt, damit niemand es sähe. Sie ging hinter ihm her. Sie gingen durch den Wald; sie gingen über die Pampas und wieder durch den Wald. Am Tage schlief er, und des Nachts war er wach.
Als der Vater seine Tochter vermißte, ging er, um sie zu suchen. Er folgte ihren Spuren. Vor diesen ging eine Fuchsspur. „Anya hat meine Tochter genommen,“ sagte der Vater. Zuletzt fand er sie tot am Wege. Er machte sie je-

doch wieder lebendig und brachte sie nach Hause. Als sie über die Pampas gingen, sahen sie einen Fuchs umherstreifen. Am folgenden Tage starb sie. Der Vater weinte. Da kam Ururuti, der weiße Kondor, und sagte, er solle nicht klagen. Ururuti nahm ihn auf den Rücken und flog mit ihm nach Aguararenta.

In Aguararenta schlief man am Tage und war wach des Nachts. Als der Vater dorthin kam, trank man Maisbier. Ururuti brachte ihn nach dem Hause seines Schwiegersohnes. Er redete seine Tochter an, aber er bekam keine Antwort. Er ging nun zu Ururuti, der ihn nach Hause brachte. Weder er noch seine Frau beweinten die tote Tochter.

Am folgenden Tage starb der Vater.

II

Es war eine Frau, deren Mann gestorben war. In der Nacht kam er zu ihr in der Gestalt eines Mannes und schlief bei ihr. Er bat sie, mit ihm nach seinem Dorfe Aguararenta zu kommen. Sie folgte ihm. Als sie unweit des Dorfes kamen, hörten sie Gesang und Tanz. Sie ging mit ihrem Manne nach dem Marktplatz, wo ein großes Trinkgelage stattfand. Sie sah dort viele Tote, die sie kannte. Die Toten hatten jedoch Angst vor ihr und hielten sich fern von ihr. Sie blieb dort, bis es Morgen wurde. Da verschwanden alle Hütten, und sie befand sich auf einer Ebene voll Fuchsspuren. Ihr Mann verwandelte sich in eine Ratte. Sie blieb dort den ganzen Tag, auf dem Stamm einer Algarrobo sitzend. Als es finster wurde, kamen die Menschen wieder, und es fand dort ein großes Trinkgelage statt. Am Morgen sagten die Toten: „Ich gehe als Baumstamm; ich gehe als Ratte; ich gehe als Geier; ich gehe als Fuchs; ich gehe als Fledermaus" usw. — Sie kehrte nach Hause zurück. Ihr Mann sagte, er werde kommen, um sie zu holen. Nach drei Tagen war sie tot. Sie war ihrem Manne nach Aguararenta gefolgt.

110. Der Fuchs und der Jaguar

Der Fuchs traf den Jaguar in seinem Acker. Dieser war mit Säen beschäftigt.

„Willst du, daß ich dir helfen soll, Onkel?" sagte der Fuchs.

„Ja, Neffe. Ich will mir die Grabstöcke holen," sagte der Jaguar.

„Das will ich," sagte der Fuchs und ging zur Hütte des Jaguars.

Als er dorthin gekommen war, sagte er zur Frau des Jaguars: „Ich schäme mich, dir mein Anliegen zu sagen."

„Wieso?" sagte sie.

„Ja," sagte der Fuchs, „der Jaguar hat mich hierher geschickt, damit ich bei dir und deinen beiden Töchtern schlafe." — Das glaubte die Frau des Jaguars nicht.

„Ja, es ist wahr," sagte der Fuchs. „Du sollst hören, was er sagt," und nun rief er: „Soll ich sie alle nehmen?"

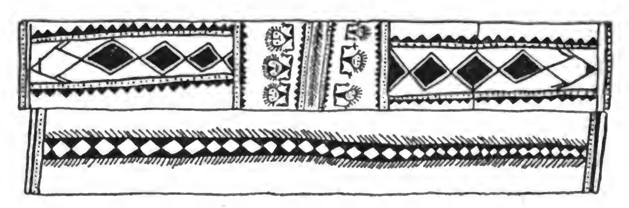
„Alle," rief der Jaguar als Antwort.

Der Fuchs schlief nun zuerst bei der Frau des Jaguars und dann bei der ältesten Tochter und dann bei der jüngeren. Darauf ging der Fuchs weg. Er lief im Grase, damit die Spuren nicht sichtbar wären. Er sprang auf einen langen Holzstamm. Zuletzt kam er an einen Pfuhl. Er tauchte unter und kam an der anderen Seite wieder herauf. Er lief, was er laufen konnte, bis er zu einem Baum mit dornigem Stamm kam. Er kroch an diesem hinauf und legte sich schlafen. „Hier will ich liegen und von der Frau und den Töchtern des Jaguars träumen, bei denen ich geschlafen habe," sagte der Fuchs. Er legte sich hin und schlief ein.

Als der Jaguar merkte, daß der Fuchs nicht mit den Grabhölzern kam, dachte er: „Ich will doch nachsehen, was aus dem Fuchs geworden ist. Der Fuchs ist doch ein Schwindler."

Als der Jaguar nach seinem Hause kam, sagte seine Frau zu

ihm: „Wie kannst du so grausam sein und den Fuchs herschicken, daß er bei uns schlafe?"
Ergrimmt machte sich der Jaguar auf den Weg, um den Fuchs zu suchen. Er folgte seinen Spuren und kam zu dem Pfuhl, wo die Spuren des Fuchses ein Ende nahmen. Überall suchte er ihn. Schließlich verstand er, daß der Fuchs in den Pfuhl getaucht war. Der Jaguar tauchte nun auch nieder und fand die Spuren des Fuchses auf der anderen Seite. Er folgte ihnen und kam zu dem Baum. Überall um den Baum suchte er die Fortsetzung der Spuren, fand sie aber nicht. Da blickte er auf und sah den Fuchs, der schlief. Er kletterte hinauf, brach vorsichtig einen Zweig ab und kitzelte den Fuchs in den Nasenlöchern. Dieser nieste, wischte sich die Nase und sagte: „Können die Moskitos mich nicht in Ruhe lassen, wo ich gerade von der Frau und den Töchtern des Jaguars träume, bei denen ich geschlafen habe!"
Nun kitzelte ihn der Jaguar etwas kräftiger, und der Fuchs erwachte. Der Jaguar machte sich bereit, ihn zu packen.
Der Fuchs kroch zusammen, und da der Jaguar zögerte, ihn zu fassen, sprang er mit einem Satz zur Erde und begann zu laufen, alles was er laufen konnte. Der Jaguar verfolgte ihn. Schließlich ermattete der Fuchs jedoch, und der Jaguar fing ihn und verschluckte ihn. Der Fuchs wurde im Magen des Jaguars wieder lebendig. Dieser brach ihn aus. Der Jaguar fraß den Fuchs wieder auf; dieser wurde aber wieder in seinem Magen lebendig und wieder ausgeworfen. Wiederum fraß der Jaguar den Fuchs auf, der wieder lebendig wurde usw.



111. Wie die Schildkröte den Jaguar tötete



Es war einmal ein großes Trinkgelage. Dort waren Aguaratunpa, die Schildkröte und das Kugelgürteltier. Der kleine Sohn der Schildkröte weinte. Als man ihn fragte, warum er weine, sagte er, er wolle die Krallen des Jaguars haben, um damit zu spielen. Die Frau der Schildkröte sagte zu ihrem Manne, er solle die Krallen des Jaguars holen, damit der Kleine damit spielen könne.

Die Schildkröte machte sich auf den Weg und kam zu einem Stamm Samuo mit großen, scharfen Dornen. Dort blieb sie stehen und wartete auf den Jaguar. In der Entfernung hörte sie sein Brüllen. Der Jaguar kam, immer brüllend, näher und fand die Schildkröte am Fuße des Baumes.

„Was tust du hier?" sagte der Jaguar.

„Ich spiele," sagte die Schildkröte.

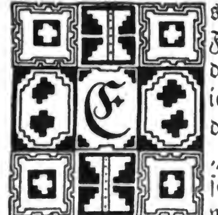
„Wie geht das zu?" sagte der Jaguar.

„Ich klettere auf den Samuo hinauf, und dann rolle ich herunter," sagte die Schildkröte.

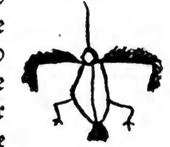
„Laß mich sehen!" sagte der Jaguar, der Lust hatte, die Schildkröte aufzufressen.

Diese kletterte am Stamme bis zum Gipfel hinauf und rollte herab, ohne sich zu beschädigen. Dies machte dem Jaguar Spaß, und die Schildkröte mußte wieder hinaufklettern. Wieder rollte sie herunter, ohne sich zu beschädigen. Der Jaguar wollte es auch versuchen. Er kletterte hinauf und rollte herunter, riß sich aber an den Dornen alle seine Eingeweide auf und starb.

112. Die Liebesgeschichte des Kolibri



Es waren zwei Mädchen, die Kolibri die Flöte spielen hörten. Er spielte so schön, daß eins der Mädchen sagte: „Ihn will ich zum Manne haben!“ — Sie suchte den Kolibri auf und schlief bei ihm. „Wir wollen in mein Haus gehen!“ sagte der Kolibri. Als sie dorthin kamen, war es so klein, daß das Mädchen keinen Platz fand. Sie ging deshalb in ihr Dorf zurück.
Am Abend kam der Kolibri vor das Dorf und spielte Flöte, um sie zu locken. Das Mädchen lauschte und sagte: „Der Kolibri ist's, der spielt.“ Sie ging aber nicht mehr zu ihm. Jeden Abend kam der Kolibri vor das Dorf und spielte seine schönsten Weisen, das Mädchen aber wollte nicht mit ihm gehen, der eine so kleine Hütte hatte.



113. Wettlauf zwischen Zecke und Strauß



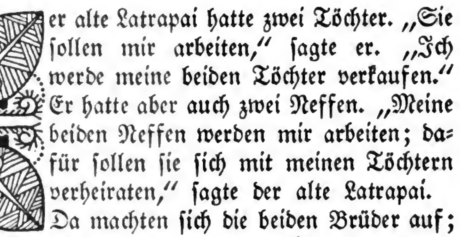
Die Zecke und der Strauß wollten einen Wettlauf veranstalten, um zu sehen, wer am besten laufen konnte. Als sie zu laufen begannen, hüpfte die Zecke auf den Strauß und biß sich in den Augenwinkeln fest.
Als der Strauß eine Strecke gelaufen war, schielte er nach der Seite, um zu sehen, ob die Zecke auch mit war. Da sie in dem Augenwinkel war, sah er sie an seiner Seite.
Der Strauß beeilte sich. Als er ein Stückchen gelaufen war, schielte er wieder zur Seite und sah, daß die Zecke noch an seiner Seite war.
Der Strauß lief aus Leibeskräften. Als er dem Ziele ganz

nahe war, hüpfte die Zecke von dem Augenwinkel und kam als erste an.
Die Zecke hatte den Wettlauf gewonnen.

114. Das Mädchen, das der Kondor raubte

Es war einmal ein Mädchen, das hütete die Schafe. Da kam ein Kondor und entführte sie in seine Grotte. Dort war sie zwei Jahre lang. Eines Tages begab sich der Kondor zusammen mit dem Fuchs hinweg, um seiner Frau Fleisch zu holen. Da hörte er einen Vogel, Pitchatanca, etwas rufen.
„Was sagt er?" sagte der Kondor zu dem Fuchs.
„Er sagt, du sollest dich beeilen, das Fleisch zu holen."
Das war nicht wahr. Der Pitchatanca hatte gerufen: „Sie entführen dein Mädchen."
Noch einmal rief der Pitchatanca:
„Sie entführen dein Mädchen."
Es waren nämlich der Vater und die Mutter des Mädchens, die gekommen waren, um sie zu holen.
„Was sagt er?" sagte wieder der Kondor zu dem Fuchs.
„Du sollst dich beeilen, das Fleisch nach Hause zu bringen," sagte der Fuchs.
Noch einmal rief der Pitchatanca:
„Sie sind dabei, dein Mädchen zu entführen."
„Was sagt er?" sagte der Kondor.
„Er sagte, daß sie dein Mädchen entführen," sagte der Fuchs.
Der Kondor eilte ihnen nach. Als sie den Kondor kommen sahen, stülpten sie ein Tongefäß über das Mädchen. Der Kondor packte einen Zeugfetzen, den er Stück für Stück zerriß, und dann flog er weit weg. Der Vater und die Mutter hoben das Tongefäß auf, fanden aber nur einen Haufen Knochen. Da fingen sie an, sich zu schlagen, und dabei stürzten sie einen steilen Abhang herunter und fielen sich beide zu Tode.

115. Der alte Latrapai



Der alte Latrapai hatte zwei Töchter. „Sie sollen mir arbeiten," sagte er. „Ich werde meine beiden Töchter verkaufen." Er hatte aber auch zwei Neffen. „Meine beiden Neffen werden mir arbeiten; dafür sollen sie sich mit meinen Töchtern verheiraten," sagte der alte Latrapai.

Da machten sich die beiden Brüder auf; der eine hieß Konkel, der andere Pediu; und sie kamen beide an. Da wurden ihre beiden Sitze ganz mit Nadeln gespickt.

„Wenn ihr mir beide arbeitet, meine Söhne, so will ich euch meine beiden Töchter geben," sagte er zu ihnen.

„Gut!" sagten sie, „was sollen wir arbeiten?"

„Fällt mir meine uralten Kerneichen," sagte der alte Latrapai und gab ihnen zwei schlechte Axte. „Mit einem Streich müßt ihr die Kerneichen umhauen."

Sie gingen hin, und man zeigte ihnen die hohen Kerneichen. Und sie hieben darauf los, um die Bäume mit einem Streich zu fällen. Da zerbrachen die beiden Axte, die ihnen der Alte gegeben hatte. Nun gingen sie zu ihm und sagten: „Unsere beiden Axte sind zerbrochen; jetzt werden wir mit unseren eigenen Axten arbeiten."

„Mir ist's recht," antwortete der alte Latrapai.

Da gingen sie zu einer hohen Eiche und sagten: „Hier werden wir die Axte herbeirufen." Und sie schauten beide nach oben.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

„Sei uns gnädig, Herrscher der Menschen, wirf uns zwei Axte herab, die auf einen Streich fällen!" so riefen sie.

Da erdröhnten ganz hoch oben die Axte des Pillan.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

Da erdröhnten in halber Höhe die Axte des Pillan.
„Sei uns gnädig, Herrscher der Menschen, wirf uns die Axte herab!“
Abermals riefen sie:

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!“

Da erdröhnten in geringer Entfernung die Axte des Pillan.
„Sei uns gnädig, Herrscher der Menschen; wirf uns unsere Axte herab!“ sagten sie wiederum.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!“

Da kamen die Axte des Pillan herab, und sie erdröhnten im Wipfel der Eiche. Und Konkel und Pediu ergriffen die beiden Axte und gingen hin, um die Kerneichen zu fällen. Sie kamen an und fällten die Kerneichen. Auf einen Streich taten sie es und warfen die Kerneichen nieder. Da fällten sie alle die Kerneichen, immer auf je einen Streich eine Kerneiche. So vollendeten sie ihre Arbeit und wollten ihre Frauen heimführen.
„Ehe ihr euch mit meinen Töchtern verheiratet, müßt ihr mir die uralten wilden Stiere erjagen,“ sagte der alte Latrapai.
„Gut,“ sagten die beiden Männer. Da führte man sie zu den wilden Stieren. So wie sie ankamen, erjagten sie alle die wilden Stiere. Darauf kehrten sie nach Hause zurück und machten Hochzeit.
Kurze Zeit darauf sprach der alte Latrapai: „Sie werden mir auch meine Strauße und Huanakos erjagen.“
„Gut,“ sagten sie, und man führte die beiden Männer zu den Straußen und Huanakos; der Fuchs führte sie und so kamen sie zu den Straußen und Huanakos. Der Fuchs aber lief so schnell wie ein Pferd. „Ei, Fuchs,“ sagten sie zu ihm, „dein Pferd rennt gut.“ — „Ja, mein Pferd ist gut,“ antwortete er.
Als sie nun angekommen waren, da jagte der Fuchs den

Straußen nach, aber er konnte keinen einzigen erreichen. Da kehrte der Fuchs wieder um und ließ die beiden Männer dort allein zurück. So kam er wieder bei dem alten Latrapai an.

„Hast du die beiden Männer dort gelassen?" fragte man ihn.

„Ja, ich habe sie dort gelassen," antwortete er.

Zwei Tage später wurden Boten nach ihnen ausgeschickt.

„Sind denn meine Neffen noch nicht angekommen?" sagte der alte Latrapai. „Geh einmal hin und sieh zu, ob die beiden noch nicht ankommen," sagte er zum Fuchs.

Da machte sich der Fuchs auf und kam zu den beiden Frauen.

„Sind eure beiden Männer angekommen?" fragte er sie.

„Nein, sie sind nicht angekommen," war die Antwort.

Da machte sich der Fuchs wiederum auf und kam zum alten Latrapai. „Sie sind wirklich noch nicht angekommen?" sagte er ihm.

Kurze Zeit darauf wurde wieder Botschaft ausgesandt. Wiederum machte sich der Fuchs auf. „Sind eure Männer angekommen?" fragte er. „Nein, sie sind noch nicht angekommen," antworteten die beiden Frauen. Da kehrte der Fuchs wieder um und kam zum alten Latrapai. „Sie sind nicht angekommen," sagte er. „Dann wollen wir sogleich die beiden Frauen, meine beiden Töchter, töten," war die Antwort.

Als nun der Fuchs wieder als Bote geschickt werden sollte, stellte er sich lahm.

„Gleich geh' und töte die beiden Frauen," sagte man zu ihm. „Ich bin lahm," antwortete er. „Geh' nur hin, du kannst ja langsam gehen," sagte der Alte. Da machte sich der Fuchs auf.

Unterwegs fing der Fuchs an zu singen:

„Spindelgleich hüpft auf und ab mein Fuß;
Solchen Boten schickt der alte Latrapai.
Spindelgleich hüpft auf und ab mein Fuß;
Solchen Boten schickt der alte Latrapai."

So sang der Fuchs. Darauf kam er bei den beiden Frauen an und tötete sie; in gleicher Weise tötete er beide. Mit dem Gesicht nach unten ließ er sie liegen.

Eine Zeit darauf kehrten die beiden Männer zurück. Mit dem Gesicht nach unten lagen die beiden Frauen. Als die beiden Männer nun ankamen, da sagte jeder von ihnen: „Ei, zum Donnerwetter, da liegen die beiden und schlafen und schlafen." Da prügelte jeder seine Frau, aber die Frauen rührten sich nicht. Da drehten sie ihre Frauen auf den Rücken und erkannten, daß die Frauen tot waren, und begannen gar sehr zu weinen. Dann sagten sie: „Sogleich wollen wir fortgehen." Eine Weile darauf gingen sie fort. „Der Hund, der alte böse Latrapai soll gleich sterben," sagten sie. Eine Weile darauf erblickten sie den Fuchs und nahmen ihn gefangen. Dann sagten sie: „Nie wieder soll Leben sein; vier Jahre wird Nacht sein." Damit warfen sie die Nacht in einen Topf. Da versammelten sich alle Vögel, Schwalben, Adler, Geier, Habichte, Ibisse, Papageien, Ringeltauben, wilde Tauben; alle Vögel zusammen versammelten sich und sagten zu Konkel und Pediu: „Wir wollen euch unsere Töchter geben." — „Gut," sagten die beiden.

Eine Weile darauf legten sie sich auf den Boden. Zuerst kam nun die Tochter des Adlers heran. „Mach, daß du hinauskommst, du arger Krötenfresser!" sagten sie zu ihr.

Eine Weile darauf kam die Tochter des Geiers heran. „Mach, daß du hinauskommst, du stinkiger Atem!" sagten sie zu ihr.

Wieder eine Weile später kam die Tochter der Schwalbe. „Diese scheint uns passend als unsere Frau," sagten da die beiden Männer. Da setzte sie sich einem auf den Kopf. „Komm doch ein bißchen mehr herunter," sagte man ihr. Da setzte sie sich hinter ihn. „Setz dich doch ein bißchen mehr nach vorne." Da setzte sie sich wieder auf den Kopf. „So gar klein ist das Vögelchen," sagte man ihr. Da näherten sich die Vögel alle zusammen, aber keiner gefiel ihnen. „Sogleich wird vier Jahre Nacht sein," sagten sie.

Es wurde Nacht und wollte nicht mehr tagen.
Da hielten die Vögel eine Ratsversammlung, und das Rebhuhn ersann eine List.
„Ich werde, so schnell wie ich kann, dem Maultier unter dem Bauch hervorkommen. Wenn dann ihr (Konkel und Pedius) Maultier erwacht, wird es den Topf mit der Nacht umwerfen.“ Da flog das Rebhuhn schnell unter dem Bauche des Maultiers hervor, dort wo Konkel und Pediu waren.
So tagte es wieder. Der alte Latrapai aber war vor Hunger gestorben. Weil es nun tagte, so blieben die Vögel am Leben.
Nun weinten die beiden Männer.
„Das ist uns nicht geglückt,“ sagten sie und weinten. Da erblickte der Strauß sie.
„Was ist euch denn zugestoßen, ihr beiden armen Männer?“ sagte er zu ihnen.
„Ach, unsere beiden Frauen sind gestorben,“ antworteten sie.
„Singt mir etwas, ihr Männer,“ sagte der Strauß.

„Lochnase, Strauß,
Plappermaul, Strauß,“

nennt man mich,“ sagte der Strauß. Da nannten sie ihn so. In einem Loche drehte er sich und tanzte.

„Plappermaul, Strauß,
Lochnase, Strauß,“

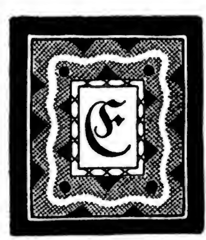
sagten sie zu ihm. Gar wunderschön war sein Tanz. Da kamen zwei alte Weiber heraus.
Darauf sagte der Strauß wieder: „Nennt mich noch einmal so, ihr Männer.“ Da nannten sie ihn wieder so.

„Lochnase, Strauß,
Plappermaul, Strauß.“

Da tanzte er weiter. Eine Weile darauf kamen zwei hübsche Jungfrauen heraus, aber jeder fehlte auf einer Seite ein Auge.
„Das sind eure Frauen, ihr Männer,“ sagte er zu Konkel

und Pediu. Sie blinzelten beide und sagten: „So scheint es uns.“
Da setzten die beiden alten Weiber den beiden Jungfrauen ihre Augen ein. Nun hatten sie wieder schöne Augen. Da verheirateten sie sich mit den Frauen und nachher wurden sie wieder beide glückliche Männer.

116. Die Totenbraut



in Mann, der eine Liebste hatte, starb. Da hörte seine Liebste, daß er gestorben war.
Als er nun gestorben war, wurde er begraben und, man tötete alle seine Pferde auf dem Grabe; alle seine Habe wurde mit ihm in das Grab gelegt, sein Sattel, seine Sporen, sein Messer, seine Reitpeitsche, seine Lanze, alles wurde mit hineingelegt.
Über zehn Tage nachher ging der Tote zu der Frau, die er zur Liebsten gehabt hatte. Gegen Abend kam er an. Bei der Ankunft sagte sie zu ihm: „Man hat mir gesagt, du seiest gestorben.“
„Das ist doch aber eine Lüge,“ antwortete er; „die Menschen lügen ja so viel.“
Da legte er sich schlafen zusammen mit einem Knaben; und wie sie dalagen, wollte der Knabe ihn umarmen.
„Ach, tu mir das nicht, Genosse,“ sagte da der Mann. „Mich schmerzt gar sehr meine Seite.“
Spät in der Nacht, als alle Leute schliefen, kam er zu seiner Liebsten und sagte: „Ich bin gekommen, weil die Leute schon lange über uns sprechen. Nun wollen wir uns gleich verheiraten. Noch in dieser Nacht wollen wir entfliehen.“
„Mir ist es recht,“ sagte da die Frau. „Aber du hast all dein Sattelzeug im Hause gelassen; wie willst du es herausholen?“
„Ich allein weiß, wie ich es holen werde,“ sagte da der Mann.

„Gut, so sattle dein Pferd und laß uns gehen," antwortete die Frau.
Da sattelte er sein Pferd, und niemand von all den Leuten im Hause merkte es. Dann ging er hin zu der Frau und sagte:
„Das Satteln ist schon geschehen."
So ritten sie zusammen davon.
Eine kleine Strecke war er galoppiert, so fing er an zu singen:

„Weit in blauer, blauer Ferne
Liegt das Land, wohin wir ziehn."

Da kam er mit einem Male der Frau ganz verändert vor:
„Warum singst du so beim Reiten?" fragte sie den Toten.
„Das taten vor Alters unsere Vorväter immer, wenn sie ein Mädchen als Frau entführten," sagte der Mann.
Darauf kamen sie bei dem Grabe an; da wurde das Mädchen wahnsinnig.
Zwei Tage nachher sagte der Vater des Mädchens: „Ich will mich aufmachen."
Er machte sich auf und kam bei dem Vater des Mannes an.
„Ich bin gekommen, um zu sehen, wie's mit meiner Tochter steht, die hier im Hause versteckt ist."
„Wo habe ich denn einen Sohn?" sagte da der Greis.
„Hast du etwa keinen?" antwortete der andere.
„Ach, schon längst über zehn Tage ist es her, daß mein Sohn starb," erwiderte der Greis.
Da gingen sie zum Friedhof und sahen das Mädchen auf dem Pferde des Toten sitzen, und sie weinte bitterlich. Da führten sie sie mit sich weg und brachten sie in ihre Heimat. Aber sie konnte sich nie wieder eingewöhnen; man hielt sie im Hause zurück, und wohl zehnmal ging sie davon immer zu dem Grabe ihres Geliebten.
Da sagte der Vater des Toten: „Ich will das Mädchen kaufen." Und man gab sie ihm auch, wie man erzählt, und er tötete sie auf dem Grabe seines Sohnes.

117. Wettlauf zwischen Bremse und Fuchs

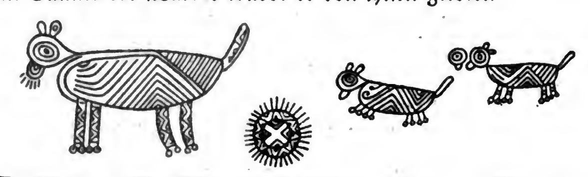


Wir wollen spielen, Freund Bremse!" sagte der Fuchs zur Bremse. „Gut," antwortete diese. „Was wollen wir spielen?" — „Wettrennen wollen wir spielen," sagte der Fuchs; „du läufst auf der Erde und ich über der Erde." — „Gut," sagte die Bremse. „Jene Eiche dort wollen wir als Ziel nehmen," sagte der Fuchs. „Gut," sagte die Bremse.

So rannten sie um die Wette. Als aber der Fuchs gerade losrennen wollte, setzte die Bremse sich ihm auf den Schwanz. So rannte denn der Fuchs schnell davon.

Als er nun mit aller Geschwindigkeit dahinrannte, sah er Erdbeeren stehen. „Hier will ich mich ein bißchen niederlassen und Erdbeeren essen," sagte der Fuchs. „Wo mag wohl die schlechte Bremse sein?" Da machte sich der Fuchs daran, Erdbeeren zu essen. „In einer kleinen Weile komme ich ja doch ans Ziel," sagte der Fuchs. Als er nun schon beinahe angekommen war, da machte sich die Bremse eilends auf, und so wurde der Fuchs besiegt.

„Zahle mir meine Wette aus!" sagte die Bremse. „Ich will nicht," sagte der Fuchs; „sei froh, daß ich dich nicht fresse!" Da rief die Bremse ihre Genossen zusammen. Es kamen hundert, zweihundert, fünfhundert, sechshundert. Sie krochen von allen Seiten in den Fuchs hinein und bissen ihn innen im Bauch. Er stürzte sich ins Wasser, aber die Bremsen fuhren fort, ihn zu beißen. Da lief er nach dem Wald, und am Saume des Waldes wurde er von ihnen getötet.



Quellennachweise und Anmerkungen

Den Herren Verfassern der nachgenannten Bücher und Aufsätze und den Verlagshandlungen und den Schriftleitungen der Zeitschriften, denen ich Beiträge für dieses Bändchen entnommen habe, spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus.

I. Quellenwerke

	Abkürzung beim Zitat
Barbosa Rodrigues, João: Poranduba Amazonense. Rio de Janeiro 1890	B.R.
Borba, Telemaco: 1. Observações sobre os indigenas do Estado do Paraná; in: Revista do Museu Paulista, VI, 1904	T.B.1.
Borba, Telemaco: 2. Actualidade indigena, Paraná-Brasil. Coritiba 1908. Mitgeteilt von Vojtech Frič in: Actas del XVII. Congreso Internacional de Américanistas. Buenos Aires 1912	T.B.2.
Brett, William Henry: Legends and Myths of the aboriginal Indians of British Guiana. II. Ed. London	W.H.Br.
Capistrano de Abreu, João: rã-txa hu-ni-ku-ĩ. A lingua dos Caxinauás. Rio de Janeiro 1914 .	C.A.
Cardus, P. José: Las misiones franciscanas entre los infieles de Bolivia. Barcelona 1886	J.C.
Coll, P. C. van: Contes et légendes des Indiens de Surinam; in: Anthropos, Bd. II und III, 1907 und 1908	C.v.C.
Ehrenreich, Paul: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens; in: Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde. II. Band. Berlin 1891	P.E.
Hartt, C. F.: Contribuições para a ethnologia do Valle do Amazonas; in: Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro 1885	Hartt.
Humboldt, Alexander von: Vues des Cordillères et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique. Paris 1810	A.v.H.
Koch-Grünberg, Theodor: 1. Zwei Jahre unter den Indianern. Bd. II, Berlin 1910. Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart	K.Gr.1.
Koch-Grünberg, Theodor: 2. Vom Roroima zum Orinoco. Bd. II: Mythen und Legenden der Taulipáng- und Arekuná-Indianer. Berlin 1916. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)	K.Gr.2.
Lenz, Rudolf: Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso 1896	R. L.
Magalhães, Couto de: O Selvagem. Rio de Janeiro 1876	C.d.M.

	Abkürzung beim Zitat
Nimuendajú-Unkel, Curt: Sagen der Tembe-Indianer; in: Zeitschrift für Ethnologie. 1915 . . .	N.U.
Nordenskiöld, Erland: 1. Indianerleben. Leipzig 1912. Verlag von Albert Bonnier	E.N.1.
Nordenskiöld, Erland: 2. Forskningar och Äventyr i Sydamerika. Stockholm 1915. Albert Bonniers Förlag	E.N.2.
Nordenskiöld, Erland: 3. Indianermythen vom Rio Beni in Bolivien; in: Deutsche Literaturzeitung. 37. Jahrgang. 1916	E.N.3.
Oliveira, J. Feliciano de: The Cherentes of Central Brazil; in: International Congress of Americanists, Proceedings of the XVIII. Session. London 1912. I.	F.d.O.
d'Orbigny, Alcide: Voyage dans l'Amérique méridionale. Paris 1844. Partie historique. Tome III, partie I	A.d'O.
Penard, F. P. en A. P.: De Menschetende Aanbidders der Zonneslang. Deel II. Paramaribo 1908	P.P.
Roth, Walter E.: An Inquiry into the Animism and Folklore of the Guiana Indians; in: Thirtieth Annual Report of the Bureau of American Ethnology. Washington 1915	W.R.
Steinen, Karl von den: 1. Die Bakairi-Sprache. Leipzig 1892. K. F. Koehler's Antiquarium	K.v.d.St.1.
Steinen, Karl von den: 2. Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1894. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)	K.v.d.St.2.

II. Sonstige mehrfach zitierte Werke

Dähnhardt, Oskar: Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. 4 Bände. Leipzig-Berlin 1907—1912 . . .	Dähnhardt: Natursagen.
Ehrenreich, Paul: Die Mythen und Legenden der Südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin 1905	Ehrenreich: Mythen.

1. **Wie die Warrau auf die Erde kamen.** — W. H. Br. S. 55ff. — **Warrau**, Britisch Guayana. — Der Himmel ist als eine Art Oberwelt gedacht, aus der die Menschen durch ein zufällig entdecktes Loch auf die Erde hinabsteigen. Erst dort finden sie größere Jagdtiere, während es im Himmel nur Vögel gibt. Bei anderen Stämmen, wie den Munduruku (vgl. Nr. 82) und den Karaja (Nr. 71) ist die Unterwelt die eigentliche Heimat der Menschen. — Der Gedanke, daß eine dicke Person in dem Zugangsloch zur Erde stecken bleibt und es für immer verstopft, findet sich in einer Reihe nordamerikanischer Mythen dieser Gattung.

2. Korobona. — W. H. Br. S. 64 ff. — Warrau. — Der Stammvater der kriegerischen Karaiben, der Erbfeinde der Warrau, ersteht auf geheimnisvolle Weise aus dem Grabe eines zerstückelten Knaben, den ein Wassergeist mit einem Warraumädchen gezeugt hat. — Gewisse Züge der Sage finden sich wieder in der Stammesmythe der Tariana, Nr. 60.

3. Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer. — W. R. S. 130 ff. — Warrau. — Der erste Teil der Sage mit den Proben, die der Schwiegersohn dem Schwiegervater zu leisten hat, bis dieser seine Einwilligung zur Ehe gibt, erinnert an die in Amerika weit verbreiteten Sagen vom „Besuch im Himmel" (vgl. Nr. 38, 64, 115). — Den zweiten Teil der Sage bildet der ebenfalls weit verbreitete Bruder- oder Zwillingsmythus, ursprünglich ein Naturmythus, in dem als Träger der Handlung ein Heroenpaar auftritt, das gewöhnlich seine Abstammung direkt, wie hier, von der Sonne herleitet oder wenigstens einen solaren, bezw. lunaren Charakter trägt (vgl. Nr. 28, 79, 80, 102). Übereinstimmend ist überall der gewaltsame Tod der Mutter vor der Niederkunft — Eine Reihe gemeinsamer Züge hat diese Warrausage mit den entsprechenden Sagen der Guarani (Nr. 79) und der Yurakare (Nr. 102), z. B. giftige Ameisen als Kopfläuse; das ungeborene Kind gibt der Mutter den Weg an, schweigt aber, als sie sich auf den Leib schlägt oder, wie in der karaibischen Version (Nr. 28), stolpert und niederstürzt und die Kinder dafür verantwortlich macht, usw. — Auch in der nahe verwandten Stammessage der Bakairi (Nr. 80) wird die Mutter der Zwillinge von deren Großvater aus Holz geschnitzt, während bei den Yurakare der Vater aus einem Baum entsteht. — Offenbar ist die Sage den Warrau erst von den karaibischen Nachbarn überkommen. Darauf deuten schon die unzweifelhaft karaibischen Namen der beiden Helden, Makunaima und Pia, hin, die sich ebenso in der nahe verwandten karaibischen Version Nr. 28 und in einer hier nicht wiedergegebenen Version der (karaibischen) Makuschi (vgl. W. R. S. 135) finden. — Die mannigfachen Proben, die in anderen Sagen dieser Gattung die Brüder ihrem Vater ablegen müssen, muß in der Warrausage der Vater selbst dem Schwiegervater leisten. (Über „das mythische Brüderpaar" vgl. ferner Ehrenreich: Mythen, S. 44 ff.) — Die Sitzschemel dieser Indianer sind gewöhnlich in der Gestalt eines Alligators geschnitzt. — Kwabaihi-Fische, eine große Art von Cichla ocellaris. — Bunia-Vogel, in Britisch Guayana „stinking bird" genannt: Ostinops. — Kassawa = Maniok, Manihot utilissima, deren Stärkemehl dem Indianer das Brot, das unentbehrlichste Nahrungsmittel, liefert.

4. Warum der schwarze Jaguar die Leute tötet. — W. R. S. 217. — Ein in den Märchen oft wiederkehrendes Motiv: Ein Mann heiratet eine Frau aus anderem Stamm und bringt sie zu seinen Verwandten, die sein Glück zerstören (vgl. Nr. 21). — Zu Tobe-horoanna vgl. Nr. 5. — Kaschiri, leicht berauschendes Getränk aus Maniok.

5. Der schwarze Jaguar, Wau-uta und der zerbrochene Pfeil. — W. R. S. 213. — Warrau. — Zauberpfeil, den ein wenig erfolgreicher Jäger von dem Laubfrosch erhält, aber durch eigene Schuld infolge der Eifersucht seiner Schwäger wieder verliert (vgl. das verwandte Arowakenmärchen Nr. 17). — Ähnliche Motive finden sich in Nr. 8, 39, 48, 74. — Die Zauberin Wau-uta, der Laubfrosch, kommt auch in dem Märchen Nr. 6 vor, das von seiner Entstehung handelt. — Der riesige schwarze Jaguar Tobe-horoanna spielt in mehreren von Roth mitgeteilten Warraumärchen eine Rolle (vgl. Nr. 4). — Doroquara, Odontophorus guianensis, ein kleines, sehr schmackhaftes Rebhuhn. — Aguti, Goldhase, ein Nagetier, Dasyprocta Aguti; Paka, ein Nagetier, Coelogenys Paca. Beide geben ein sehr schmackhaftes Wildbret. — Paiwari, berauschendes Getränk aus Maniok.
6. Die Geschichte von Haburi. — W. R. S. 122 ff. — Warrau. — Die Erzählung hat im Anfang einige gemeinsame Züge mit einem Waldgeistmärchen vom Amazonas, Nr. 52. — Der Schluß hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schluß von Nr. 37. — Hübsch ist der Gedanke, daß der Held der Erzählung den Enten Boote macht, durch die sie schwimmen lernen. Er wird zugleich der Erfinder des Bootes überhaupt. — Zu Wau-uta vgl. Nr. 5.
7. Die Speerbeine.*) — W. R. S. 195. — Warrau. — Zeigt, wie gefährlich es ist, sich mit Waldgeistern einzulassen. — Die Regenfrösche machen zu Beginn der Regenzeit großen Lärm. — „Akka!" ist ein indianischer Ausruf des Erstaunens und der Überraschung; auch des plötzlichen Schmerzes. — Hura, ein kleines Eichhorn, Sciurus aestuans.
8. Die Zauberrasseln. — W. R. S. 186 f. — Warrau. — Eine Zauberrassel, die Wildschweine herbeiruft, findet sich auch in Nr. 39. — Über magische Jagdwaffen vgl. außerdem Nr. 5, 17, 48, 74. — Die Indianer reden jedes jüngere Mädchen ihres Stammes mit „Schwester" oder „Base", jeden älteren Mann ihres Stammes mit „Onkel" an. — Über das Eherecht und das Verhältnis des Schwiegersohnes zu den Schwiegereltern gibt das Märchen interessante Aufschlüsse: Der Schwiegersohn zieht mit seiner ganzen Habe in das Haus seiner Schwiegereltern. Von dem Augenblick der Geburt seines ersten Kindes an, womit die Ehe erst gültig wird, gehört er als vollberechtigtes Glied der Familie seiner Frau an. — Hokko, ein Baumhuhn, Crax sp.
9. Die Affenfrau. — W. R. S. 150. — Warrau. — Motiv: Schwanenjungfrau. (Vgl. Nr. 15, 38, 64.)
10. Die Frau, die vom Gespenst ihres Mannes getötet wurde. — W. R. S. 182 f. — Warrau. — Unheimliche Fiebertraumerzählung. — Der Speichel der Frau antwortet an ihrer Stelle. (Vgl. Nr. 47. — Vgl. Russische Volksmärchen, Nr. 31.)
11. Du sollst nicht stehlen. — W. R. S. 183. — Warrau. — Eine im Anfang moralische, am Schluß dagegen nach unseren Begriffen

---

* Die Überschriften der Märchen sind zum Teil andere als bei Roth.

sehr unmoralische Geschichte. — Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Indianer, der schon Frau und Kinder hat, ein kleines Mädchen zu sich nimmt, um es später zu seiner zweiten Frau zu machen. — Pirai-Fische, in Brasilien Piranhas genannt, Serrasalmo, sehr blutgierige Raubfische mit scharfen Zähnen, die immer in Masse auftreten und den Menschen, der unter sie gerät, in Stücke reißen.

12. Der Idiot, der fliegen wollte. — W. R. S. 166. — Warrau. — Lustige Geschichtchen von einem Narren, der alle möglichen Dummheiten macht und dabei große Gefahren besteht, ohne es zu ahnen, bis es ihm zuletzt doch schlecht geht.

13. Makonaura und Anuanaitu. — C. v. C. Anthropos, Bd. II, S. 682 ff. — Arowaken, Britisch Guayana. — Gehört zur Klasse der in Amerika weit verbreiteten Sagen vom „Besuch im Himmel“, vgl. Nr. 14, 38, 64. (Vgl. K. Gr. 2. S. 278 ff.) Das goldene Zeitalter findet hier durch die Missetat und Rachsucht der Menschen sein Ende. — Adaheli, hadali, haddali = Sonne, in der Sprache der Arowaken. — Tapana, gegorenes Getränk aus Cassava-(Maniok-) Fladen. — Beltiri, gegorenes Getränk aus Maniok und Früchten. — Cassicus cristatus, ähnlich unserer Krähe, leicht zu zähmen. — Kaikutschi = Kaiman, Alligator, in der Sprache der Arowaken. — Prionites Momota, ein kleiner grüner Vogel mit dumpfem, eintönigem Ruf „hutu-hutu“. — Kenaimu, Kanaime bezeichnet den Bluträcher, heimlichen Mörder, wie überhaupt jede feindliche Macht, die das Leben des Indianers bedroht.

14. Der Zauberarzt Makanaholo. — C. v. C. Anthropos, Bd. III, S. 482 ff. — Arowaken, Surinam. — Nahe verwandt mit dem Kern der vorigen Sage „Besuch im Himmel“. Hier spielen, wie in den meisten Sagen dieser Gattung, die Königsgeier eine Hauptrolle (vgl. Nr. 38, 64). Der Königsgeier, der „im Himmel wohnt“, gilt als besonders erfahren in Zauberkünsten. — Die Art und Weise, wie die Ameisen dem Helden helfen, wird nicht klar ausgedrückt, ist aber für den indianischen Zuhörer ohne weiteres verständlich: Sie dichten den Korb mit Lehm in der Art, wie sie ihre Bauten aufführen.

15. Der Einsiedler und sein Hund. — C. v. C. Anthropos, Bd. III, S. 481 f. — Arowaken, Surinam. — Motiv: Schwanenjungfrau. Vgl. 9, 38, 64.

16. Arawanili, der erste Zauberarzt. — W. H. Br. S. 18 ff. — Arowaken, Britisch Guayana. — Kaieri = „Insel“ soll eine der Antillen bezeichnen. „Diese älteste Legende (der Arowaken)“, sagt Brett, „ist die einzige, die ich kenne, in der ihr früherer Besitz der westindischen Inseln erwähnt ist.“ — Orehu, ein sehr launenhafter weiblicher Dämon, eine Art Meeresnixe, ist nicht immer schlecht und grausam, sondern erweist sich oft als wohltätig und wird von den Indianern als Urheberin der Zauberkunst angesehen, mit der sie sich gegen die Angriffe der „Yauahu“ zu schützen suchen. Diese dämonischen Wesen haben ihre Freude daran, die Menschen zu quälen und ihnen Elend, Schmerzen und Tod zu bringen. Mit unsichtbaren Pfeilen schießen sie auf die Menschen und machen sie

dadurch krank (vgl. Nr. 31). Daher werden „große Schmerzen" in der poetischen Sprache der Arowaken „Yauahu simaira" = „Yauahu-Pfeile" genannt. — Aus den kürbisähnlichen Früchten des Kalabassenbaumes, Crescentia Cujete L., werden die Zauberrasseln hergestellt.

17. Adaba. — W. R. S. 215. — Arowaken, Britisch Guayana. — Verwandt mit dem Warraumärchen Nr. 5. Verschiedene Einzelheiten sind übereinstimmend, so der Laubfrosch als Herr des magischen Pfeils, der Schwamm, der das Jagdglück verhindert u. a.
18. Woher die Aimara-Fische so schöne, große Augen haben. W. R. S. 185. — Arowaken, Britisch Guayana. — Waldgeistgeschichte mit explanatorischer Tendenz. — Der Aimara oder Haimara, Hoplias macrophthalmus, zeichnet sich vor allen anderen Fischen durch große Augen aus. — bako, abgekürzte Form für bako-ke, Augenhöhle, bezeichnet zugleich eine besondere Art Körbe von länglich-runder Form.
19. Wie der Ziegenmelker entstand. — W. R. S. 175 f. — Arowaken, Britisch Guayana. — In den Hauptzügen, Begegnung mit dem Waldgeist, Skalpieren, Pfefferstrauch, Knochen, Tanz, gleicht dieses Märchen einer Erzählung, die ich von den karaibischen Taulipang Südguayanas aufgezeichnet habe (vgl. K. Gr. 2. S. 147 f., 187 ff.). Über eine weitere Entsprechung vgl. K. Gr. 2. S. 298. — Weit verbreitet, besonders in Nordamerika und Polynesien, ist die Vorstellung, daß aus dem Leichnam eines Ungeheuers oder Unholdes schädliche Tiere, wie Moskiten u. a., entstehen. — Der Ziegenmelker gilt bei den meisten südamerikanischen Stämmen als Unglücksvogel.
20. Der überlistete Waldgeist. — W. R. S. 191. — Arowaken, Britisch Guayana. — Intime Freunde und Freundinnen pflegen die Namen zu tauschen. — „Dai-adalla" heißt wörtlich „mein Messer".
21. Die Jaguarfrau. — W. R. S. 203 f. — Arowaken, Britisch Guayana. — Ein Geheimnis wird preisgegeben und dadurch, wie in so vielen Märchen, ein Glück zerstört.
22. Das verliebte Faultier. — W. R. S. 204. — Arowaken, Britisch Guayana.
23. Warum der Honig jetzt so selten ist. — W. R. S. 204. — Arowaken, Britisch Guayana. — Dieselbe Tendenz wie in Nr. 21. — „Maba" heißt wörtlich „Honig".
24. Der Mann mit der Brüllaffenfrau. — W. R. S. 209. — Arowaken, Britisch Guayana. — Dieselbe Tendenz wie in Nr. 21 und 23. — Zum Schluß spielen, wie in zahllosen Märchen, hilfreiche Tiere eine Rolle.
25. Der Waldgeist mit den großen Ideen. — W. R. S 193. — Arowaken, Britisch Guayana. — Jägerlatein. — „Buschmeister", Trigonocephalus atrox, eine sehr gefährliche Giftschlange.
26. Das Reh und die Schildkröte. — W. R. S. 212 f. — Arowaken, Britisch Guayana. — Die kleine Geschichte hat Ähnlichkeit mit der in Nr. 36 eingestreuten Episode vom Waldhirsch und Savannenhirsch.

27. Epetembo. — P. P. S. 39 ff. — Kalinya (Galibi), Surinam. — Gehört zu den in Guayana weit verbreiteten Orion-Sagen. Vgl. Nr. 28, 33, 37, 44. (Vgl. K. Gr. 2. S. 265 ff.) — Karakara: Ibycter americanus. — Kornvogel: Cassidix oryzivora.

28. Makunaima und Pia. — W. R. S. 133 ff. — Karaiben, Britisch Guayana. — Zwillingssage. Hauptteil: Version der Sage Nr. 3. Episodisch angegliedert sind Bruchteile der karaibischen Sage vom „Wunderbaum", Nr. 29, und der Orionsage; vgl. Nr. 27, 33, 37, 44. — (Vgl. K Gr. 2. S. 259 ff., 265 ff.)

29. Der Wunderbaum. — W. R. S. 147. — Karaiben. — Die Sage von dem Weltbaum, der alle Früchte trug, findet sich, meist in Verbindung mit den Stammesheroen und der großen Flut, bei verschiedenen karaibischen Stämmen Guayanas, wie Akawoio, Arekuna, Taulipang (vgl. K. Gr. 2. S. 33 ff., 259 ff.). — Einem ähnlichen Wunderbaum begegnen wir sonst nur noch fern im Südwesten in einer Sage der arowakischen Chane an der westlichen Grenze des Gran Chaco, Nr. 106. — Allepantepo bezeichnet offenbar einen Berg oder Sandsteinblock ähnlich dem Roroima (-tepo, -tepö = Berg, in Zusammensetzungen), der in den betreffenden Sagen der Arekuna und Taulipang seiner Form nach als Baumstumpf figuriert. — Bunia-Vogel vgl. Nr. 3.

30. Wie Krankheit, Elend und Tod in die Welt kamen. — W. R. S. 179. — Karaiben. — Durch die Missetaten einer Frau verlieren die Menschen das goldene Zeitalter, in dem sie glücklich und mühelos lebten, ohne Krankheit und Tod und im Frieden untereinander und mit den Waldgeistern. (Vgl. Nr. 13.)

31. Warum die Kinder krank werden und schreien. — W. R. S. 181. — Karaiben. — Unsichtbare Pfeile, die von den Waldgeistern aus Rache für die Missetat eines Menschen auf die Kinder abgeschossen werden, machen diese krank (vgl. Nr. 16). — Heuschreckenbaum, Hymenaea.

32. Hänge keinen, bevor du ihn hast. — W. R. S. 211. — Karaiben.

33. Serikoai. — W. H. Br. S. 191 ff. — Akawoio, Britisch Guayana. — Die Deutung des Orion in Verbindung mit benachbarten Sternbildern als die Gestalt eines einbeinigen Mannes findet sich in zahlreichen Sagen Guayanas. Wenn auch der Verlauf der Handlung in diesen Sagen sehr verschieden ist, so kommen doch alle mehr oder weniger zu demselben Ergebnis und zeigen dadurch, daß sie auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen; vgl. Nr. 27, 28, 37, 44; vgl. ferner K. Gr. 2. S. 265 ff., wo sämtliche bekannten Varianten zusammengestellt sind. — Abakate, Persea gratissima Gaertn., eine wohlschmeckende Laurineenfrucht, in Britisch Guayana „avocato-pear" genannt. — Wawaiya erblicken wir in den Plejaden, den Tapir Wailya in der Aldebarangruppe. Sein Auge ist der gelbleuchtende Stern erster Größe Aldebaran (α Tauri). Serikoai selbst ist der Orion.

34. Die Amazonen. — W. H. Br. S. 180 ff. — Akawoio. — Die Amazonensage scheint über das ganze nördliche Südamerika ver-

breitet gewesen zu sein. Wahrscheinlich ist sie bei den Nordkaraiben entstanden. Südlich vom Amazonas haben nur die Karaja eine echte Amazonensage, Nr. 73, die aber in ihren Hauptzügen der Guayana-Sage so nahe verwandt erscheint, daß sie, wie manche andere kulturelle Eigentümlichkeit, diesem Stamme sicherlich von Norden her übermittelt ist. — Brett nennt seine Amazonensage „eine alte Legende der Bergstämme des Inlandes". Er meint damit die Akawaio und ihre nahen Verwandten, die Bewohner der Gebirgssavannen südlich von ihnen, wie die Taulipang u. a. — Ein Bruchstück dieser Sage, das gewissermaßen die Ergänzung der Brett'schen Version bildet, erhielt ich von den Taulipang im Flußgebiet des Uraricuera oder Parima. Der Hauptsitz der Amazonen wird danach in ein Gebirge auf dem rechten Ufer des unteren Uraricuera verlegt, das davon den Namen „Weibergebirge" trägt. Dabei wird von einer späteren Trennung des Weibervolkes berichtet, dessen eine Hälfte weiter nach Osten zog (vgl. K Gr. 2. S. 124). — Der Stammesname „Worisiana" hat mit Wapischiana (Wapischana), einem arowakischen Stamme des südlichen Guayana, wie Ehrenreich (Mythen, S. 65) meint, nichts zu tun, sondern bedeutet einfach „Weibervolk", von „worisang" = „Weiber". — „Walyarima" ist der Name des schwarzen Jaguars, dessen Gestalt der Liebhaber annahm, während er über den Fluß schwamm. Die Taulipang bezeichnen mit „wailalima" = „Tapirjaguar" (waila — Tapir, ima — groß) ein Untier in Gestalt eines Jaguars, aber „größer als ein Tapir". Es hat seine Wohnung in den Gebirgen unter der Erde. Der Eingang liegt unter Wasser. Die Indianer schreiben ihm das dumpfe Geräusch zu, das man häufig im Wasser, besonders am Ende einer Stromschnelle, hört, und das wohl von heftigen Strudeln herrührt. — „To-eyborori" heißt im Akawoio „ihr Herr". — „To-eyza" ist vielleicht aus „to-zahn = „ihre Mutter" entstanden und bezieht sich auf die „Stammmutter der Amazonen". — Der Saft der Maniokwurzel, mit dem die Frauen ihre Männer vergiften, enthält stark Blausäure.

35. Akalapischeima und die Sonne. —K. Gr. 2. S. 51 ff., 230 ff. — Arekuna, Ost-Venezuela. — Die Sonne mit ihrem Strahlenkranz erscheint hier anthropomorph, was in Südamerika verhältnismäßig selten ist, als ein Mann mit Kopfputz aus Silber und Papageifedern, Ohrgehängen aus den metallisch glänzenden, rasselnden Flügeldecken des Buprestis-Prachtkäfers (Euchroma gigantea L.), die von den Indianern zu mannigfachem Schmuck verwendet werden. Er fährt in seinem Boot am Himmel aufwärts (wie der Maui der Neuseeländer) und sendet dann seine Töchter als Sterne an den Himmel, damit sie den „Weg der Toten" (die Milchstraße) beleuchten. — Dem ersten Menschen gegenüber nimmt der Sonnenheros eine hervorragende Stellung ein. Er erlöst ihn aus seiner schlimmen Lage und will ihm sogar eine seiner Töchter zur Frau geben, aber der Mensch übertritt sein Gebot und verliert dadurch für sich und seine Nachkommen die ewige Jugend und Schönheit, die die Sonne und ihre Töchter, die Sterne, auszeichnen. (Vgl.

K. Gr. 2. S. 11 f.) — Hier, wie auch in anderen Mythen, erscheint der Heros zunächst ohne Glanz und wird daher nicht als Sonne erkannt. Erst durch Anlegen seiner glänzenden Zierate wird er zum Lichtspender. „Die Idee des leuchtenden Himmelskörpers hervorzurufen, genügt dem primitiven Verständnis ein leuchtender Teil, ein glänzender Schmuck und dergleichen", sagt Seler in seinen Angaben über die Sonnengottheit von Michuacan (Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, Bd. III, S. 142: Die alten Bewohner der Landschaft Michuacan). — Nur die Sonne empfängt von den Menschen Nahrung, denn sie zehrt von den Maniokfladen, die um die Mittagszeit zum Trocknen auf das Dach der Hütte gelegt werden.

36. Wie die Fischgifte in die Welt kamen. — K. Gr. 2. S. 68 ff. — Arekuna. — Explanatorisches Märchen: Die Giftpflanze, die die Indianer in seichtem Wasser auswaschen, um die Fische zu vergiften, ist aus dem Leichnam eines Knaben entstanden, der schon bei Lebzeiten die fischbetäubende Eigenschaft dieser Pflanze an sich trug. Damit verbunden ist die Erzählung von der Entstehung des bunten Gefieders und der Fellzeichnung und sonstigen Eigenschaften der Vögel und Vierfüßler aus der bunten Haut einer großen Schlange. — Der Tapir, die Mutter des Knaben, nennt die Giftschlange seinen Ofen. Dieser sonderbare Vergleich ist wohl auf die runde Form der indianischen Herdplatte zurückzuführen, mit der die im Kreis zusammengerollte Schlange eine gewisse Ähnlichkeit hat. Es bedeutet, daß der Tapir die Giftschlange nicht fürchtet, weil sie diesem Dickhäuter nichts anhaben kann. Der Hund, der Gefährte des Menschen, ist dagegen sein natürlicher Feind; er ist also für den Tapir, was für den Menschen die Giftschlange ist. — Die großen Zecken, von denen jeder Tapir voll sitzt, sind seine Zierperlen. — Einer solchen Umbildung von Begriffen liegt offenbar eine kindliche Auffassung zugrunde. Sie kommt in zahlreichen Märchen, auch bei uns, vor. (Vgl. z. B. Nordische Volksmärchen, II. Teil, Nr. 1.) — Muriti ist ein häufiger Savannenbaum, nicht zu verwechseln mit der Miriti-Palme, Mauritia flexuosa. — Kararara, ein Tauchervogel: Colymbus sp. — Kutia = Aguti. — Die kleine eingestreute Episode zwischen Waldhirsch und Savannenhirsch erinnert an Nr. 26. — Mit den beiden Hauptzügen der Sage beschäftigen sich zwei arowakische Legenden, die Brett und Roth mitteilen (W. H. Br. S. 172—175; W. R. S. 225, 234).

37. Wie die Plejaden an den Himmel kamen. — K. Gr. 2. S. 55 ff. — Taulipang, südl. Guayana. — Die Plejaden bilden nach indianischer Deutung mit der Aldebarangruppe und einem Teil des Orion die Gestalt eines einbeinigen Mannes, dem seine untreue Frau auf Erden das andere Bein abhieb, und der dann zum Himmel stieg. Bevor er aufsteigt, zeigt er seinem Bruder an, daß mit seinem Verschwinden die Regenzeit anfangen werde, und zahlreiche Fische die anschwellenden Bäche aufwärts ziehen würden, also Überfluß an Nahrung. — Die Plejaden sind für diese Indianer von der größten Wichtigkeit zur Bestimmung der Jahreszeiten, der richtigen Zeit

für die Pflanzungsarbeiten. Wenn sie am westlichen Horizont verschwinden, beginnt die Regenzeit. Wenn sie im Osten wieder auftauchen, zeigen sie die Trockenheit an. Man kann von einem „Plejadenjahr“ sprechen. — Neben den Plejaden, die das Haupt des Helden darstellen, spielen die nach der indianischen Auffassung dazugehörigen Sterne der Aldebarangruppe und des Orion eine nebensächliche Rolle. Daher führt im Urtext der Held geradezu den Beinamen „Sternenhaupt“. — Das Märchen gehört zu den sogenannten Orion-Sagen und hat zahlreiche Parallelen bei anderen Guayanastämmen, vgl. Nr. 27, 28, 33, 44. (Vgl. K.Gr. 2. S. 265 ff. — Mutum, Inambu, Kujubim: Hühnervögel: Crax, Crypturus (Art Rebhuhn), Penelope. — Araiuag, Vierfüßler, der auf Bäumen lebt und dem Honig nachgeht.

38. Der Besuch im Himmel. — K. Gr. 2. S. 81 ff. — Taulipang. — Das Märchen vom Besuch im Himmel und den Proben, die der Held dort zu bestehen hat (vgl. Nr. 64), gehört zu einer besonderen Klasse von Sagen, die in Amerika die weiteste Verbreitung haben, von Chile bis zum äußersten Nordwesten, und so auffallend übereinstimmende Züge aufweisen, daß man zu der Annahme berechtigt ist, sie seien einer gemeinsamen Wurzel entsprungen (vgl. K. Gr. 2. S. 278 ff.). Ehrenreich bringt mit diesen Sagen auch die altjapanische Mythe von Ohonamushi und Susa no Wo in Beziehung, die er geradezu als „das Prototyp für diese amerikanischen Sagen“ ansieht (vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 77 f., 80 f.). — Kasanapodole, der „Vater des Königsgeiers“, gehört zu den wichtigsten mythischen Gestalten dieser Indianer. Er wohnt mit seinem Stamm, den Königsgeiern (Sarcorhamphus papa Sw.) und gewöhnlichen Aasgeiern (Cathartes), im Himmel, wo sie nach Ablegen der Federkleider Menschen werden. — Er ist ein großer Zauberarzt, vgl. Nr. 40. — Er hat zwei Köpfe und ist ein Menschenfresser, was auf den Mondcharakter dieser unheimlichen mythischen Gestalt hinzudeuten scheint. — Sehr naiv und primitiv ist die Anschauung, daß die Vögel trotz ihres Federkleides eine Leiter benutzen müssen, um zum Himmel zu gelangen. — Kumi, im Brasilianischen Bribrioca, ist eine Zauberpflanze mit langen, grasförmigen Blättern. — Die Erwähnung der Maispflanzung im Anfang der Erzählung steht in starkem Widerspruch damit, daß der Held erst am Schluß des Märchens das erste Maiskorn aus dem Himmel auf die Erde bringt. — Payua ist ein dunkles, berauschendes Getränk aus scharf gegorener Maniokmasse, im Gegensatz zu dem leichten Kaschiri. — Als echte Aasgeier stellen die Königsgeier im Himmel ihr Lieblingsgetränk aus verfaulten Tieren her. — Der beliebte „Pfeffertopf“ der Indianer enthält Wildbret oder Fisch, die mit starkem spanischem Pfeffer gekocht sind. Er wird auch den Gästen sofort vorgesetzt. — Die großen Wasserjungfern schweben an sonnigen Tagen über dem Wasserspiegel und schleudern durch Vorwerfen ihres Hinterleibes Wasser heraus. — Webervogel, Oriolus sp., baut kunstvolle Hängenester, die sich gewöhnlich zusammen mit einem großen Wespennest an einem Baume finden. Ein natürlicher Schutz.

39. Eteto. — K. Gr. 2. S. 92 ff. — Taulipang. — Ein Mann, der wenig Glück auf der Jagd hat, verschafft sich von Tieren Zaubergeräte, die ihm reiche Beute liefern, aber bald durch die Eifersucht und Schuld seiner Verwandten — ein in den indianischen Märchen häufig wiederkehrender Zug — verloren gehen. Später wird er in den Vielfraß verwandelt und als solcher schließlich in den zweiten Kopf des doppelköpfigen Königsgeiers. — Magischen Jagdwaffen begegnen wir in ähnlichem Zusammenhange auch in Nr. 5, 8, 17, 48, 74.

40. Das Augenspiel. — K. Gr. 2. S. 132 f., 204 ff. — Taulipang. — Dieses Märchen zeigt eine deutliche Verwandtschaft mit nordamerikanischen Sagen und ist die erste Sage mit diesem Motiv, die aus Südamerika bekannt wird. Sie stimmt nicht nur im wesentlichen Gang der Handlung, sondern auch vielfach im Wortlaut mit zahlreichen Sagen aus Nordamerika, von Neumexiko bis Britisch Columbia, überein (vgl. K. Gr. 2. S. 305 ff.).

41. Maiuag und Korotoiko. — K. Gr. 2. 124 ff. — Taulipang. — Zaubergeräte, die durch die Schuld der Verwandten verloren gehen (vgl. Nr. 39). — Parallelen in Nr. 107 und 49; in dem letzteren Märchen fehlen aber die wundertätigen Werkzeuge. — Das vorliegende Märchen enthält eine Reihe explanatorischer Elemente. So verwandeln sich u. a. auch die selbsttätigen Ackergeräte in Tiere, die ähnliche Funktionen erfüllen, die Axt in den Specht, das Grabscheit in den Ameisenlöwen, der im Fußboden der Häuser und in den Sandbänken unzählige kleine Gruben aufwühlt, das Messer in der Prionus cervicornis, einen merkwürdigen Käfer des Guayanawaldes, der mit seinen sägeartigen Mandibeln einen Zweig bis zur Stärke eines Handgelenkes packt und dann mit der Schnelligkeit einer Windmühle im Kreise um ihn herumfliegt, bis er den Zweig in kurzer Zeit durchgesägt hat.

42. Jaguar und Regen. — K. Gr. 2. S. 130 f., 193 ff. — Taulipang. — Das Märchen hat insofern einen moralischen Inhalt, als es die überragende Kraft der Elemente gegenüber den Tieren darlegen soll. Der in den meisten Märchen dumme, renommierende Jaguar unterliegt hier dem Regen, der als menschenähnlich redendes Tier auftritt, ohne daß er ausdrücklich als Mensch bezeichnet wird. — Die Furcht des Jaguars vor dem Regen wird durch diese Erzählung explanatorisch begründet.

43. Jaguar und Blitzstrahl. — K. Gr. 2. S. 128 f. — Taulipang. — Die gleiche Tendenz wie Nr. 42.

44. Epeping = Orion. — B. R. S. 227 ff. — Makuschi, südl. Guayana. — Gehört zu den Orion-Sagen; vgl. Nr. 37 u. a. — Uruku, Bixa Orellana. Die Samen des Strauches sind in einen öligen roten Farbstoff gebettet, den die Indianer zur Körperbemalung benutzen, teils um sich zu schmücken, teils um ihre Haut geschmeidig zu machen.

45. Die Plejaden. — B. R. S. 223 ff. — Makuschi. — Der Name des Oheims, Uere, bezeichnet im Makuschi einen anderen Stern

in der Nähe der Plejaden. — Der älteste Bruder ist „Alkyone“, der größte Stern des „Siebengestirns“.

46. Der Maguary und der Schlaf. — B. R. S. 153 f. — Indianer am Rio Branco. — Der Maguary, ein grauer Reiher, Ardea maguary Gmel., ruht bei Tag und bei Nacht auf den Bäumen an den Flußufern, kann aber nie zum Schlafen kommen. Kaum hat er etwas zu nicken begonnen, fliegt er wie aufgeschreckt auf. Nur für einige Argenblicke gelingt es ihm, zu schlafen, wenn er den langen Schnabel auf den Rücken legt, der aber immer gleich wieder durch sein Gewicht herabgleitet.

47. Die große Schlange. — B. R. S. 239 ff. — Indianer am Rio Negro. — Erzählt wird, wie das Sternbild „Skorpion“, von den Indianern „Große Schlange“ genannt, an den Himmel gekommen ist. — Das Sternbild erscheint am Rio Negro im September und kündigt die Trockenzeit, den Sommer, an. — Kuma-Baum, Couma utilis, einer der schönsten Bäume des Amazonas mit schmackhaften Früchten. Die Indianer haben die Gewohnheit, den Baum zu fällen und die Früchte an ihm reifen zu lassen, um sie nachher abzupflücken. — Sprechender Speichel wie in Nr. 10.

48. Der Schlangenpfeil. — B. R. S. 23 ff. — Ebenda. — Der magische Pfeil ist hier eine Giftschlange, Surukuku, Lachesis mutus. Wie er durch die Schuld der Verwandten verloren geht, erinnert an Nr. 39. — Vgl. außerdem Nr. 5, 8, 17, 74. — Der Kurupira ist ein Waldgeist, der nicht nur Böses zufügt, sondern auch Gutes tut. Er ist der Herr, der Schutzgeist der Wälder und des Wildes, der diejenigen straft, die es vernichten wollen, und oft jene belohnt, die ihm gehorchen, oder deren er sich erbarmt. Er erscheint als geheimnisvoller und mächtiger Geist in verschiedenen Gestalten und Stimmungen, bald phantastisch-sonderbar, gebieterisch, bald böse, grob, dreist, oft zuvorkommend und freundlich, ja sogar gutmütig, mitleidig, schwach, dumm und leicht zu täuschen. Auch kann er dankbar sein für das Gute, das man ihm tut, legt aber immer Bedingungen auf, deren Nichterfüllung verhängnisvoll werden kann. — Das Krachen der alten Bäume in der Waldeinsamkeit, das Klopfen der Spechte an den Baumstämmen schreibt man dem Kurupira zu. — Er ist es, der dem Jäger entweder das Wild verbirgt oder es ihm in den Schuß führt, der die Geheimnisse der Wälder bewahrt, der die Heilkräfte der Pflanzen zeigt und die Erzeugnisse des Waldes spendet. Man könnte ihn mit unserem deutschen Rübezahl vergleichen. — Im Amazonasgebiet erscheint der Kurupira als kleiner Mann von nicht drei Fuß Höhe, kahlköpfig, aber am ganzen übrigen Körper mit langen Haaren bedeckt, mit nur einem Auge, mit blauen oder grünen Zähnen, großen Ohren, mit Beinen ohne Glieder, die Füße immer nach rückwärts gebogen und von außerordentlicher Körperkraft. Er wohnt in der Tiefe des Waldes und macht seine Wohnung in hohlen Bäumen. Er ladet die Leute ein, im Walde zu wohnen, ahmt alle Vierfüßler und Vögel nach und täuscht so den Jäger, der glaubt, das Wild zu verfolgen, während er dem

Waldgeist nachläuft. Wenn sich jemand im Walde verirrt, so ist er vom Kurupira verzaubert. Vgl. P. Carl Teschauer, S. J., Mythen und alte Volkssagen aus Brasilien, in: Anthropos, Bd. I, 1906, S. 24 ff.) Diese Waldgeister, die je nach den Stämmen, denen die Sagen angehören, verschieden bezeichnet werden, gehören zu den beliebtesten Gestalten des indianischen Märchens.

49. Der alte Aasgeier und seine Töchter. — B.R. S.181 ff. — Ebenda. Nahe verwandt mit Nr. 41, wenn auch hier die wundertätigen Werkzeuge fehlen. — Rachemotiv, wie in vielen indianischen Märchen.

50. Wettflug zwischen Storch und Kolibri. — B.R. S.163 ff. — Ebenda. — Wettflugmärchen, in dem zwar auch ein „Hängen am Gegner" (vgl. Nr. 56), aber in anderem Zusammenhange vorkommt. Auch die Tendenz ist verschieden von den meisten anderen Wettlaufmärchen: Der Schwache unterliegt. Ein portugiesisches Sprüchwort sagt: „De vagar se vai ao longe, e que quem corre, depressa cança", d. h.: „Wer langsam geht, kommt weit, aber wer rennt, ermüdet rasch". Der Maguary hat einen langsamen, schwerfälligen Flug, während der Kolibri wie eine Kugel dahinschwirrt. — Die Breite des Flusses, zu der der Maguary einen ganzen Tag braucht, soll beweisen, wie lange er fliegen kann, ohne zu ermüden. — Beim Fliegen streckt der Maguary die Beine horizontal hinter sich. Sie dienen ihm als Steuer, um seinem Fluge die Richtung zu geben.

51. Was die Äffchen sagen. — B.R. S. 205 f. — Ebenda. — „Schwarzmäuler" wird von den Indianern eine Art kleiner Affen genannt: Totenköpfchen, Chrysothrix sciurea. — Yauary ist eine stachelige Palme, die in Gruppen an den Ufern der Flüsse wächst: Astrocaryum yauary Mart. — Aus dieser Fabel hat sich ein indianisches Sprüchwort gebildet: „So sagen die Äffchen", wenn man etwas verspricht, was man nicht ausführen will oder kann.

52. Der Kurupira und die Frau. — B. R. S. 59 ff. — Indianer am Amazonas. — Einzelne Züge stimmen überein mit dem Anfang von Nr. 6. — Mambui ist der Name für eine Lauracee. Der Ruf des Nachtvogels Uakurau ähnelt dem Namen dieses Baumes. — Die Kröte Kunauaru macht in den Höhlungen der Bäume aus Harz ihr Nest in Gestalt eines Hohlzylinders. Sie schläft darin und legt in der Regenzeit ihre Eier hinein. Die Indianer glauben, daß das Harz von der Kröte hervorgebracht würde und, wenn man es verbrennt, Kopfschmerzen vertreibe. Eine solche Kröte im Hause zu halten, bringe Glück.

53. Die Schildkröte und das Fest im Himmel. — B.R. S. III. — Am Amazonas weit verbreitet. — Gehört indirekt zur zweiten Gruppe der Wettlaufmärchen mit dem Motiv „Hängen am Gegner"; vgl. Nr. 56, 113, 117.

54. Die Schildkröte und der Mensch. — C.d.M. S. 209 ff., Hartt S. 141 f. — Amazonas. — Die Märchen, in denen Intelligenz und Schlauheit über rohe Kraft triumphieren, indem die schwache und langsame Schildkröte (Landschildkröte: Testudo tabulata) die

stärksten und schnellsten Tiere, wie Jaguar, Tapir, Hirsch, sowie auch den Menschen besiegt, haben eine ungemein weite Verbreitung in Südamerika. Man findet sie in ganz Brasilien, besonders am Amazonas und seinen Nebenflüssen, und bis nach Paraguay hinein in fast wörtlicher Übereinstimmung. — Die meisten dieser Tierfabeln sind gemischten Ursprungs. Vielfach sind die Übereinstimmungen mit altweltlichen, besonders afrikanischen Erzählungen dieser Art auffallend. Es läßt sich heute schwer entscheiden, was davon auf amerikanischem Boden entstanden, und was durch Europäer und Negersklaven eingeführt und im Laufe der Zeit mit dem ursprünglichen Märchenbesitz verwachsen ist (vgl. K.Gr. 2. S. 302ff.).

55. Die Schildkröte und der Riese. — C. d. M. S. 215ff. — Ebenda. —

56. Wettlauf zwischen Schildkröte und Hirsch. — C.d.M. S. 185ff., Hartt S. 137ff. — Ebenda. — Die Erzählungen von dem Wettlauf zwischen zwei Tieren von ganz verschiedenen Eigenschaften, wobei der Schwache den Starken durch List überwindet, haben eine universale Verbreitung (Typus: Swinegel und Hase). Man kann sie in zwei Gruppen einteilen, die in den gleichen Ausbreitungsgebieten vorkommen; das eine Mal gewinnt das schwache Tier den Sieg mit Hilfe der Verwandten, das andere Mal dadurch, daß es sich an den Gegner hängt und von diesem unbemerkt zum Ziel getragen wird, vgl. Nr. 113, 117. — Aus den eingehenden Untersuchungen Dähnhardts scheint hervorzugehen, daß dieser Sagenstoff aus Indien, vielleicht seiner ursprünglichen Heimat, auf dem alten Handelswege zunächst nach Ostafrika gekommen ist. Von dort breitete er sich durch Zentralafrika, wo er noch heute bekannt ist, bis zur Westküste aus und gelangte dann durch Negersklaven nach Amerika und zwar zuerst nach Brasilien, von wo er auf die Indianer überging. (Vgl. Dähnhardt, Natursagen, Bd. IV, S. 54, 65—66; K. Gr. 2. S. 304f.).

57. Schildkröte und Tapir. — C. d. M. S. 175ff., Hartt S. 149. — Ebenda. — Taperewa: Spondias lutea, ein Baum aus der Familie der Anacardiaceen mit wohlschmeckenden Früchten, die an unsere Mirabellen erinnern und von dem Tapir und der Landschildkröte in gleichem Maße geschätzt werden. — In der Regenzeit ist die Erde so aufgeweicht, daß die Schildkröte sich leicht herausarbeiten kann.

58. Schildkröte und Jaguar. — C. d. M. S. 183ff., 192f., 194ff., Hartt S. 146ff. — Ebenda. — Die Schildkröte entwischt vor dem Jaguar in ein Loch und täuscht ihren Verfolger, der sie am Bein packt, auf dieselbe Weise und fast mit denselben Worten, wie in europäischen Märchen der Fuchs den Bären, sodaß wir wenigstens für diese Episode europäischen Ursprung annehmen müssen. (Vgl. Dähnhardt, Naturſagen, Bd. IV/2, S. 245f., K. Gr. 2. S. 302.) Der Schluß des Märchens ist eine in Südamerika weitverbreitete Erzählung. Bald flieht die Schildkröte, bald die Wildkatze, bald der Fuchs vor dem Jaguar in ein Loch und wird dort von der Kröte oder dem Habicht oder dem Geier bewacht, entwischt aber, indem

sie ihrem Wächter Erde oder Sand in die Augen wirft. (Vgl. K. Gr. 2. S. 302 f.) — Eine Landschildkröte hat ein Gewicht von 4 kg, und wenn sie von bedeutender Höhe herabfällt, kann sie den Jaguar töten.

59. **Die Entstehung des Tequendama-Falles.** — A. v. H. S. 20 f. — **Muysca** (Chibcha), Hochebene von Cundinamarca, Colombia. — Alte Flutsage, die zuerst L. F. Piedrahieta (Historia general del Nuevo Reyno de Grenada, p. 17) nach den Handschriften des Eroberers Gonzalo Ximenez de Quesada veröffentlicht hat. — Die Hochebene von Santa Fe de Bogota hat eine Erhebung von etwa 2500 Meter und ist offenbar ein alter Seeboden. Sie ist rings von hohen Bergen umgeben. Durch diese hat sich der Rio Funzha, der die Ebene bewässert, im Südwesten einen Durchbruch geschaffen und bildet hier, nach dem Tal des Rio Magdalena abstürzend, den etwa 450 Fuß hohen Wasserfall von Tequendama.

60. **Isi.** — B. R. S. 105 ff. — **Tariana**, Nordwestbrasilien, Rio Caiary-Uaupes. — Die Entstehung und das Zeremoniell des bei den arowakischen und arowakisch beeinflußten Stämmen des nördlichen Südamerikas weit verbreiteten, geheimen Männerbundes wird durch diese Mythe erklärt. — Die geheimnisvolle Art der Schwängerung bei der Geburt des Stammesheros kehrt in vielen Sagen wieder. Hier ist es eine doppelte. Durch eine unsichtbare Wasserschlange wird die Mutter des Heros gezeugt, die dann wieder durch den Genuß von Uakufrüchten befruchtet wird (Conceptio immaculata) und den Heros gebiert. Dieser verkehrt zunächst unsichtbar mit der Mutter, bis er sich als Mann seinem Volke zeigt. Das Feuer, das aus seinen Händen und Haaren strahlt, deutet auf seine direkte Beziehung zur Sonne hin. Sonne und Mond verleihen ihm Zauberkraft und lehren ihn die Gesetze des Männerbundes, die er dann seinem Volke mitteilt, nicht ohne dabei mehrfach auf Ungehorsam und Widerstand zu stoßen. So soll die Mythe auch die Rechte des Männerbundes gegenüber den zu Übergriffen neigenden Frauen legitimieren. — Der Schluß der Sage, Verbrennung des Zauberers und Entstehung der Paschiuba-Palme aus seiner Asche, ist nahe verwandt der Sage Nr. 62, die sich auf dieselben Mysterien bezieht. — Aus dem Holz der Paschiuba-Palme (Iriartea sp.) werden noch heute die großen Flöten verfertigt, die bei den Festen dieses Männerbundes geblasen werden. — Gewisse Züge der Sage erinnern an die Warrau-Mythe Nr. 2. — Uaku, Monopteryx sp.; aus den Samen wird ein Öl gepreßt. — Tokandyra, Cryptocerus atratus, große, sehr giftige Ameise.

61. **Das Haus der Jungfrauen.** — B. R. S. 119 ff. — **Tukano**, Rio Caiary-Uaupes. — Die Mythe gehört zum Sagenkreis des Caiary-Uaupes und stammt nicht vom Rio Branco, wie Barbosa Rodrigues angibt. Darauf deutet schon der Name des Sternbildes „Pino", der in der Tukanosprache „Schlange" bedeutet. — Unter dem „Jungfrauenhaus" ist wohl (ähnlich dem Junggesellenhaus der Cherente in Nr. 76) eine Art Kloster zu verstehen, in dem die Mädchen bis zu ihrer Hochzeit in keuscher Abgeschlossen-

heit lebten, und wo auch Kultgeräte aufbewahrt wurden. — Auch hier haben wir die geheimnisvolle Geburt des Heroen, der durch sein außergewöhnliches Äußere bei seinem Volke zunächst Furcht erregt, bis er sich durch Wundertaten Anerkennung verschafft und endlich zum Himmel geht. Auf der Suche nach der Mutter, die von einer Wasserschlange verschluckt wird, durchzieht er alle Länder, hinterläßt überall Söhne und wird so der Stammvater zahlreicher Nationen. — Agami, Trompetervogel, Psophia crepitans. Nach ihm ist eine Uferpflanze benannt, mit der sich, wie die Indianer sagen, die Trompetervögel beim Baden einreiben. In der Mythe reibt sich die Frau mit diesem Kraut ein und gehört dadurch erst zum Stamme des Gatten.

62. Die erste Paschiuba-Palme. — K.Gr. 1. S. 292f. — Yahuna, Nordwestbrasilien, Rio Apaporis. — Die Entstehung der über einen großen Teil des nördlichen Südamerika verbreiteten Mysterien des Sonnenheros wird durch eine kurze Erzählung erklärt. Der Held ist der Erzeuger des Wachstums und trägt einen ausgeprägten solaren Charakter. Er ist die Sonne selbst. Er kommt von Osten aus dem großen „Wasserhaus", wandert über die Erde und geht im Feuer gen Himmel. Die Verbrennung des Heros durch die Menschen wegen seiner magischen Eigenschaften ist ein vielen Mythen gemeinsamer Zug, der auch sonst in Südamerika vorkommt (vgl. die verwandte Isi-Sage Nr. 60). — Hervorzuheben ist der Hinweis auf das Meer, der sich in den Sagen vieler Inlandstämme findet und auf Wanderungen dieser Stämme oder der betreffenden Sagen schließen läßt.

63. Die Falken und die Sintflut. — N.U. S. 292ff. — Tembe, Ostbrasilien (Para, Maranhão). Ein einfaches Märchen schließt mit einer Flutsage, die mehrere Anklänge an ähnliche Sagen in Guayana zeigt. — Auch hier soll das Verlaufen des Wassers durch Herabwerfen von Früchten festgestellt werden.

64. Die Tochter des Königsgeiers. — N.U. S. 295ff. — Tembe. — Gehört zu den in Amerika weitverbreiteten Sagen vom „Besuch im Himmel" und ist Nr. 38 nahe verwandt, bis zu wörtlichen Übereinstimmungen (vgl. K.Gr. 2. S. 278ff.). — Im Anfang der Erzählung findet sich das „Schwanenjungfrau-Motiv" (vgl. Nr. 15). — Janiparana: Gustavia brasiliana DC. — Trahira-Fisch: Erythrinus tareira Cuv.

65. Der Raub des Feuers. — N.U. S. 289. — Tembe. — Das Feuer ist hier, wie in Nr. 80 die Sonne, ursprünglich im Besitz des Königsgeiers.

66. Der Erwerb der Nacht. — N.U. S. 289f. — Tembe. — Jakupewa und Arakwang, Penelope-Arten. — Uruwawa, Art Ziegenmelker. — Der Azang, der „taty" schreit, ist offenbar der Saçy, Sasy der Brasilianer: Coracina sp. Dieser Vogel ist manchen Stämmen heilig, weil er nach ihrem Glauben die Seelen der Verstorbenen in sich aufnimmt.

67. Der Knabe und der Bakurao. — N.U. S. 299ff. — Tembe. — Man warnt noch jetzt die Knaben: „Schieße nicht auf Bakuraos,

sonst lassen sie dich jenseits des großen Flusses!" — Bakurao ist ein Ziegenmelker. — Wie hier der Knabe, so verbirgt sich in Nr. 75 die Frau vor ihrem Verfolger in dem Kropf eines Reihers. — Manduvi, Erdnuß: Arachis hypogaea L. — Jutahi, Leguminosa. — Kopayba: Copaifera.

68. Der rollende Totenschädel. — N. U. S. 290f. — Tembe. — Bezieht sich unzweifelhaft auf den Mond (vgl. Nr. 85) und erinnert stark an den plötzlich auftauchenden, menschenfressenden Schädel in den Sagen der nordamerikanischen Prärieindianer, der schließlich in einen Abgrund kollert: die auf- und, in umgekehrter Stellung, untergehende Vollmondscheibe. (Vgl. Ehrenreich, Mythen S. 82.) Vielleicht gehört auch der gespenstische Kopf mit dem zahnbewehrten Rachen in der Karaja-Sage von den Zauberpfeilen, Nr. 74, hierher. — Sprechende Exkremente sind nichts Ungewöhnliches in indianischen Sagen. (Vgl. K. Gr. 2. S. 304) — Sipo, Schlingpflanze zum Binden.

69. Das Fest der Tiere. — N. U. S. 291f. — Tembe. — Der Gesang des alten Jaguars bezieht sich auf die Fliegen über dem Aas der von ihm getöteten Tiere. Dadurch beleidigt er die betreffenden Tiere.

70. Der Ursprung des Honigfestes. — N. U. S. 294f. — Tembe. — Die Entstehung eines Festes wird durch ein Märchen erklärt.

71. Kaboi. — P. E. S. 39. — Karaja, Zentralbrasilien, Goyaz. — Verwandt mit der Warrausage Nr. 1, nur daß dort von einem Herabsteigen des Volkes vom Himmel auf die Erde erzählt wird. — Aus Nordamerika kennen wir eine analoge Sage bei den Mandan.

72. Warum die Sonne langsamer geht. — P. E. S. 39. — Karaja. — Auffallende Übereinstimmung mit dem polynesischen Mauimythus.

73. Der Alligator und die streitbaren Weiber. — P. E. S. 41. — Karaja. — Amazonensage einfachster Form; in den Grundzügen nahe verwandt der Akawoiosage Nr. 34, was als einer der Beweise gelten kann für die kulturelle Beeinflussung, die die Karaja von Guayana her erfahren haben.

74. Die Zauberpfeile. — P. E. S. 43. — Karaja. — Zwei verschiedene Legenden sind hier in eine ziemlich lockere Verbindung gebracht. Vollständig erscheint nur die erste, die gemeinsame Züge aufweist mit Nr. 5, 39, 48.

75. Die Pirarukus. — P. E. S. 44. — Karaja. — Diese ziemlich zusammenhangslose und des Abschlusses entbehrende Legende ist augenscheinlich darauf berechnet, der Phantasie jedes Erzählers einigen Spielraum zu gewähren, um nach Belieben weitere Abenteuer und Begegnungen der Frau hinzuzufügen. Der Zusammenhang erscheint besonders an der Stelle gestört, wo das Kind vor Durst ein Vogel wird und davonfliegt; denn im folgenden wird nicht nur das Kind wieder genannt, sondern auch eine Schwester der Frau, von der vorher nicht die Rede war. — Im Anfang der Erzählung taucht der Pirarucu (Sudis gigas Cuv.), ein Wels, nicht als Fisch aus dem Wasser, sondern merkwürdigerweise in der Feder-

maske eines solchen, wie sie diese Indianer neben anderen Tiermasken bei ihren mysteriösen Tanzfesten in Gebrauch haben. — Wie hier die Frau, verbirgt sich in Nr. 67 der Knabe vor dem Verfolger in dem Kropf des Reihers. — Die „magische Flucht", mit der die Sage schließt, ist ein weitverbreitetes Märchen, das in unzähligen Varianten teils selbständig erscheint, teils als Episode anderen Erzählungen eingefügt ist. Wir begegnen ihm in den meisten Gebieten Asiens und Nordamerikas, vereinzelt auch in Südamerika (Nr. 83), ferner in Europa (vgl. Grimms Märchen, Nr. 79; Nordische Volksmärchen, Bd. I, S. 58f., Bd. II, S. 107; Russische Volksmärchen, S. 180f., 263f.) und Polynesien, wohin es wahrscheinlich durch asiatische Vermittelung gelangt ist. Als Entstehungsgebiet müssen wir Ostasien annehmen. Es ist häufig verbunden mit dem „Parasiten-Motiv": Der Held oder die Heldin muß einen Dämon lausen, kratzen oder kämmen, erkennt dabei an Abnormitäten im Haar, am Kopfe oder im Nacken des Unholds dessen wahre Natur und sucht sich ihm durch die Flucht zu entziehen, wobei sie verschiedene Gegenstände hinter sich wirft, die sich in Hindernisse für den Verfolger verwandeln. Ehrenreich (Mythen, S. 83ff.) hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt.

76. Der Stern. — F.d.O. S. 395ff. — Cherente, Zentralbrasilien, Rio Tocantins. — Eine typische Fiebertraumsage (vgl. Nr. 10). — Bei den Cherente wird der junge Mann in einer Art Kloster, koaran, dem Junggesellenhaus, erzogen. Er tritt als Knabe ein und bleibt darin, bis er heiratet. Die Sitte verlangt, daß die jungen Männer und Mädchen bis zur Hochzeit ihre Keuschheit bewahren. Wer dies nicht tut, erhält nur eine einfache Hochzeit, während die Keuschgebliebenen in wochenlangen Zeremonien zusammengegeben werden (vgl. Nr. 61). — Bacaba: Oenocarpus Bacaba Mart., eine hohe Fiederpalme.

77. Sintflut und Weltschöpfung. — T.B.1. S. 57ff. — Kaingang, Südbrasilien, Parana. — Diese Sage gibt die Erklärung von dem Verhältnis einiger Indianerstämme zueinander, ferner den Eigenschaften gewisser Tiere, endlich der Tatsache, daß fast alle Flüsse Südbrasiliens nahe der Küste entspringen und nach dem Innern des Landes, nach Westen, ihren Lauf nehmen, um sich mit dem Parana zu vereinigen. — Es ist eine Art politischer Tradition. Die durch das Konnubialverhältnis enger verbundenen eigentlichen Kaingang, Kame und Kayurukre werden mit den ihnen nicht stammverwandten, in eine gewisse Helotenstellung herabgedrückten, d. h. heute in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Kaingang stehenden Kuruton (oder Are) in Gegensatz gebracht. (Vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 17.) — Kayurukre und Kame, die Ahnherren der nach ihnen benannten Horden, treten episodisch als Schöpfer auf, wobei sie in einem gewissen Antagonismus zueinander stehen. — Das Gebirge Krinjijinbe ist die sogenannte Serra do Mar oder auch Serra Geral, die sich längs der Küste Brasiliens hinzieht. — Sarakura ist eine Art Wasserhuhn: Gallinula plumbea Vieill., dessen Schreien den Regen anzeigen soll.

78. Sintflut. — T. B. 1. S. 61 f. — Are, Südbrasilien, Parana. — Die Verfolgungen, denen die Are oder Kuruton, ein fast erloschener primitiver Tupistamm im Staate Parana, noch heute von ihren Nachbarn ausgesetzt sind (vgl. Nr. 77), werden in ihrer eigenen Flutsage mit einem Frauenraub explanatorisch begründet. — Wie in der Kaingang-Sage schaffen auch hier die Tiere das neue Land. — Die Flut wird ausnahmsweise durch Regen hervorgebracht; ebenso in der Flutsage der Kaschinaua, Nr. 84.

79. Die Zwillinge. — T. B. 2. S. 62 ff. — Guarani, Südbrasilien, Parana. — Gehört zu den Bruder- und Zwillingsmythen (vgl. Nr. 3, 28, 80, 102) und hat besonders mit den entsprechenden Sagen der Karaiben und Warrau (Nr. 28 und 3), aber auch mit der Yurakaresage, Nr. 102, eine Reihe von Zügen bis zur wörtlichen Übereinstimmung gemeinsam. — Der Vater der Zwillinge hat hier, nach seinen Attributen (Krone aus roten Arara- und Tukanfedern und feurigen Augen) zu urteilen, einen unzweifelhaft solaren Charakter, während die Söhne später selbst sich in die Sonne und den Mond verwandeln. — Ahan ist der Waldgeist, der „Herr des Waldes", Kurupira der Brasilianer.

80. Keri und Kame. — K. v. d. St. 1. S. 209 ff.; 2. S. 372 ff. — Bakairi, Zentralbrasilien. — Bruder- und Zwillingsmythe, die auf ganz primitiven Anschauungen beruht. (Vgl. Nr. 3, 28, 79, 102.) Abstammung von der Sonne: Der Name der Persönlichkeit, mit der diese Stammesmythe beginnt, Kamuschini, deutet auf die Sonne (kamu) hin. — Conceptio immaculata: Die Mutter der Heroen verschluckt zwei Fingerknochen von Bakairi und wird dadurch schwanger und zur Stammmutter des neuen Geschlechtes. — Der erste Teil der Legende spielt im Himmel, wo man noch heute die Begebenheiten in den Sternbildern usw. sehen kann. — Keri und Kame haben anfangs tierische Gestalt. Erst nach ihrer Verbrennung nehmen sie menschliche Gestalt an. — Sie zeigen deutliche Beziehungen zu Sonne und Mond. Beide Himmelskörper bringen sie als unbelebte Objekte, als Federbälle, in ihren Besitz. Keri wird der Herr der Sonne, Kame der Herr des Mondes, obwohl ihre Namen, die einer fremden (arowakischen) Sprache entnommen sind, die umgekehrte Bedeutung haben, was Ehrenreich (Mythen, S. 52, Anm. 1) damit zu erklären sucht, „daß bei dem betreffenden arowakischen Stamm, der die Bakairi-Mythologie beeinflußte, der Mond (keri) das wichtigere und bedeutsamere Wesen war. — Kame ist deutlich als Mondwesen charakterisiert. Er wird zweimal verschlungen, von seinem Bruder befreit und wieder belebt. Die Worte, die er dabei spricht: „Ich habe gut geschlafen", finden sich ebenso in zahlreichen Sagen dieser Art in ganz Amerika. — Zwischen den beiden Heroen herrscht, wie meistens in diesen Zwillingssagen, ein gewisser Antagonismus. Bisweilen artet dieser Gegensatz in Streit aus und endet mit einer Trennung oder sogar einem Totschlag. In der Bakairi-Legende wird der Gegensatz zwischen Keri und Kame durch die Verschiedenheit der Charaktereigenschaften erklärt. Keri erscheint kühner und stärker, aber auch intelligenter,

während Kame entschieden als Tölpel auftritt, der von seinem Bruder aus allerlei mißlichen Lagen gerettet werden muß. So „verbirgt sich hinter dieser Sage von den beiden Brüdern ein Naturmythus, der das Verhältnis von Sonne und Mond zueinander, ihren gemeinsamen und wieder getrennten Lauf, bei dem sie sich einander bald zu nähern, bald zu entfernen scheinen, sowie die wechselnden Phasen des Mondes zum Gegenstand hat" (Ehrenreich, Mythen, S. 51 f.). — Tukum-Palme: Astrocaryum; Buriti-Palme, im Norden Miriti genannt: Mauritia flexuosa. Aus den Fasern beider Palmen drehen die Indianer Schnüre. — Kayabi, Stammesname der Nachbarn und heutigen Todfeinde der Bakairi. — Paranatinga, großer Nebenfluß des Tapajoz, an dem eine Abteilung der Bakairi wohnt. — Ronuro und Kulisehu, Quellflüsse des Xingu. Am Kulisehu wohnt die östlichste Abteilung der Bakairi. Der Ronuro ist berüchtigt wegen seiner Stromschnellen und Katarakte.

81. Der Jaguar und der Ameisenbär. — K.v.d.St. 1. S. 235; 2. S. 383 ff. — Bakairi. — Eine humorvolle Jägererzählung. Der Jaguar ist, wie fast immer in diesen Geschichten, der Dumme und wird von dem schlauen Ameisenbär (Myrmecophaga jubata) fortgesetzt betrogen und verspottet. (Vgl. Nr. 58, 111.) — Jatoba-Baum: (Hymenaea Courbaril. mit hohem, schlankem Stamm, an dem der Jaguar nicht hinaufklettern kann. Aus der Rinde werden die Kanus gemacht.

82. Der Welt Anfang. — B.R. S. 245 ff. — Mundurukú, Zentralbrasilien, Rio Tapajoz. — Das Reich der Unterwelt ist, wie in Nr. 71, das Ursprungsland der Menschen. Hier wird es zufällig durch ein Gürteltier entdeckt, das ein Loch in die Erde wühlt, aus dem nun Stämme der Menschen hervorkommen. — Die Proben, die der Held zu bestehen hat, weisen eine gewisse Verwandtschaft mit den Sagen vom „Besuch im Himmel" auf; vgl. Nr. 38, 64. — Tukuma-Palme: Astrocaryum Tucuma. Der Stamm ist mit langen, starken Stacheln besetzt.

83. Die magische Flucht. — B.R. S. 131 f. — Mundurukú, Zentralbrasilien, Rio Kanuma. — Vgl. Nr. 75 und die Anmerkung zu Nr. 75. — Die rückwärts gekehrten Füße, an denen das eine Mädchen den Waldgeist erkennt, und die Unfähigkeit, einen Fluß zu überschreiten, sind Eigenschaften des Kurupira, der in so vielen Sagen der Indianer des Amazonas und Rio Negro eine Rolle spielt (vgl. Nr. 48 ff.). — Der Karang (Carão), Aramus scolopaceus, lebt an den Ufern der Gewässer und nährt sich von Sumpfschnecken, die er geschickt aus ihren Gehäusen herauszuziehen weiß. — Der Waldgeist bewahrte seinen Talisman, irgend ein Zaubergerät, vielleicht einen Bergkristall, wie ihn die Zauberärzte bei der Krankenkur gebrauchen, in einem Schneckengehäuse auf.

84. Die Sintflut. — C.A. S. 481 ff. — Kaschinaua, Westbrasilien, Alto Jurua. — Ursprüngliche Flutsage, verbunden mit dem Zwillingsmotiv. Ein Zwillingspaar verschiedenen Geschlechts,

das nach dem gewaltsamen Tod der Mutter durch den Krebs mittels einer Art Kaiserschnittes zum Leben befördert wird, gibt die Stammeltern des neuen Volkes. — Einer der Nachkommen holt die Dunkelheit, die in einer kleinen Kürbisflasche verwahrt ist, ferner die Stechmücken, die Wespe und den Schmetterling. — Eine Strafe wegen schlechten Hörens findet sich auch in der Sintflutsage der Kaingang, Nr. 77. — Ähnlich schließt eine Mythe der karaibischen Tamanako am Orinoco: Als ihr Heros Amalivaca von ihnen Abschied nahm, um in seinem Boot nach der anderen Seite des Salzwassers, von wo er gekommen war, zurückzukehren, rief er ihnen mit veränderter Stimme zu: „Ihr werdet die Haut verändern!"; d. h. ihr werdet euch ewig verjüngen, wie die Schlangen, Blatten usw. Ein altes Weib aber rief zweifelnd aus: „Oh!", was Amalivaca so verdroß, daß er nun sagte: „Ihr sollt sterben!" (Richard Schomburgk: Reisen in Britisch Guiana. Leipzig, 1848, Bd. II, S. 320. Nach P. Salvator Gilij.) — Pium, kleine Tagesstechmücke: Simulium sp. — Karapana, große Nachtstechmücke, Mosquito: Culex sp. — Mulattenbaum, „pau mulato" im Brasilianischen, eine Cinchonacea, sehr hoher Baum, der seine Rinde abwirft: Enkylista Spruceana Benth.

85. Der Mond. — C. A. S. 458ff. — Kaschinaua. — Eine für die Mondmythologie wichtige Sage. Die Vermutung, daß der rollende Schädel, der in so vielen Sagen der nordamerikanischen Präriestämme eine Rolle spielt, der Mond sei, erhält hier eine neue und zwar direkte Bestätigung; vgl. Nr. 68 und vielleicht Nr. 74. (Vgl. Ehrenreich: Mythen, S. 82; Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen. Leipzig, 1910. S. 209, 220). In der altweltlichen Mythologie sind solche Häupter auf die Sonne zu beziehen. — Die Worte, die der Kopf hier zu sich selbst spricht, bevor er sich entschließt, zum Himmel zu gehen und Mond zu werden, finden sich ähnlich in einer von mir aufgezeichneten Mondmythe der Taulipang (K. Gr. 2. S. 54.). Dort steigt der Mond an einer Liane, hier an einem Garn in die Höhe. — Die geheimnisvollen Beziehungen des Mondes zum Geschlechtsleben des Weibes werden hier erklärt. Ebenso wird die Entstehung der Sterne und des Regenbogens explanatorisch begründet. — Austausch von Pfeilen zwischen zwei bis dahin feindlichen Stämmen ist ein Friedenszeichen. — Kuta-naua und Mari-naua sind Stammesnamen und bedeuten „Leute der Jacy-Palme" und „Leute des Aguti". — Federkrone aus den gelben Schwanzfedern des Japu: Cassicus cristatus. — Nisch'po ist ein Strauch, der, gekaut, die Zähne schwarz färbt. — Makaschera, süße, ungiftige Maniok: Manihot Aypi Pohl. — Kara, Inhame, Knollenfrüchte: Dioscorea-Arten. — Bakupary, Fruchtbaum: Platonia insignis Mart. — Timbo, giftige Liane, um Fischwasser zu vergiften: Paullinia pinnata L.

86. Der wunde Mann, die Aasgeier und die Ratte. — C. A. S. 268ff. — Kaschinaua. — Im Gegensatz zu der Unbarmherzigkeit der Menschen spielen, wie in vielen Märchen, hilfreiche

Tiere eine Rolle. — Zu dem Satz: „Meine Leute versammelten sich und sprachen die ganze Nacht", ist zu bemerken, daß bei vielen Stämmen Südamerikas die Sitte herrscht, in der Nacht vor einem Jagd- oder Fischzug zusammenzukommen und Zauberformeln zu sprechen, um reiche Beute zu erlangen. — „Fluß des roten Arara" ist der Humayta, ein Zufluß des Muru, Nebenflusses des oberen Jurua. — Surubim, Art Wels: Platystoma sp. — Poikama, Hunu, Ascha sind verschiedene Arten eines vegetabilischen Fischgiftes.

87. Lehmhans. — C. A. S. 274 ff. — Kaschinaua. — Der Töpfervogel, von den Brasilianern „João de barro", „Lehmhans", oder „Bemtevi" (nach seinem Ruf) genannt, der kunstvolle Nester nach Art unserer Hausschwalbe baut, lehrt die Indianer den Hausbau und die Töpferei.

88. Wie der Hirsch die Kaschinaua den Ackerbau lehrte. — C. A. S. 235 ff. — Kaschinaua. — Urikury und Jacy sind Palmenarten; Urikury oder Urukury: Attalea excelsa, Palme mit riesigen Blattwedeln.

89. Nasenbär, Taube und Faultier. — C. A. S. 240 ff. — Kaschinaua. — Die Taube ist braunrot, als wenn sie mit Urukufarbe bemalt wäre, während das Faultier ein unscheinbares, schwärzlich-graues Fell hat, ähnlich der Genipafarbe von der Baumfrucht Genipa brasiliensis, die den Indianern zum Körperbemalen dient.

90. Die Jaguarin, die ihre Enkel fraß. — C. A. S. 276 ff. — Kaschinaua.

91. Wie der Zitteraal entstand. — C. A. S. 305 ff. — Kaschinaua. — Pirahiba, Surubim, Piraruku, Piranya, Trahira, Jandia oder Jundia sind Fischarten.

92. Wie die Wespe die Aasgeier betrog. — C. A. S. 245 ff. — Kaschinaua.

93. Isch'tika, die Kröte. — C. A. S. 227 ff. — Kaschinaua. — Ähnelt im Anfang etwas dem Arowakenmärchen von Adaba, Nr. 17

94. Der Krüppel, der sich in eine Schildkröte verwandelte — C. A. S. 196 ff. — Kaschinaua. — Gemeint ist die Landschildkröte (Testudo tabulata), die mit krummen Beinen komisc dahinwatschelt. Sie spielt, wie wir gesehen haben, in viele indianischen Märchen eine Rolle.

95. Die Ratte, die sich in die Fledermaus verwandelte. — C. A. S. 254 ff. — Kaschinaua. — Papaya: Carica Papaya L melonenähnliche, wohlschmeckende Baumfrucht.

96. Der auferweckte Ameisenbär. — C. A. S. 259 ff. — Ka schinaua. — Spott auf Jäger, die nicht Knochen eines Tapi von menschlichen Gebeinen unterscheiden können.

97. Dohit. — E. N. 2. S. 247 ff.; 3. S. 598 ff. — Mosetene, B livien. — Dohit ist nach dieser Mythe eine Art Donnergott. D Name seines Kameraden Keri bedeutet in vielen arowakisch Sprachen den Mond. Auch ist es der Name eines der Kult heroen der karaibischen Bakairi (vgl. Nr. 80), die das Wort sich

lich von ihren arowakischen Nachbarn entlehnt haben. Auch die Mosetene haben als Nachbarn Arowaken, von denen sie wahrscheinlich kulturell beeinflußt sind.

98. Die große Schlange. — E.N.2. S. 251ff.; 3. S. 602ff. — Mosetene.

99. Von dem Regenbogen, Opito. — E.N.2. S. 255. — Mosetene. — Gewisse Anklänge an Nr. 36. — Chicha, gegorenes Getränk aus Maniok oder Mais.

100. Weshalb die Boaschlangen nicht Menschen fressen. — E.N.2. S. 255f. — Mosetene. — Jonas-Motiv, nach Ehrenreich (Mythen, S. 53) „wohl das universellste aller mythischen Elemente". Ein nicht seltener Zug ist, daß der Held bei dem Abenteuer sein Haar verliert. — „Mari" bezeichnet eine aus Baumwolle gewebte Tragtasche. — „Tii" bezeichnet den blauschwarzen Saft der Genipafrucht, der zur Körperbemalung dient und lange in der Haut haftet.

101. Der Wildschweinkobold. — E.N.2. S. 470ff.; 3. S. 608ff. — Tumupasa-Takana, Bolivien. — Das in indianischen Sagen so beliebte Motiv der „bösen Schwiegermutter", die schließlich ihre Strafe erhält.

102. Tiri und Karu. — A.d'O. S. 209ff.; B.R. S. 252ff. — Yurakare, Bolivien. — Für die Vergleichung sehr wichtige Mythe, die, ausgehend von einem Sinbrand, zunächst das Verhältnis von Sonne und Mond im Sinne des Orpheus-Motivs behandelt. Der aus dem Baum entsprossene Mann scheint wegen seiner Zerstückelung und Wiederzusammensetzung ein Mondwesen zu sein. Wie in der Sage von Orpheus und Eurydike folgt er der Sonne oder in diesem Fall der Sonnentochter und verschwindet, als diese sich umdreht. — Die folgenden Erzählungen von den Erlebnissen und Taten des Tiri und Karu gehören ihrem ganzen Charakter nach zu den Bruder- oder Zwillingssagen (vgl. Nr. 3, 28, 79, 80), obwohl Karu aus einem Nagel Tiris geschaffen, also gewissermaßen sein Sohn ist. Auch dieses Heroenpaar trägt solaren und lunaren Charakter. Karu, der Schwächere der beiden, dessen Knochen von Tiri zusammengesucht und neu belebt werden, ist als Mond aufzufassen. — Das Aufsteigen aus einer anderen Welt durch ein Loch findet sich auch in Nr. 1, 71, 82 und ist ein in nordamerikanischen Mythen sehr gewöhnlicher Zug. — Mani-Strauch: Pistacia terrestris.

103. Warum die Guarayu im Rausch ihre Frauen prügeln. — J.C. S. 76f. — Guarayu, Bolivien. — Episode aus der Stammessage der Guarayu, eines Guaranistammes Ostboliviens. — Die Frucht Camaapu ähnelt einer kleinen, runden Tomate und ist von süß-säuerlichem Geschmack. — Die Keule ist ein Stock aus dem schweren Holz der Chonta-Palme, Guilielma insignis.

104. Die Pfeilketten. — J.C. S. 78. — Guarayu. — In ähnlichem Zusammenhange kommt die „Pfeilkette" in einer von Barbosa Rodrigues aufgezeichneten Legende vom Jamunda, einem linken Nebenflusse des unteren Amazonas, vor (vgl. Ehrenreich,

Mythen, S. 37). In Nordamerika findet sich dieses Motiv vielfach in Verbindung mit der weit verbreiteten Mythe vom „Besuch im Himmel": Der Held oder häufig zwei Brüder steigen mittels der Pfeilkette zum Himmel auf, um die Tochter des Himmels- oder Sonnenhäuptlings zu freien, und haben dort gewöhnlich drei schwere Proben zu bestehen (vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 49 f.). Offenbar handelt es sich um einen uralten amerikanischen Sagenstoff.

105. Weltuntergang und Raub des Feuers, I/II. — E. N. 1. S. 251 ff. — Chane, Bolivien. — Zwei ganz verschiedene Sagen, die denselben Stoff bei demselben Volk behandeln. Dies ist dadurch zu erklären, daß die Chane ein versprengter Stamm sind, der keine eigene selbständige Kultur mehr hat. Version I ist wahrscheinlich ihre eigene, während sie Version II von ihren Nachbarn und einstigen Herren, den Chiriguano, übernommen haben. — „Anya" sind die Toten. Unter diesen gibt es mehrere, die „tunpa", d. h. „groß" sind und übermenschliche Kräfte besitzen. Die Anyatunpa greifen in das Leben der Menschen ein; besonders die Zauberer stehen mit ihnen in Verbindung. — Eine solche anthropomorphe Auffassung der Sonne wie in I ist in Südamerika selten (vgl. Nr. 35). — Die Gewinnung des Feuers durch Tiere ist ein universell verbreitetes Motiv.

106. Die Erschaffung der Welt. — E. N. 1. S. 260 ff. — Chane. — Zwei der Tunpas, die in diesen Sagen auftreten, haben Tiernamen, Aguaratunpa (Fuchsgott) und Tatutunpa (Gürteltiergott). Es ist ein inniger Zusammenhang zwischen Menschen und Tieren. Diese Tunpas haben menschliche Leidenschaften, und besonders die Geschichte des Fuchsgottes ist eine Schilderung von allerlei Kniffen und Verbrechen. — Der Gürteltiergott ist etwas besser und steht auch höher (E. N. 1. S. 258, 260.). — Der „Weltbaum, der alle Früchte trug", spielt in Sagen Guayanas eine große Rolle (vgl. Nr. 29; K. Gr. 2. S. 33 ff., 259 ff.). — Algarrobo: Prosopis alba. Aus den Früchten brauen die Indianer ihr Bier. — „Ava" (Menschen) nennen die Chiriguano sich selbst. — Die Verteilung der verschiedenen Güter an die Indianer und die Weißen ist ein moderner Zusatz zur Sage; ein Motiv, das sich in etwas anderer Fassung auch in anderen Gegenden Amerikas findet. — Viscacha: Lagostomus; kleines Nagetier aus der Familie der Chinchillidae. — Tikitikiru-Käfer, wahrscheinlich eine Carambycide.

107. Tatutunpas und Aguaratunpas Verheiratung. — E. N. 1. S. 264 ff. — Chane. — Parallele mit Nr. 41, in der auch ein selbständiges Grabscheit und andere Zaubergeräte beim Ackerbau eine Rolle spielen. — Chiqueritunpa ist „der große Häuptling, der den Donner hervorbringt" (E. N. 1. S. 258.)

108. Wie Aguaratunpa seinen Bruder nach dem Himmelsgewölbe schickte. — E. N. 1. S. 270 f. — Chane. — Ein Bruder macht den anderen wieder lebendig; ein in den amerikanischen Mythologien ungemein häufiges Motiv. In der Regel erwacht

der Gerettete mit den Worten: „Ich habe lange geschlafen". (Vgl. Nr. 80.) Das allmähliche Wiederbelebtwerden und Erwachen des geretteten Bruders kennzeichnet diesen als Mond.

109. Die Frau, die ihrem Manne nach Aguararenta folgte, I/II. — E.N.1. S. 255ff. — Chane. — Aguararenta (Fuchsdorf) ist ein Dorf, wo die Toten (anya) wohnen. Es liegt im Osten. Des Nachts sind die Toten dort in Menschengestalt; am Tage gehen sie als Füchse, Ratten und andere Tiere umher oder gehen in einen Baumstamm. Jede Nacht sind in Aguararenta große Trinkgelage. Alle Chane kommen dorthin. Es ist ihr Totenreich, ihr Jenseits. Auch Lebende haben Aguararenta besucht und erzählt, was sie gesehen haben. Dieser Glaube ist auf Träume gegründet, die als wirkliche Erlebnisse gelten (E.N.1. S. 255, 257).

110. Der Fuchs und der Jaguar. — E.N.1. S. 289ff. — Chane. — Diese Sage hat nach Nordenskiöld eine weite Verbreitung in Bolivien. In etwas anderer Fassung hörte er sie auch in Mojos, Ostbolivien.

111. Wie die Schildkröte den Jaguar tötete. — E.N.1. S. 291f. — Chiriguano, Bolivien. — Gehört zu den in Südamerika weit verbreiteten Tierfabeln mit der Tendenz: Schlauheit überwindet rohe Kraft. (Vgl. Nr. 58).

112. Die Liebesgeschichte des Kolibri. — E.N.1. S. 292. — Chiriguano.

113. Wettlauf zwischen Zecke und Strauß. — E.N.1. S. 292f. — Chiriguano. — Gehört zur zweiten Gruppe der über die ganze Welt verbreiteten Wettlaufmärchen mit dem Motiv „Hängen am Gegner" (vgl. Nr. 56, 117).

114. Das Mädchen, das der Kondor raubte. — E.N.2. S. 168f. — Quichua aus Saipina, Bolivien.

115. Der alte Latrapai. — R.J. S. 31ff. — Pehuenche (Araukaner), Chile. — Gehört in bie Klasse der Sagen vom „Besuch im Himmel" (vgl. Nr. 38, 64) und stimmt mit den entsprechenden nordwestamerikanischen Sagen auffallend überein. Unter den Proben, die die Helden zu bestehen haben, ist der „Stachelsitz" ein weit verbreitetes Motiv (vgl. Nr. 82). — Das Märchen von Latrapai gehört offenbar zu den ältesten Sagen der Araukaner, die Lenz aufgezeichnet hat, dessen Material sonst stark mit europäischen Bestandteilen gemischt ist (vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 46, 49, 76; K. Gr. 2. S. 278ff.). — Latrapai ist nach Lenz ein rätselhaftes Ungeheuer der Pampa. — Pillan ist der Donnergott, wahrscheinlich die höchste Gottheit der alten Araukaner. Sein Name lebt in mehreren chilenischen Ortsnamen fort. — Die Brüder werfen die Nacht in einen Topf, damit vier Jahre lang ununterbrochen Nacht sei. Man sollte eher erwarten, daß der Tag (die Sonne) in einen Topf getan würde, damit es Nacht wird. In der Schöpfungslegende der Bakairi, Nr. 80, stülpen die Zwillingsheroen zeitweilig einen Topf über Sonne und Mond und schaffen dadurch erst den Wechsel von Tag und Nacht.

116. Die Totenbraut. — R.L. S. 29ff. — Pehuenche. — Bürgers

„Lenore" im Indianischen. — Ähnliches Motiv in Nr. 10. — Die Eheschließung bei den Araukanern ist formell Raub und Kauf. Der Bräutigam entführt die Braut oder läßt sie durch Freunde rauben. Darauf kommt der Vater des Mädchens und verlangt die Bezahlung. Erst wenn diese geleistet ist, wird die Braut rechtmäßiges Eigentum des Mannes (vgl. R.L. S. 236). — Wie die Pferde wird hier auch die Frau auf dem Grabe des Mannes getötet.

117. Wettlauf zwischen Bremse und Fuchs. — R.L. S. 44. — Pehuenche. — Gehört, wie Nr. 113, zur zweiten Gruppe der Wettlaufmärchen mit dem Motiv „Hängen am Gegner".

Verzeichnis der Abbildungen auf den Tafeln

Verzeichnis und Erklärung des übrigen Buchschmucks:

Für den Umschlag und die Initialen sind von Herrn Kunstmaler Hanns Anker hauptsächlich Muster auf Waffen und Gerätschaften der Indianer Guayanas und Nordwest-Amazoniens verwendet worden.

Die Streuzeichnungen sind Bleistiftzeichnungen der Indianer und beziehen sich meistens auf Tiere, die in dem betreffenden Märchen vorkommen. Sie sind dem folgenden Werke entnommen: Theodor Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst im Urwald. Berlin — Stuttgart 1905.

Leisten

Inhalt

Karaiben-Kalinya

Akawoio

Arekuna

Taulipang

Makuschi

Indianer am Rio Branco

Indianer am Rio Negro

Indianer am Amazonas

Muysca (Chibcha)

Tariana und Tukano

Yahuna

Tembe

Karaja

Cherente

Tumupasa-Takana

Yurakare

Guarayu

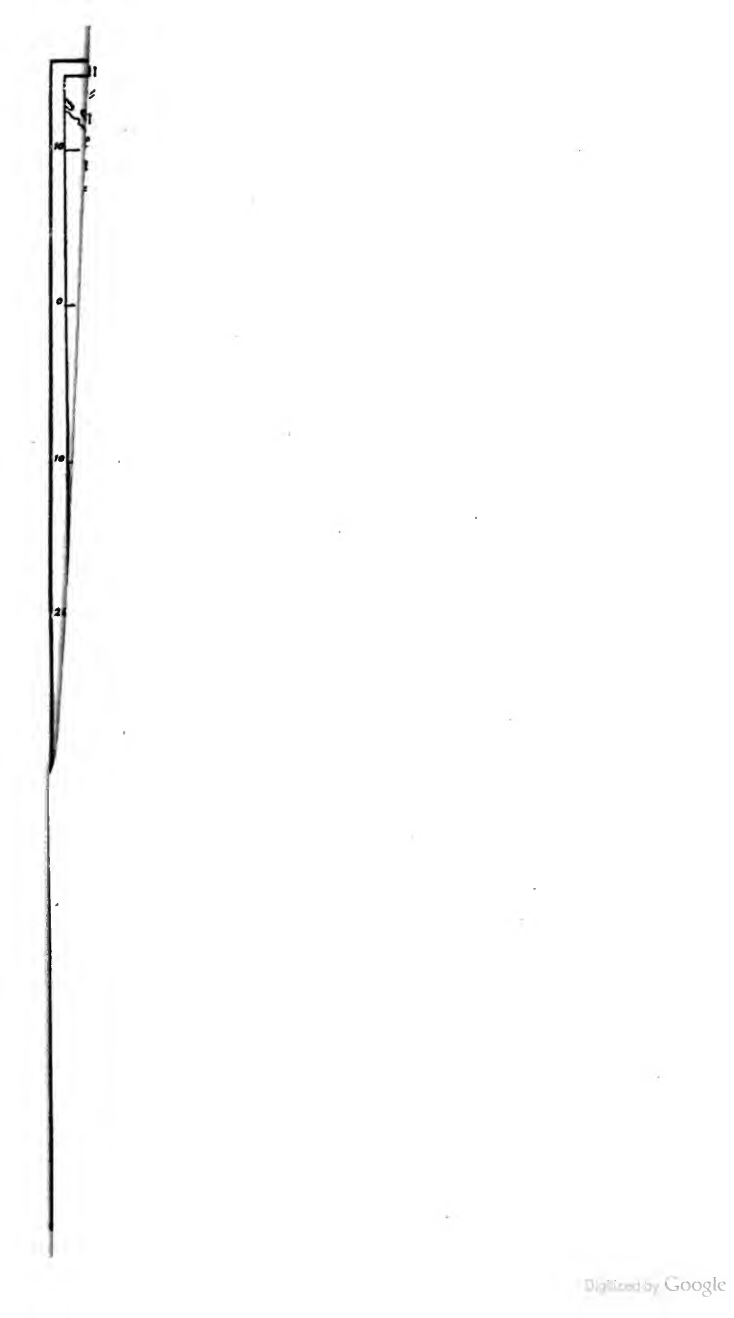
Chane

Chiriguano

Quichua

Pehuenche

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig



Außereuropäische Märchen:

Kaukasische Märchen. Ausgewählt und übersetzt von A. Dirr. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 1.—6. Tausend.

Der Band umfaßt nicht nur eigentliche Märchen, sondern auch andere Zweige der Erzählungsliteratur, wie Heldensagen (Narten- und Rustamsagen), Polyphem- und Prometheussagen, Tierfabeln, Schelmenstreiche, Schildbürgergeschichten u. a. Die Sammlung umfaßt das ganze Gebiet des Kaukasus vorzüglich die Bergstämme des eigentlichen (Großen) Kaukasus und die bunt zusammengesetzte Bevölkerung Transkaukasiens. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Aufzeichnungen stammt aus eigenen Aufzeichnungen. Wegen ihrer Unzugänglichkeit sind die Märchen kaum der engsten Fachwissenschaft bekannt.

Indische Märchen. Herausgegeben von Johannes Hertel. Mit sieben Tafeln. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 5. Tauf.

Preußische Jahrbücher: Ein reicher kulturgeschichtlicher Stoff, der die Eigenart des Volkes deutlich erkennen läßt, ist in diesen Erzählungen geborgen. Die ganze Farbenpracht der indischen Vorstellungswelt tritt in ihnen zutage, wir erkennen alle jene Vorzüge, die dem indischen Märchen das ihm eigene Gepräge geben: die Kunst des Aufbaus, die bewußte Steigerung in der Wahl der Darstellungsmittel und ihre wirksame gegensätzliche Verwendung. Kaum ein anderes Volk hat die Welt des Wunders so sehr als die seine betrachtet als das indische. Unbewußt, denn für die Kinder verschwimmen Geschichte und Märchen, Wirklichkeit und Dichtung völlig ineinander.

Chinesische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Abbildungen chinesischer Holzschnitte. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 19. Tausend.

Hans Bethge in der Wiener Abendpost: Es sind Stücke darunter, so blumenhaft schön und lieblich, daß man sie als Perlen der Märchenpoesie überhaupt bezeichnen muß. Die Phantasie feiert Feste in diesen Märchen — und doch ist alles wieder von so merkwürdiger Selbstverständlichkeit. Anmut liegt über den chinesischen Märchen, aber manches ist auch von einem starken, düsteren Realismus — und dann wieder weht ein zauberhaftes, überirdisches Klingen über die Geschehnisse hin. Richard Wilhelm, dem wir das verdienstvolle, an sorgsamer und liebevoller Arbeit reiche Buch zu danken haben, hat die bunten östlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutsch gefaßt.

In Vorbereitung:

Altindische buddhistische Märchen. Herausgegeben von E. Lüders.

Arabische Märchen. (1001 Nacht in ältester Gestalt.) Herausgegeben von K. Dyroff.

Ägyptische Märchen. Herausgegeben von G. Roeder.

Deutscher Märchenschatz:

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände. Herausgegeben von Paul Zaunert. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 13. Tausend.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bände. Jubiläumsausgabe herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. Buchausstattung von F. H. Schneidler. 21. Tausend.

Plattdeutsche Volksmärchen. Herausgegeben von Prof. Wilhelm Wisser. Buchausstattung von Bernhard Winter. 14. Tausend.

Europäische Märchen:

Nordische Volksmärchen. 2 Bände. Herausgegeben von Klara Stroebe. Band I: Dänemark und Schweden. Band II: Norwegen. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 15. Tausend.

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Herausgegeben von August Leskien. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Neugriechische Märchen. Herausgegeben von P. Kretschmar. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 10. Tausend.

In Vorbereitung:

Isländische Märchen. Herausgegeben von Andreas Heusler.

Lettische und litauische Märchen. Herausgegeben von M. H. Böhm und F. Specht.

Finnische und esthnische Märchen. Herausgegeben von August von Löwis of Menar.

Italienische Märchen. Herausgegeben von Walter Keller.

Türkische Märchen. Herausgegeken von F. Giese.







